Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nicht ausleihbar

BUCHBINDER
DÜSSELDORF

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

S. 177/178 fehlt vorderer Originalumschlag

vorhandene Tafeln: Titelbild

Taf. Nr 4	nach S. 110	
" " 6	" " 112	
1 ungez. Taf.	" " 170 —	fehlt
Taf. Nr 11	" " 174	
" " 12	" " 176	
" " 15	" " 180 —	fehlt
" " 16	" " 180	
" " 17	" " 182	
" " 18	" " 182	
" " 19	" " 184	
" " 20	" " 188	

1 ungez. Taf. am Schluss, Zugehörigkeit zu ds. Bd. nicht festzustellen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Drittes
Toiletten-Geschenk
für
Damen.

1807.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rara
Z 1000
73

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

38.4184

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

p. 16.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DRITTES

Toilette-Geschenk

Ein Jahrbuch

für

DAMEN

1807.

Leipzig bei Georg Voss.

C. Martin sc. in Leipzig.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rara

Z 1000
2 8

38.4184

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zueignung an Sophie.

Es ist unwillkührlich, bey einem Werke, das für Viele gehört, an eine bestimmte Gestalt zu denken, die darüber entscheiden wird, und der es zunächst geweiht ist. So war die Deinige, geliebte Freundin, auch mir gegenwärtig, da ich mit der Einrichtung dieser Blätter beschäftiget war. Gleich wie die Erinnerung Dein Bild mir vorführt: — wie Du in schöner heiterer Ruhe die verschiedenartigsten Gemüther durch Deine Nähe erfreuest; Dich mit sanfter Gefälligkeit dem Gespräch der Untergeordneten hinneigend, während Dein Sinn die Rede des Höhern auffaßt und ihr würdig begegnet: — (wie Du gern und spielend den Austausch des Witzes und der Laune beförderst und doch immer wieder treu und besonnen zum Ernsten und Heiligen zurück-

kehrst:) — und wie Du, was nun Dein Leben angeht, für den Schmerz Thränen, und für die wiederkehrende Freude doch offnen Sinn behältst — gleich so, dachte ich mir, müßten diese Blätter den Leser anregen, und ohne ängstliches Streben, dem Einzelnen Alles zu seyn, mancherley Richtungen leicht und ungezwungen in sich aufnehmen.

So übergebe ich Dir denn dieß Buch, geliebte Freundin, die ich mir am liebsten als Repräsentantin seiner Leserinnen denken möchte. Es geschieht nicht ohne den Glauben, daß Geübtere als ich bin, Vieles daran zu verbessern finden möchten, aber doch mit der Ueberzeugung, daß Nichts darin aufgenommen ist, was der Besten unter uns unwürdig seyn dürfte.

Lebe wohl, und mögen die Charitinnen hold bleiben unserm Bunde!

* * *

I.

Bildung zur Kunst

und

zum schönern weiblichen Leben.

---

1. Lina's Briefe an ihre Mutter.
2. Erscheinungen.
3. Briefe aus der Sächsischen Schweiz.
4. Ueber weibliche Kunstliebhaberei.
5. Der schöne Zirkel, oder Züge aus dem Portrait einer geistreichen Dame.
6. Ueber Schüchternheit.
7. Der Tituskopf, oder die Herrschaft der Männer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lina's Briefe an ihre Mutter.

Endlich, geliebte Mutter, darf ich Dir melden, daß mein liebster Wunsch in Erfüllung geht. Ja, es ist entschieden, wir reisen, wir nehmen Abschied von unserm friedlichen Thale, um die majestätischen Alpen zu begrüßen. Morgen mit Tagesanbruch geht es nach Basel und von da über Arlsheim und Solothurn in die französische Schweiz. O meine Mutter, ich werde den Ort sehen, dem Rousseau die Weihe gab; die Felsen, wo St. Preux Klagen verhallten; das liebliche Clarens, wo die zärtliche Julie athmete.

Schilt mich keine Schwärmerin, meine Mutter — was ist es denn anders als die Liebe, das der Natur eine Seele einhauchet? Sind denn nicht die Fluren ohne Glanz, die Wälder ohne Stimme, die Felsen starr und ohne Leben, wo ihr Athem nicht wehet? — — —

Mein Eduard, der sonst die Güte selbst ist, hat mir heute durch das Versagen einer Bitte sehr wehe gethan. Ich hoffte, daß diese Reise mich nicht von meiner kleinen Angelika trennen sollte, und rechnete fest auf die Einwilligung des Vaters, das Kind mitnehmen zu dürfen; aber er hat sie mir versagt. Es bleibt mir nun nichts anderes übrig, geliebte Mutter, als Dich zu bitten, Mathilden während unsrer Abwesenheit auf unserm Gute zu lassen. Wem könnte ich mein theuerstes Kleinod wohl lieber übergeben als dieser sanften, gefühlvollen Seele, die ja nicht bloß darum meine Schwester ist, weil ein Mutterbusen uns nährte, sondern weil auch unsre Gemüther eben so, wie die Form unsrer Gestalten, im schönsten Sinne des Worts Verwandte sind? Auch glaubst Du nicht, liebste Mutter, wie wohl dem holden Kinde das Landleben thut, wie fest ihre Gesundheit geworden ist. Es wird Dir nicht entgangen seyn, daß, als Du sie aus der Pensionsanstalt zu uns hersandtest, ein leiser Schmerz um ihre süßen Lippen schwebte, daß sie an einer tief verborgenen, ihr selbst vielleicht nie klar gewordenen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sehnsucht kränkelte. Jetzt ist dem reitzenden Geschöpf die ganze Heiterkeit — aller Glanz der schönsten Jugend wiedergegeben. Wie ein Reh fliegt sie an der Seite meines Eduard über Wiesen und Felder dahin. Bey tausend kleinen ländlichen Geschäften ist sie ihm Gehülfin, und oft in den ersten Morgenstunden, wenn mich noch lange der Schlummer umfangen hält, sind beyde schon längst durch Wald und Thal hinaus gezogen, oder ein Stück den Rhein hinunter geschifft, um irgendwo in der Nachbarschaft ein Frühstück einzunehmen.

Warlich — wäre ich der Eifersucht fähig — jetzt müßte diese Unholdin mir genaht seyn — so theilt sich Eduards Liebe zwischen mir und Mathilden. — —

Schon steht der Reisewagen gepackt im Hofe. Ich höre meinen Gemahl mit Mathilden durch alle Säle und Gemächer des weitläuftigen Hauses wandern. Hier ist noch ein Schloß zu untersuchen, dort noch eine werthe Habe zu sichern. Viele dieser Gemächer werden sich nicht wieder öffnen, bis fröhliches Jubelgeschrey dem ruhigen Hause die Rückkehr seiner Besitzer verkündet. Wie hängt doch der Mensch mit Liebe an seinem Eigenthum, an dem sichern, ruhigen Besitz! Wie wahrt und pflegt er das ihm Angehörige! Und doch treibt 's ihn ewig weg von der Heimath — doch drückt ihn Enge und Beschränktheit — doch sehnt er sich, frische Athemzüge zu thun, in die unendliche Ferne. O Du glaubst nicht, liebste Mutter, wie bewegt mein Gemüth ist, wie das Hin- und Herlaufen der Diener, das Hinunterschaffen der Koffer und Reisebündel seltsam zu mir herauf tönt! Jetzt schirren sie die Pferde an. Mathilde hängt weinend an meinem Halse. Wie blicke ich so wehmüthig um mich her! Werde ich denn alles so wiederfinden als ich es verlasse? Ihr lichtumglänzten Höhen der Ferne! oft hat mich aus diesen engen Fenstern der magische Schein, der eure Gipfel umsäumt, zu euch hinüber gelockt; wird er nicht in Duft zerfließen, wenn ich euch näher trete? werde ich nicht vielleicht im Herzen an einem schönen Bilde ärmer von euch zurückkehren? — —

Basel.

Hier sind wir, geliebte Mutter. Schon liegt das große Amphitheater der Schweiz weit und kühn vor uns ausgebreitet. Wie soll ich Dir die große kräftige Natur, diese schwellenden Berghöhen, dieses vielfache Grün des ernsten Jura, diese Thäler und Triften beschreiben! Was soll ich Dir von dem majestätischen Strome sagen, der sich hier kaum von seinem kühnen Sturze bey Schafhausen erholt hat! Und doch, meine Mutter, immer ist mir, als ob noch etwas fehle — als ob einst auf diesen Bergen Götter gewohnt hät-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ten, die nun hinunter gestiegen sind — nach denen mein Auge vergeblich sich umsieht.

Lausanne.

Ich komme von einer Wasserfahrt auf dem Genfersee zurück, meine Mutter — und zum ersten Male — ja zum ersten Male bin ich befriedigt von dem Eindrucke. Aber es war nicht der zitternde Stral des Abendlichts auf dem dunkeln See, nicht der rosige Schein um die Stirn der düstern Felsen von Meillerin — nicht das glühende Farbenmeer tief am westlichen Himmel, was die starre Rinde von meinem Busen schmelzte — es war der Wiederschein dieses Lichtes in eines Jünglings Auge — sein Glanz auf einer menschlichen Stirn. Erwarte keine außerordentliche Begebenheit. Ein stilles, ruhiges Ereigniß ist es, wovon ich Dir erzählen will; aber die Erinnerung daran berührt alle Saiten meines Gemüths.

Es war schon spät Nachmittags, als wir gestern in Lausanne ankamen. Wir hatten den Tag über große Anstrengungen gehabt. Ich war müde von der drükkenden Schwüle, und der bunte Wechsel von Erscheinungen, die noch immer wie Fremde an mir vorübergezogen waren, hatte mein Herz leer gelassen. Wie wenn man ein herrliches Buch vor sich aufgeschlagen sieht, wonach man lange sich sehnte — aber der Augenblick ist nicht da, wo man den Trieb fühlt, es zu lesen. Man blättert darin umher, das Auge ruht auf einzelnen göttlichen Stellen; aber es ist kein ordentliches Lesen: das Ganze tritt unklar vor den getrübten Sinn. Man eilt davon hinweg, noch unruhiger, noch unstäter, nach neuen Gegenständen sich umblickend.

Als wir angekommen waren, that mir Eduard den Vorschlag, uns nach einem Nachen umzusehen, um den kühlen Abend auf dem See zu genießen. Gleichgültig, ja fast unlustig ging ich ihn ein. Wir schlenderten am Ufer hinunter. Bald sprangen ein paar kleine Savoyarden, die ihre Sonntagshemden mit farbigen Bändern geschmückt hatten, an uns heran, uns ihren Kahn anzubieten, in dem bereits schon ein Fremder Platz genommen habe. Während Eduard sich mit dem einen Knaben in ein Gespräch einließ, holte der andre ein Bret aus dem Nachen, warf es herüber, und ich betrat es sogleich. Doch die Abendsonne leuchtete mir in's Gesicht, ich war geblendet, mein Fuß trat unsicher, ängstlich ergriff ich die Hand des Knaben, doch plötzlich fühlte ich mich von einer andern gehalten. „Ist es möglich," rief eine rührende Männerstimme, „kehren die Todten zurück aus ihren Gräbern!" Ich blickte auf, ein Jüngling war aus dem Hintergrunde des Kahns mir zu Hülfe geeilt. Ein Engelsglanz ruhte auf dem himmlischen Antlitz.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Nein! sie ist es nicht," sprach die Stimme wieder, und schnell sich begreifend, preßte der Jüngling seine Lippen auf meine bebende Hand. „Verzeihen Sie dieses unschickliche Betragen, schöne Fremde," sprach er mit edelm Tone und führte mich nach dem Hintergrunde des Kahns zu einem Sitze. „Eine wunderbare Aehnlichkeit — das magische Licht, das Ihre Gestalt umfloß" — —

In diesem Augenblick trat mein Eduard in den Kahn. Die Männer begrüßten sich, man setzte sich und der Kahn glitt vom Ufer. Seltsam beklommen blickte ich den dunkeln See hinab. Die Sonne hatte die Gebirge auf der einen Seite schon verlassen, und düster blickten die Felsen auf uns herab. „Dorthin müssen Sie sehen," sprach der Jüngling, „dort hinüber in das Thal von Vevay." Ich wandte mein Auge, ein Stral seines Auges berührte im Vorbeystreifen das meinige — und wie wenn sich an diesem Strale ein neues schöneres Licht entzündete, um seine sanften Flammen auf Alles auszuströmen, was uns umgab, so fühlte ich mich von diesem Blicke getroffen. Niemand sprach. Schweigend, wie die ganze Natur, feierten wir die letzten Augenblicke des scheidenden Tages. Doch leise berührten die Finger des Jünglings die Saiten einer Laute, die ihm zur Seite lag. Eduard bat ihn zu spielen. Sanft ließ er die vereinzelten Töne in einander gleiten. Allmälig hob sich eine rührende Weise aus den Klängen hervor, kühner bildeten sich Harmonien, mächtiger begann der Streit widerstrebender Akkorde. Doch, als sich der wilde Kampf der Töne friedlich gelöset, da glitten die Klänge wieder sanft und beruhigt in die enge Welt der einfachen Weise hinab, und leise verhallte die tiefe romantische Geisterstimme. Niemand von uns hatte Worte, seine Empfindungen auszusprechen. Doch nach einiger Zeit begann ein ernstes Gespräch der Männer über den Charakter der Instrumente, und Eduard, der die Wirkung des Horns auf dem Wasser über die eines jeden andern stellte, verabredete für den folgenden Tag ein neues Zusammentreffen auf dem See, und versprach seinen Jäger mitzubringen, der, wie Sie wissen, ein braver Hornbläser ist.

Wie waren wir so schnell bekannt geworden! — Noch wußten wir weder Stand noch Namen des Fremden — und schon war er Einer von uns. Und doch, wie verschieden war der Antheil, den Eduard an dieser lieblichen Erscheinung nahm — von dem meinigen! Die Worte, die er mir entgegen gerufen hatte, deuteten auf ein tief verborgenes Geheimniß. Ein wunderbares Band vereinigte mein Wesen mit dem tiefsten Leben seines Innern. Alles in mir sagte mir, daß wir uns auf irgend eine Weise angehörten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Nacht hatte sich schon auf dem See gelagert. Mir war sie willkommen. Ich konnte ungestört meinen Thränen Raum geben. Das Gespräch der Männer — von den Schwingen der Töne in höhere Regionen getragen, erfüllte mein Gemüth mit heiliger Andacht. Wie rührten mich die ernsten Worte des Jünglings! Wie tief, wie leidenschaftlos war nicht seine Ansicht der Welt! Wie war sein Urtheil so rein, sein Schmerz über die Nichtigkeit des Lebens so sanft und doch so innig! Was mochte dem jungen kräftigen Gemüthe so tiefe Wunden gegeben haben? O meine Mutter, was kann mehr rühren, als Demuth und Unterwerfung in einem kräftigen Gemüth — als ein sanfter Schmerz in einem starken Herzen! — —

Lausanne.

Wir sind noch immer hier, geliebte Mutter, wir können uns noch immer nicht trennen von dieser Gegend. Eduard hat sich einen Garten gemiethet am Ufer des See's, und wir werden gewiß noch mehrere Wochen hier zubringen.

Aber Du hast mich betrübt, geliebte Mutter. Du nennst in Deinem letzten Briefe meine Bekanntschaft mit dem liebenswürdigen Jünglinge ein gefährliches Abenteuer; Du warnst mich, die Eifersucht meines Gatten nicht zu reitzen. Ach, theure Mutter! nur die zärtliche Besorgniß für die Ruhe Deiner Kinder kann Dich entschuldigen, dies Wort ausgesprochen zu haben.

Kennst Du meinen Eduard nicht besser? Hast Du die schöne Klarheit, die tiefe Ruhe in seiner Brust vergessen? sein göttliches, sein stolzes Selbstgefühl? Nein, meine Mutter, diese hohe Seele vermögen Zweifel und Argwohn nicht zu erreichen. Hier ist alles Ruhe und Einigkeit mit sich selbst. Die leichten Wellen, die das Gemüth eines Weibes bewegen — die Seele eines Mannes sollten sie niemals erschüttern. Mein Eduard weiß, daß es wohl einem reichen Wesen noch außer ihm gelingen kann, mein Herz zu beschäftigen — aber mein Leben selbst aus der ruhigen Bahn zu reißen, die es an seiner Seite beschreibt, das ist unmöglich. Dies ist die Treue, die weder geboten noch erlassen wird; jene auf die Göttlichkeit des Gegenstandes gegründete Anhänglichkeit, die nicht bewacht zu werden braucht, die auf sich selbst beruht, und von sich selbst nicht lassen kann. Gäbe es nur viel Männer, deren Leben wie das meines Eduard's eine so große, ruhige Bahn beschriebe; kein Weib würde, eine fremde aufsuchend, sich selbst in unselige Irren verlieren!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lausanne.

Eine Unpäßlichkeit meines Eduard's, die ihn schon seit mehrern Tagen das Zimmer hüten läßt, stört uns einigermaßen in dem frohen Leben, das wir hier zu führen anfingen. Doch läßt uns auch dieser Zufall neue Vortrefflichkeiten an unserm schwermüthigen jungen Freund entdecken, die ihn uns beiden immer unentbehrlicher machen. Er ist Krankenwärter, Vorleser, Sänger und Arzt in einer Person bey Eduard, und alles, was er dafür zum Lohn verlangt, ist die Glückseligkeit, Abends ein paar Stunden mit mir auf dem See herum zu schiffen; etwas, wozu Eduard um so lieber seine Einwilligung giebt, weil er sich in diesen Stunden am übelsten befindet, und sich in solchen Augenblicken so unleidlich wähnt, daß er Niemanden damit zur Last fallen will — ein Vorzug, der ihn vor vielen andern Männern unterscheidet, die, wenn sie leiden, es gern haben, daß die ganze Welt mit gequält werde. Auf allen diesen einsamen Partien fürchtete und hoffte ich jedes Mal zugleich, daß der Jüngling, von dem wir jetzt wissen, daß er ein Schwede von vornehmer Geburt und begüterten Eltern ist — mir endlich einmal Aufschluß über sein seltsames Benehmen bey unserm ersten Begegnen geben würde; allein bis gestern erfolgte durchaus keine Erklärung. Doch sahe ich zu meiner großen Freude, daß er mit jedem Tage heitrer wurde in meiner Nähe, und als uns gestern Abend der kleine Nachen wieder aufnahm, da schien er sich nicht länger Gewalt anthun zu können. „Ich muß es Ihnen doch endlich einmal sagen, was mich so fest an Sie kettet, was Sie mir auf den ersten Anblick so lieb gemacht hat. Wollen Sie es hören?" „Ja wohl, will ich" antwortete ich gerührt, und meine Hand erwiederte den Druck der seinigen mit Innigkeit.

„Sie sind ein Engel" — sprach der Jüngling, und drückte seine Lippen leise auf meine Stirn. „Sie sind ein Engel, aber Sie gleichen einem noch viel seligern, einem Verklärten, den ich ewig beweinen werde. — Sie ist gestorben, die ich liebte — Sie hätten sie Schwester genannt," — fuhr er fort, und seine Thränen benetzten meine Hand. „Wollen Sie mehr von meinem Schicksale wissen?"

„Ja wohl" erwiederte ich, innig gerührt.

„Nun so lesen Sie diese Blätter. Ich habe sie für Sie niedergeschrieben, — lassen Sie sich die Zeit nicht leid seyn, die Sie darauf verwenden. Kindisch geschwätzig habe ich die schönen Augenblicke eines kurzen Glücks wieder in's Leben zu rufen gesucht. Jeder kleine Umstand, jedes noch so unbedeutende Bild ist mir in der Erinnerung ein wertherer Besitz, als ihn die reichste Wirklichkeit mir zu bieten vermag. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und doch vermag ich Ihnen nur den Grund zu zeichnen, auf dem das süßeste Bild meines Lebens sich gestaltete; die göttliche Erscheinung selbst ist ein Unaussprechliches, und ruht tief in dem Innersten meiner Seele." — — Hier endete das Gespräch.

Ich habe die Blätter mit meinem Eduard gelesen, liebste Mutter; ich sende sie Dir. Es ist eine Ahndung in uns aufgegangen, die Du bestätigen mußt, wenn wir daran glauben sollen. Du erhältst hier Alles, wie wir es aus Gustav's Händen empfingen (dies ist der Name des Jünglings). O wäre es wahr — was ein dunkler Glaube uns vorspiegelt — wäre Mathilde — —

Blätter der Erinnerung an Lina.

Sie haben mein ganzes Herz zu sich hingezogen. Ihre milde Gestalt hat Alles, was Licht auf mein Leben wirft, Alles, was mir heilig ist und theuer, in meine Seele zurückgerufen. Und eben darum möchte ich gern meine köstlichste, meine eigenste Habe mit Ihnen theilen, und diese Habe sind meine Schmerzen.

Wir haben oft von der freundlichen Gegend gesprochen, die Sie Ihre Heimath nennen: auch mir hat noch vor kurzem jene Gegend eine Heimath gegönnt. Ich hatte bereits mehrere Jahre in Deutschland zugebracht, als eine Reise durch die südlichen Gegenden dieses Landes mich nach S*** führte. Es war zu Anfang des Frühlings, das junge Grün drängte sich nur noch scheu und furchtsam aus der warmen Erde hervor. Die seligste Stimmung hatte sich meiner bemächtigt, das herrlichste Gefühl einer Freiheit und Unabhängigkeit, die ich nie gemißbraucht hatte.

Eines Abends, kurze Zeit nach meiner Ankunft in das mir noch ziemlich fremde S***, als ich, von einem Spaziergange zurückkehrend, in eine Gegend der Vorstadt gerieth, die mir ungemein reitzend erschien, hatte diese Stimmung den höchsten Grad der Lebendigkeit erreicht. Ich war für jeden Eindruck doppelt empfänglich und in einem Zustande der Exaltation, der für irgend ein romantisches Ereigniß nicht günstiger gedacht werden konnte. So stand ich auf der von Menschen wimmelnden Brücke, die über den Strom nach der Stadt führt. Der Fluß zog hier in den anmuthigsten Krümmungen an unzählig vielen kleinen Landhäusern und Gärten vorüber, die in kleinen Entfernungen von einander umhergestreut lagen. Von Zeit zu Zeit glitten zierliche Nachen mit lustigen Wimpeln und Flaggen über dem Wasser daher, die in einer nahen Bucht anhielten und fröhliche Menschengruppen an's Land setzten. Festgehalten durch den Anblick des regen Lebens und der Milde die abendlichen Land-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schaft, konnte ich mich nicht trennen von diesem Ort, und stand noch immer in ruhige Betrachtung versunken an das Geländer der Brücke gelehnt, als schon der wimmelnde Menschenhaufen sich verlor, und die Schatten der Dämmerung auf den Spiegel des Flusses niedersanken. Da tönte von fern her über dem Wasser ein süßer mehrstimmiger Gesang in meine Ohren, und bald ward eine kleine Gondel sichtbar, die ein Chor lieblicher Mädchen besetzte, an deren Spitze sich eine würdige Matrone befand. Näher und näher rauschte der süße Gesang. Die Stimmen der Mädchen klangen wie Sirenenlieder an mein entzücktes Ohr, ich stand wie verzaubert. Der Kahn hielt an, und gleich leichtfüßigen Nymphen sprangen zwölf Mädchen an's Land, alle in schimmerndes Weiß, alle lieblich und fast idealisch gekleidet. Schon sah ich sie im Geiste an mir vorüberziehen. Schon bereitete ich mich auf den noch holdern Anblick, den mir ihre Nähe gönnen würde, als die Matrone einen Seitenweg neben der Brücke einschlug und eine Gartenthür mit ihrem Schlüssel öffnete, durch welche eine nach der andern dieser holdseligen Wesen meinen Augen entschwand. Nur Eine, eine wahre Madonnengestalt, säumte noch länger — nur diese Eine warf einen Blick nach der Brücke hin, nur diese Eine gönnte mir den entzückenden Anblick ihrer holden Gestalt noch länger. Schon hielt sie die Thür des Gartens, der sie mir entziehen sollte, in ihrer Hand, und noch staunten die tiefen klaren Augen halb befremdet, und doch so still vertrauend, zu mir herüber, daß ich unwillkührlich einige Schritte näher trat. Da verschwand das liebliche Bild — doch nur auf einen Augenblick. Noch ein Mal öffnete sich die Pforte. Ich trat dicht vor das Engelsantlitz. Unwillkührlich bogen sich meine Knie. „So, nur so, kann dem Auge des Künstlers die Königin des Himmels erscheinen," rief ich, und küßte den Saum ihres Gewandes. Da überzog eine dunkle Glut die Lilienwangen. Die großen durchsichtigen Augen — durch deren Nacht man bis in die Tiefe des Gemüths zu dringen vermeinte, bewegten sich schüchtern — die ganze Gestalt bebte wie ein scheues Reh, das durch die Hecken lauscht und keinen Fußtritt wagt. — Die holden Lippen öffneten sich, als wollten sie verweisende Worte sprechen, aber die Töne der Stimme versagten; ein schmerzlich süßes Lächeln war Alles, was der holde Mund hervorbringen konnte. Da riefen die Gespielinnen innerhalb des Gartens, die Pforte flog zu, mein süßes Glück war verschwunden!

„Wer ist diese himmlische Gestalt? wem gehört sie an? wo werde ich sie wiedersehn?" — riefen alle Stimmen meines Innern — und plötzlich drängte sich ein Entschluß aus meinem Innern hervor.

Ich

Ich ging einige Schritte vorwärts und klopfte an dem ersten besten Häuschen, näher an der Brücke zu. „Sind hier Zimmer zu vermiethen?" „Ja" war die Antwort, „aber heute ist es zu spät, Sie müssen morgen wieder kommen."

Ich konnte kaum den Morgen erwarten.

„Nun, Sie sind ja recht früh wieder da," riefen mir die Leute am andern Tage entgegen. „Ja wohl" erwiederte ich, und verlangte die Zimmer zu sehen. Man führte mich über den Hof in ein kleines enges Seitengebäude. Man zweifelte, daß das niedrige Stübchen dem Herrn gefallen würde: allein kaum hatten die Leute die Thür geöffnet, so mußten sie mir meinen Himmel ansehen. Meine Ahndung hatte mich nicht getäuscht. Die Fenster führten gerade in den Garten, dessen Nähe mich anzog.

„Ich merke wohl," sagte der Wirth, „der Garten da unten gefällt Ihnen. Aber Sie haben leider nur das Hinuntersehen. Hinein darf Niemand."

„Will ich denn mehr?" rief ich entzückt, und drückte die Hand des Mannes gewaltsam.

„Nun, wie es Ihnen gefällig ist," meinte der Wirth, und machte eine Verbeugung. „Sehen Sie" fuhr er fort — und zeigte auf ein geschmackvolles Haus am obern Ende des Gartens, das, mit einem dunkeln Rebengeländer umzogen, sein inneres Heiligthum dem Auge der Neugier entzog — „zu jenem Hause gehört der schöne Garten. Er ist das Eigenthum einer Wittwe, die junge Fräulein aus der umliegenden Gegend in die Kost nimmt. Es sind Ihnen liebe Kinder darunter. Sehen Sie, da tritt eben die ganze Schaar die Stiegen des Hauses herunter." Ich sah hinaus — ein Schauer durchbebte mich — sie war es selbst, die süße Gestalt, die wie eine hohe Lilie unter den Uebrigen daherschwebte, eben so gekleidet als ich sie gestern erblickte, nur daß heute ein Schleier ihre Locken bedeckte, gleich einer Vestalin. Still verschloß ich das Fenster, als fürchtete ich sie zu verscheuchen — entließ den gesprächigen Wirth, gab Befehl, meine nothwendigsten Sachen heraus zu schaffen, und nun war mir, als ob der kleine enge Raum mein ganzes seliges Leben einschließen müßte. Wie labte mich die friedliche Stille, die hier wohnte! wie süß tönten mir die Nachtigallen Lieder aus den blühenden Gebüschen! Holdseliger hatte mich noch kein Frühling angelächelt. Nur aus der Ferne sah ich die geliebte Gestalt — aber ich durfte ihr nahe bleiben — wie ihr stiller Schutzgeist wähnte ich sie zu umschweben. Mir war, als ob mir aufgegeben sey, das holde Leben zu bewachen, das so still und ruhig unter Blumen daher wandelte — in den engen, reitzenden Umgebungen so geborgen schien

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vor jeder Gefahr, so unberührt blieb von der Welt und ihrem wilden Geräusch, das bis hieher nicht zu dringen vermochte.

Es war am Abend vor Pfingsten. Die Mädchen hatten sich den ganzen Nachmittag mit Blumensammeln und Kränzewinden beschäftigt. Jetzt schien das Tagwerk vollendet; sie machten Anstalten, den Garten zu verlassen. Man ordnete die fertigen Blumengewinde in zierliche Körbe, drückte sie im Scherz den Gespielinnen in die Locken. Auf allen Blüthen und Blättern zitterte ein mildes rosigtes Licht, wie es dem heiligen Abende des schönsten Festes ziemt.

Nur meine Lieblingsgestalt saß getrennt von den Uebrigen auf einer Terrasse in der Mitte des Gartens, und schien ihr Werk noch nicht vollendet zu haben. Sie saß vom Strale des Abendlichts umflossen, wie in ihrer eignen Verklärung, und ordnete still für sich neue Blumen zu einem frischen Kranze. Blaue Cyanen lächelten unter glührothen Nelken hervor, ihre Finger bewegten sich wie weiße Blüthen um das angefangne Gewinde. Jetzt schien ihr Auge noch etwas zu vermissen. Plötzlich stand sie auf, der unvollendete Kranz hing über ihrem Arm, mit Entzücken sah ich sie, sich meinem Fenster nähern, an welches sich dunkles Epheu hinaufrankte. Sie pflückte davon, ordnete das dunkle Laub unter die Nelken, als sollte es die Glut der Farben kühlen, und still ward der Kranz unter meinen Augen vollendet. Doch noch fehlten einige Blätter. Forschend hob sie das Auge zu den jüngsten Sprößlingen empor. Da begegneten ihre Augen den meinigen. — —

Wir hatten uns wiedergefunden, wir wollten uns ewig nicht lassen. —

O Lina! mußte ich darum dem Himmel so nahe gerückt seyn, um ihn auf ewig zu verlieren? —

Mit welchen Empfindungen erwachte ich am folgenden Morgen! Die ganze Natur schien das Fest der Liebe mit mir zu feiern. — Welch ein Pfingsttag! Wie festlich brannte das Sonnenlicht — wie freudig rauschten die Bäume — wie schimmerte der Thau auf den Blumen!

„Aber, wird sie Wort halten — wird sie mir ihren Morgengruß bringen — werde ich ihr himmlisches Lächeln wiedersehen, die süßen Worte der Liebe wieder von ihren Lippen vernehmen?“ so sprach ich zu mir selbst. Noch harrte ich vergebens, noch zeigte sich keine Spur. Noch war der Garten still und leer — die Thür des Wohnhauses noch fest verschlossen. Ich hatte keine Ruhe. Schon hallte das fromme Geläute der Kirchen aus der Städt zu mir herüber. Wie drang der Ton so schauerlich in meine Ohren!

„Sonst ist sie immer die erste — und heute, gerade heute.“ — Unruhig spähten meine Blicke

umher. Doch der Garten blieb einsam. Der Morgen verging, es kam der Mittag, ich wich nicht vom Fenster; aber selbst der Abend — die rosigten Stralen, die die scheidende Sonne wie süße Blicke auf das dunkle Rebengeländer des Hauses warf, vermochten nicht die Mädchen hervor zu locken. Kann ich es aussprechen? — Es kam noch ein Tag — ich harrte vergebens. — Am dritten endlich ließ mir die Unruhe keine Wahl. Wozu mich die glühendste Sehnsucht nach dem Anblick der Geliebten nicht vermocht hätte, dazu verleitete mich die Sorge. Ich steige aus meinem Fenster in den Garten hinab. Ich wage mich bis auf die vorderste Terrasse. Ich betrete die Stiegen des Hauses. Alles ist still; von innen die Fenster dunkel verhüllt. Da umfängt mich ein dumpfes Grausen — ich öffne die Thür — welch ein Anblick! — Ein Sarg steht aufgebahrt in der Mitte des Hauses. Ich starre zurück. Ich erkenne den Kranz von glührothen Nelken mit den dunkeln Epheublättern. Ich will aufschreien — da nahen die Träger; man gebietet mir zurückzutreten. Der Sarg wird aufgehoben. Aus einer Seitenthür treten in tiefe Trauer gekleidet die Mädchen hervor. An ihrer Spitze die Matrone. Noch einmal sammle ich alle meine Kräfte; mein Auge strengt sich an, die schwebenden Gestalten zu überschauen. Sie, die ich liebe, ist nicht darunter, sie ist die Todte. Besinnungslos sank ich zu Boden.

Als ich erwachte, fand ich mich allein. Das Haus war öde — Niemand war mir zu Hülfe gekommen. An allen Sinnen gelähmt verließ ich die Hallen der Trauer und kehrte durch den Garten zurück. Ich hatte keine Klagen, keine Thränen. Doch, als mein starr an den Boden geheftetes Auge einige der verwelkten Blumen bemerkte, die die Kränzewinderinnen an jenem glücklichen Abende hier zurückgelassen hatten, da löste sich der starre Schmerz in glühende Tropfen, da warf ich mich auf den Boden nieder — da nahm ich Abschied von allen Frühlingen meines Lebens. „Fort, fort von hier" — rief mir Alles entgegen, da ich in meine Wohnung zurückkehrte. — „Für dich hat hier keine Blume mehr Farbe, kein Baum mehr Schatten, kein Abend mehr Kühle. Hinaus mit dir in die Ferne — in den Strudel des Lebens, daß seine Wellen über dir zusammenschlagen." Wenige Vorbereitungen waren nöthig. Ich schrieb an meine Mutter. Ich meldete ihr meinen Entschluß. Ich nannte die Schweiz als das Land, wohin all mein Sehnen mich zog. — Geheimnißvolles Walten einer höhern Macht! Sie mußte ich hier finden — Sie, theure Lina — Sie, deren Erscheinung, als Sie vom Ufer des See's zu mir herabstiegen, dem Nahen der ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

klärten Geliebten glich — die ihren Himmel verläßt, um Worte des Trostes in die Seele des Verlassenen zu hauchen. Jene milde Ruhe, die die heilige Gestalt meiner Verlornen umschwebte, ist auch der Ausdruck der Ihrigen. Ihr Auge — nur tiefer und in sich selbst versenkter — Ihre Gestalt — nur mütterlich bestimmter, und höher, — das Ganze Ihrer Erscheinung — nur ernster und in sich geschlossener — ist Eins mit jenem holden jungfräulichen Bilde.

Kann es nun noch Sie befremden, daß ich so innig an Ihnen hänge? daß ich mich nie von Ihnen loszureißen vermag? daß ich Ihnen ganz und auf immer angehören will? — daß ich das Anerbieten Ihres Eduard's, Sie beide nach Deutschland zurück zu begleiten, und in Ihrer Heimath die meinige zu finden, so gern und freudig annehme? — — Und wollen Sie die Versicherungen einer tiefen Treue, einer unwandelbaren Liebe und Ergebenheit gern von mir annehmen? — —

Lina an ihre Mutter.

Lausanne.

Du antwortest mir nicht, geliebte Mutter? Du zürnst mir vielleicht — und findest in den Blättern, die ich Dir sandte, Grund, mit uns allen unzufrieden zu seyn? Ach, sey es nicht, gute, strenge Mutter! Bald, bald hoffe ich Dich wiederzusehn und an Deinem treuen Herzen zu ruhen. Dann sollst Du mir wohl vergeben müssen; dann — so sagt mir ein dunkles Gefühl meines Innern, dann soll sich alles frei und friedlich lösen, was Dir jetzt verworren und unklar erscheint! —

Leider hält meines Mannes Unpäßlichkeit noch immer an, und es geschieht gewiß, daß wir bald zurückkehren und für diesen Sommer unsern größern Reiseplan aufgeben müssen, so sehr sich mein guter Eduard auch dagegen sträubt, und seine Kränklichkeit leicht angesehen haben will. Ich verhehle ihm übrigens keineswegs, was mich, die ich mich doch ganz gesund fühle, dazu treibt, so schnell als möglich in unsere Heimath zurück zu eilen. Er selbst sieht mit gespannter Erwartung dem Augenblick entgegen, wo Gustav Mathilden sehen wird. Er theilt alle meine Vermuthungen und Wünsche. Wenn Du auch schweigst, liebste Mutter — wenn Du es auch nicht bestätigen willst — es ist doch kein Zweifel. Mathilde ist das holde Bild, das Gustav untergesunken wähnt. Sie lebt, die er als eine Todte beweint. —

War es nicht im vorigen Frühlinge, an einem Pfingsttage, daß sie unvermuthet in Dein Zimmer trat? Hattest Du nicht mit der Vorsteherin der Erziehungsanstalt, der Du sie in S*** anvertrautest,

die Verabredung getroffen, daß bey dem leisesten Anschein einer gefährlichen Krankheit unter den Zöglingen, Dir unverzüglich Dein Liebstes zurückgesendet werden sollte? Erfolgte nicht kurz darauf die Nachricht von dem Tode einer Gespielin Mathildens? Hast Du uns nicht das Alles selbst geschrieben, liebste Mutter? und wohnt nicht in den Augen des holden Kindes ein stiller, verschwiegner Kummer, den nur die Liebe zu deuten vermag? — Und ich sollte daran zweifeln, daß der Augenblick nahe ist, der Gustav's Schmerzen belohnen wird? Ach, dürfte ich ihm meine Ahndungen verrathen — dem schönen, schwermüthigen Jünglinge! Dürfte ich ihm zurufen — so oft seine Augen sehnsüchtig auf meiner Gestalt verweilen — „Sie lebt, der diese Blicke gehören, sie wird Dir Deine Treue belohnen! Ich habe Thränen gesehen, die Deinem Andenken flossen, Seufzer belauscht, die Dir gehörten" — — Noch wäre Reden zu früh, zu vermessen — aber wahrlich, meine Mutter, nie ist mir das Schweigen saurer angekommen, als jetzt.

Bern.

Eduard hat eingewilligt, liebste Mutter. Wir sind auf der Rückreise begriffen. Im künftigen Frühlinge wollen wir hieher zurückkehren, und hoffentlich nicht allein — hoffentlich begleitet von Allem, was uns theuer ist und lieb, selbst von meiner kleinen süßen Angelika, die dann größer und verständiger, ihrem Vater nicht mehr zur Last seyn wird.

Ich habe Mathilden geschrieben, daß sie uns auf eine halbe Tagereise entgegen kommen soll. Ich kann den Augenblick des Wiedersehens kaum erwarten. Niemand weiß von der Ueberraschung, die ich mir ausgedacht habe, selbst Eduard erfährt nichts davon. Je mehr wir uns der Deutschen Ebene nähern, desto trüber und in sich versenkter wird Gustav; ja die übel unterdrückte, oft muthwillige Freude in meinem Wesen scheint das seinige tief zu verletzen. Gestern machte er mir sogar Vorwürfe, und Eduard mußte ihm seine üble Stimmung mit ernsten Worten verweisen. Aber er soll sich schon wieder mit mir aussöhnen. Mir ist gar nicht bange, liebste Mutter — daß er immer mit mir zürnen werde.

---

* * *.

Seit zwey Stunden sind wir hier angelangt. Ich veranstaltete, daß wir einen Gasthof in der Stadt jenem anmuthig gelegnen an der Brücke vorzogen, weil die Vorstadt, so reitzend sie auch ist, durch ihren Anblick in Gustav gar zu traurige Erinnerungen hervorrief. Du kannst Dir denken, liebste Mutter, wie viel Ueberwindung es dem guten Menschen kosten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mochte, den Ort wieder zu sehen, dem er kaum erst entflohen war. Allein es war nicht zu vermeiden, er lag einmal auf unserm Wege. Auch hatte ich eine tiefere Absicht, hier zu verweilen, als meine beiden Begleiter wohl ahnden mochten. — Erräthst Du nichts, liebste Mutter? Hieher hatte ich Mathilden beschieden — hieher zu ihrer ehemaligen Erzieherin. —

Eben habe ich einen Boten nach der Kostschule geschickt, um zu erfahren, ob sie bereits angelangt ist. Alles ist vorbereitet. An demselben Orte, wo Gustav die Geliebte verloren gab, soll er sie wieder finden. Du erinnerst Dich, daß das Gartenhaus eine Seite hat, die in die Stadt geht. Ich zweifle, daß Gustav die kennt. Arglos wird er mich hin begleiten, wenn ich ihn dazu auffordere.

Jetzt kommt der Bote zurück — sie sind da — Mathilde und Angelika — der entscheidende Augenblick ist nahe — Gütiger Himmel, laß es gelingen! O, meine Mutter! giebt es ein süßeres Glück — als dem, was man liebt, Glück zu bereiten? —

---

* * *.

Es ist vorüber, meine Mutter! es ist gelungen! — O wärst Du Zeuge gewesen. — Ich bin wie ein Kind — Eduard ist wie ein Kind — er dankt mir, als ob ich ihm das Alles bereitet hätte; er nennt mich sein treues, sein holdseliges Weib.

Aber, kann ich wohl ordentlich erzählen? Wo nimmt man Worte für so etwas?

Wir gingen durch die Stadt nach dem Garten. Beide Männer folgten mir arglos — Niemand erkannte das Haus. Mit zärtlichen Begrüßungen trat uns die Erzieherin entgegen. Gustav war noch immer ohne Ahndung. Sie führte uns durch den untern Raum des Hauses, nach der Seite des Gartens; wir betraten die Stiegen der Treppe, die zu ihm hinunter führt. Nun wurde Gustav aufmerksam. Einige der Kostgängerinnen schwebten in der Entfernung durch die Gänge, da begriff sich der arme Gequälte, blickte mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes umher.

„Gott, hierher, hierher können Sie mich führen!“ war alles, was er hervorbrachte.

Da standen wir vor einer Laube, und Mathilde, mit dem Kinde auf dem Arme, trat uns entgegen. O, meine Mutter, sie glich in diesem Augenblicke einer Heiligen — man mußte sie Madonna nennen — und das Kind in ihren Armen einen Engel. Ich nahm meinen Liebling aus ihrem Arme, ich labte mich an den Küssen meines Kindes, ich sah nicht das Entzücken der Liebenden, ich hörte nicht den Jubel

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

meines Eduards, ich barg mein Gesicht an dem Halse der Kleinen. Doch, als sich Alle in meine Arme drängten, als Alles rief — Schwester! Geliebte! so wirf doch auch einen Blick auf uns, so sieh doch unser Glück, unsre Liebe: — da mußte ich ja wohl in ihre Augen sehen, und die glühenden Worte auf meinen Lippen fühlen, die das aufgeregte Herz ihnen eingab.

Nun mache Dich gefaßt, geliebte Mutter, uns Alle aufzunehmen. Wir kommen zu Dir — wir müssen die Erfüllung unsrer Wünsche in Deinen Augen lesen. — Keine Bedenklichkeiten — keinen Vorbehalt, meine Mutter — sie sind einander werth. Und wolltest Du ja die Eile mißbilligen, mit der ich handelte, so bedenke das Eine — bedenke es tief — daß ein Sieg, den man sich selbst abzugewinnen den Willen hat, in dem vollen Enthusiasmus des ersten Entschlusses vollbracht werden muß. —

* * *.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erscheinungen.

Du bist es schon gewohnt, liebste Freundin, mich mit etwas heterogenen Dingen auftreten zu sehen. Ich brauche daher nicht zu fürchten, daß ich von Dir mißverstanden werde, wenn ich in dieser meiner Eigenthümlichkeit einmal unser Geschlecht mit dem krystallenen Auge reiner Beobachtungen auffasse, und sie in ihrem individuellen Gewande an Dir vorüber gehen lasse. Erscheinungen sollst Du erblicken! und nichts als Erscheinungen! welche ihr Dunstgebilde zwar in verschiedene Gestalten kleiden, aber in ihrem bunten Farbenspiele Zusammenstellungen geben, welche bey näherer Beleuchtung wie der Nebel unter der Sonne zerfließen und nicht einmal das Andenken eines schönen Genusses zurücklassen.

Du wirst zwar sagen, die Erscheinungen des Lebens erzeugt bloß unsre Phantasie; wir schaffen und wirken in dieser Atmosphäre mit willkührlicher Gewalt. Aber ich stelle sogar die Behauptung auf, daß Alles, was sich unserer Ansicht darstellt, es sey physisch oder geistig, es begreife den Verstand oder das Herz, nichts als das flüchtige Daseyn wandelnder Lichtpunkte oder düstrer Schattengestalten sey. Wir selbst sind mit unserm Leben, voll der thätigsten Wirksamkeit, doch immer nur Erscheinungen, in denen wir die Gegenwart bestürmen, um der Zukunft zu begegnen; hingestellt auf diesen Planeten, um einem andern Lichte entgegen zu reisen. Was sind uns alle große Weltbegebenheiten der alten und der neusten Zeit, was die größten Männer aller Zeitalter, und wäre es selbst ein Schiller, anders, als Bilder, auf welchen wir weilen, die wir so lange festhalten, bis neue merkwürdige Ereignisse an uns vorüber ziehen, die unsre Aufmerksamkeit für Momente fesseln, bis wir endlich selbst in das Ganze übergehen, und nur selten das Wörtchen gewesen von uns bedeutend auf die Nachwelt übergetragen wird?

Aus

Aus diesem Sehpunkte her wage ich jetzt die äußern Regungen des Menschengewühls um mich her mir selbst deutlicher zu machen, indem ich sie nur mit leisen Umrissen in ihrer bunten Mannichfaltigkeit darstelle. Die schlichteste Prosa soll dabey meine Hand leiten, und keine poetische Einwirkung der Wahrheit der Zeichnung in den Weg treten.

Während ich mich in die Kreise der Fröhlichen mische, und mir durch die Zaubereien der Kunst bald da bald dort ein Sinnenkitzel bereitet wird, gleitet ein weibliches Wesen an mir vorüber, das mit selbstgefälligem Lächeln auf den Schimmer herabblickt, welcher sie selbst in diesem geschmackvoll gewählten Anzuge umgiebt. Sie übersieht zwar nicht das Schöne, was sich ihr in mancher jugendlichen Gestalt an die Seite stellt; allein es ist ihr nur darum bemerkbar, weil es ihre Lieblingsneigung für Putz und Mode beschäftigt, und ihr neue Erfindungen für die nächste Gesellschaft an die Hand giebt. Kalt ist sie für alles Uebrige, was den geselligen Verein erhebt, und gleitet dahin, angestaunt von der Menge, kaum bemerkbar für den tiefer dringenden Beobachter. Hier zeigt sich ein anderer Gegenstand, der in seinem von Jugend und Schönheit strahlenden Gesicht uns den Genuß der rauschenden Freude und das Streben darnach ankündigt. Die Blüthe soll fallen, ehe ihr Früchte entkeimen! Armes Geschöpf, warum betäuben dich deine eigenen Sinne? warum richtet sich dein Blick nicht auf deine eigenste Heimath? Mein Mitleid wird rege, aber ohne mich zu rühren, ziehst du an meinem innern Heiligthume vorüber. — Dort fallen meine Augen auf eine Frau, die mit gewandtem Geiste die Unterhaltung, wie der Maschinist sein Räderwerk, zu führen weiß. Ich trete näher, und mein lauschendes Ohr hört die Klänge der trivialsten Dinge. Ich ziehe mich zurück, aber noch verfolgt mich der Nachhall der mit duftenden Blüthen des Witzes durchflochtenen Rede. In meiner Erwartung getäuscht, wende ich mich zu dem entgegengesetzten Ende des Saals. Hier sitzt ein Weib in mittlern Jahren. Sanftmuth und Bescheidenheit sind die sprechendsten Züge ihres Gesichts. Dieser Ausdruck spricht zu meinem Herzen. Vertrauungsvoll ergreife ich die nächste Veranlassung, mich ihr mitzutheilen. Sie geht mit freundlicher Gefälligkeit darauf ein um — mir mit grellen Farben die Lebensläufe mehrerer gegenwärtigen Personen zu erzählen. Ich suche mich von dieser bereitwilligen Geschwätzigkeit so bald wie möglich loszureißen, und bey einem freundlichern Wesen auszuruhen, das mit Würde und Grazie die sie umgebende Menge zu bezaubern verheißt. Sanft fühle ich mich von diesem Liebreitz ergriffen. Endlich glaube ich das gefunden zu haben, was meinem Ideale

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des schönsten weiblichen Charakters entspricht. Ich gebe mich der reinen Begeisterung darüber hin; bis eine aufmerksamere Beobachtung mich in die leere Wirklichkeit hinab zieht. Die Maske fällt ab, und ich sehe eine studierte Coquetterie vor mir, die mit dem erborgten Glanze der liebenswürdigsten Weiblichkeit und einer angenommenen Natürlichkeit anlocken will. Noch zieht mich eine Gruppe tändelnder Weiber und Mädchen an, welche in unschuldigen Neckereien mit ihren Neigungen und mit der Schaar ihrer Anbeter sich spielend belustigen. Einen heitern Scherz froher Gemüther denke ich mir — auch dieser Anregung bedürfen wir zuweilen — und suche mich ihnen zu nähern. Allein die öde Gemeinheit ihrer Naturen hemmt nur zu bald meine Schritte. Ich gehe in die offene Thür des anstoßenden Zimmers. Hier stört mich das Geräusch der aufgehobenen Spieltische in meiner ernster gewordenen Stimmung. Bald bin ich jedoch durch die mir entgegen strömende Menschenmenge wieder hinein geschoben. Gesichter stoßen mir auf, welchen Ueberdruß und Langeweile ihre deutlichen Merkmale aufgedrückt haben. Ha! hier regt sich wieder die wahre menschliche Empfindung, rufe ich mir zu! Diese, gesattigt vom leeren Zeitvertreibe des Leidenschaft erregenden Kartenspiels, eilen hinweg, um sich der bunten Freude anzuschließen, die ihr weiter Saal bietet. Jene entführt vielleicht der sie erwartende Genuß lieblicher Kinder ganz aus diesem blendenden Kreise. Sie eilt, kaum halb umhüllt von ihrem Shawl, hinweg, um die versäumten Stunden einzuholen. Ach, es war eine neue Täuschung meiner der Miene der Gutmüthigkeit untergelegten Erklärung! Der nächste Augenblick riß auch diese hinweg. Stimmen flüsterten in meiner Nähe, die mir andeuteten, ich sähe den Leichtsinn vor mir, wie er, die Weiblichkeit verachtend, dem Besten, was Menschheit ist, Hohn spricht. Zeit- und Geldverlust ketten sich an den noch größern, unersetzlichen Verlust der weiblichen Tugend und ihrer schönsten Bestimmung. Das Schöne und Gute weicht der üppigen Schwelgerey der Freude und einer wilden Lust. Ich verliere den Muth, mich weiter darin umzusehen; denn der Juwel, der sich mir noch in ungetrübter Reinheit entdecken möchte, liegt mir hier entweder zu nahe oder zu fern, um meinem Auge begegnen zu können. Heil dem Bewußtseyn, daß es nur wandelnde Gestalten sind, die als Erscheinungen an mir vorüber gehen, und mich nur als drohende Spukgeister berühren!

Aus dieser bunt in einander wogenden Menge, die mit ewig wechselnden und immer wiederkehrenden Formen der sogenannten feinen Welt mir kein liebliches Bild zurückstrahlen will, sehe ich mich in dem

häuslichen Kreise unter den nähern Freunden und Bekannten eines liebenden Herzens um. Es begrüßt mich eine geschäftige Matrone, die, zur Befriedigung ihrer Neugierde, mit angelegentlicher Fürsorge in die häusliche Oekonomie eindringt, um durch ihre Rathschläge Anderer Einsicht und Kenntnisse herabzusetzen. Eine jüngere Vertraute glaubt sich dieses Herzens zu versichern, wenn sie gewisse Lieblingsneigungen, welche nur der Freundschaft erkundbar werden, ablauscht, um sie, wo es die Gelegenheit giebt, für ihre egoistischen Zwecke zu benutzen. Wehe! Hier hüllt sich der niedrigste Eigennutz in das Gewand der erhabenen Freundschaft. Ziehe vorüber in deinem Gange, Maske des heiligen Seelenbundes, ohne weiter beachtet zu werden. Aber, du Wesen, komm näher, das mit treuer Wahrheit sich an mein Inneres anschließt! Ach, ich will dich rein auffassen, um mir den köstlichen Genuß so lange als möglich zu erhalten. Doch plötzlich tritt ein feindlicher Dämon dazwischen. Laune, oder die einseitige Rücksicht konventioneller Verhältnisse zeigen sich in einem ungleichen Lichte. Ihr Herz schließt sich mir jetzt in schönen, bald in den häßlichsten Zügen auf. Gewarnt will ich mich nur nach dem umsehen, was die Freundschaft mir gewähren kann; ohne zu vergessen, daß es mir auch dann noch nur eine flüchtig ansprechende Erscheinung ist, die bloß in meiner Empfindung noch einen wohlthätigen Nachgenuß zurückläßt. Uebereinstimmende Gesinnungen, das gemeinschaftliche Streben nach höherer Herzensausbildung sind die Grundlagen, auf denen ich fortbaue, um mich der liebenswürdigen Frau v. N. näher zu bringen. An sie will ich mich schließen, um der rein geselligen Mittheilung im vollsten Sinne des Worts froh zu werden. Aber auch diese Hoffnung vernichtet die nähere Kenntniß ihres Charakters. Vorurtheile halten sie noch zu sehr umfangen. Das schöne Gemüth begrenzt sich in seiner eignen Sphäre, und wandelt seine Bahn in den abgemessenen Schritten des Herkommens und irriger Meinungen über das Thun und Treiben andrer Menschen. Herabgestimmter in seinen Forderungen, sucht der müde Geist bald einen Gegenstand auf, wo er Empfänglichkeit, sey es im Geiste oder im Herzen, für die nach Freundschaft und Anschließung dürstende Seele erwarten darf. Er will sich gleichsam ein Plätzchen suchen, wo er seine innersten Regungen niederlegen kann, um sie für die schönsten Augenblicke des Lebens aufzubewahren. Ach! umsonst schweift das Auge umher, dieses bescheidene Glück zu erspähen! Das schöne Gestirn verschwindet bey jedem Näherkommen seiner leuchtenden Gestalt. Bald sehen wir uns nicht verstanden von Menschen der gewöhnlichen Gattung, und ziehen uns bey dieser

Bemerkung zurück; bald stört uns ein Ausbruch des Leichtsinns und die Verirrungen des sittlichen Charakters in den aufgefundenen Theilnehmern unsrer Gefühle. Oder der trockene Boden ungünstiger Einwirkungen nimmt keine befruchtenden Mittheilungen auf. Allein stehen wir wieder da! Heil uns, daß auch dies nur eine vorübergehende Erscheinung ist, die eine höhere Nothwendigkeit herbeyführt, uns in unserm eignen Innern desto reicher werden zu lassen! Es sind die Wechselspiele des wogenden Lebens, welche im Laufe der Zeit erscheinen und verschwinden, um uns auf das Wesen der Dinge hinzuweisen, und es klar um uns werden zu lassen: das Nichtige der äußern Truggebilde. Die unbefriedigte Sehnsucht eines rege gewordenen Bedürfnisses läßt uns entweder Alles versuchen, ein Phänomen fester zu halten, oder mit flüchtiger Eile eines durch das andre verdrängen zu lassen, um sie dem Puppenspiele der Mode gleichzustellen, der wir nicht sklavisch fröhnen möchten. Es sind Nebel und Wolken, welche die große Frage des Seyns und Nichtseyns im Raume unsrer endlichen Natur verdunkeln, bis wir die höhere Sonne eines ewigen Friedens als einen freundlichen Stern erblicken, der uns immer näher rückt, je tiefer wir in die unerschöpflichen Tiefen des Herzens eindringen, und sie für uns, wenn auch nicht für alle Andre, immer reiner und offener erhalten.

C.

Briefe aus der Sächsischen Schweiz.

I.

Es ist Abend geworden, und die Sonne, die mir an diesem Morgen so klar entgegenstieg und die tiefsten Fernen der weit geöffneten Gegend in ihrem Nebelschleyer beleuchtete, ruht nun in der Rosenflur des stillen Abendhimmels. Umher richten sich die Berge Gottes auf, vor mir dehnt der prächtige Elbstrom seine Fluth und brennt feurig wie ein Purpurmeer, und die Wogen schlagen wie rosige goldne Flammen an meinen Nachen. — So mild wie der scheidende Abendstrahl, der auf diesem Blatte schimmert, ist die Erinnerung an Dich, meine Freundin, und so ruhig wie dieser Abend, der den Kranz der schönsten Tage meines Lebens schließt, möge jede Deiner Stunden an Dir vorübergehn. — Ich bin still geworden in meinem Innern. — Wiegt der sanft schaukelnde Kahn und die große Natur, die an mir vorüber gleitet, die Seele in diese tiefe Ruhe? — Die Töne der Abendglocken walzen über den Strom heran, und in dem Glanze der Abendröthe schweben vor mir die Bilder von dem, was ich sah; und jetzt, in dieser heiligen Stimmung, oder nie, muß ich anfangen, Dir davon zu schreiben und Dir die Gegenstände in der Ordnung vorüberführen, wie Du sie aufsuchen mußt, wenn einmal Dein Wunsch, die Sächsische Schweiz zu bereisen, noch in Erfüllung gehen sollte. — Wir waren von Pirna stromabwärts gefahren, eine zahlreiche Gesellschaft herrlicher Menschen, und kaum war das letzte Lied gesungen, als Pilnitz an dem Ufer der Elbe hervortrat. Ohne Dich erst bey den Herrlichkeiten dieses kurfürstlichen Landsitzes zu verweilen, den der offene, für Natur so empfängliche Sinn des Fürsten wahrhaft zu einem kleinen Paradiese umschuf, führe ich Dich gleich hinter dem Orte in einem Grunde aufwärts, an dessen Ende Du auf ein Mal in den Tempel der Natur eintrittst. Der Weg dahin ist an-

muthig und steigt nur gemach empor. Ein rauschender Bach, der uns in tausend kleinen Wasserfällen entgegenkommt, leitet Dich einer Mühle zu. Das hohe Moos in diesem Grunde, das sich stets von ewigen Quellen feuchtet, haucht liebliche Kühlung, und der reiche Wald weht säuselnd darin. Auch ist das Gras an einzelnen Plätzen, wo Du auf weichen Sitzen oder in einer Laube ruhen magst, sehr frisch, und die Nachtigallen singen Dir gar schön ein Wiegenlied. Die Damen hatten schon eine Laube eingenommen und harrten der Milch aus der nahen Mühle, als der Doctor bey der Gesellschaft ankam und sie durch seinen Protest bald heraus und zum Weitergehen nöthigte. Jetzt verlassen wir den Bach, und der Weg geht einförmiger und steiler an dem Berge hinan. Die Hoffnung der Dinge, die da kommen sollen, und die Erzählungen derer, die es wußten, hielten die Geduld auf dem stundenlangen Wege aufrecht und die Blicke auf den Pavillon, das Ziel des Weges, gespannt. Nur die Kleinen fragten mit matter Stimme, ob wir nicht bald nach Babylon kommen würden. Endlich öffnet sich oben der Wald. Rechts gelenkt! riefen die hinter uns. Da lag unter Bäumen auf dem Bergrücken die Einsiedeley; hier die Treppen hinauf, um über dem Walde zu stehn. Jetzt gilt es, so schnell zu seyn als man ungeduldig ist. Ich springe die Treppe hinauf, dem Jubel derer nach, die schon oben waren, und wie ich die Augen umhertrage und wie vom Zauberstab hervorgeschlagen die Paradiese eines ganzen Landes sich um und unter mir aufrollten und die Wonnen dieser Natur auf ein Mal hereindrangen, da erlag ich fast wortlos diesem großen Eindrucke. Ein flüchtiger Blick auf die Gesellschaft zeigte ein wunderbares Gemisch seltsamer Empfindungen. Henriette lehnte sich überwältiget an die Schultern ihres Mannes, der Pastor bewegte auf ein Mal alle Glieder, seine Knaben sprangen auf die Tische und jauchzten, und es dauerte lange, ehe die Empfindungen sich fügen wollten. Denn wir standen auf der Stelle, wo sich eine der größten und vielleicht die reitzendste Aussicht eröffnet, die man finden kann. Hier stand Stolberg, als er seinen Gesang:

In deinen Tempel tret' ich hin,
Natur, und bete an,

niederschrieb. Hier stand auch Friedrich der Große, beym Anfange des siebenjährigen Krieges, und rief: „Mein Gott, in welchem Paradiese wohnt der Kurfürst von Sachsen!" — Denn ein Paradies muß man diese Gegend nennen, in welcher die üppigste Fülle Italiänischer Fluren sich wunderbar mit dem frischen Charakter der nördlichen Gegenden vertraut hat. Tief unter Dir dehnt sich das lange Band des Stromes

und von seinem Ufer an hebt sich jenseits allmälig das Land aufwärts, und zeigt Dörfer und Pflanzungen ohne Zahl, und rollt sich immer weiter hinaus, bis endlich in unermeßlicher Ferne Alles in ein duftiges Meer verrinnt. Links halten die Riesen dieser Schweiz, der Lilienstein, der wahrhaft einem gelagerten bis an die Schultern sichtbaren Giganten gleicht, der Pfaffenfels, der Königstein u. a., ihre Felsenschilde der Sonne entgegen und gürten ihre Hüften mit blauen Wäldern. Rechtshin am Horizonte schwingt sich eine Schaar ferner Berge, und nach Dir her jagen auf dem Strome aufschwellende Segel und treiben nach Mitternacht zu, wo Dresden seine Thürme und die Masse seiner Stadt gelagert hat. Ueberall regt sich und drängt ein frölliches Leben. Tiefer Friede und reiche Fülle ist der Charakter dieser Gegend, und das ist es, was Deine Empfindungen so mild und ruhig macht, wenn sie sich über der Größe dieser Pracht erholt haben. Denn bald öffneten sich nun die Herzen und das Gespräch flog ruhig in den Ergießungen umher über das, was man sahe und empfand. Das Auge der Künstlerin — sie, vielleicht bald die größte Sängerin in Italien oder England genannt, der auch ihr Vaterland gerechte Verehrung weiht — sie schmückte den Kreis dieser Frölichen. Von ** aus ihrer theuren Henriette gefolgt, war sie entschlossen, die Reise durch die Sächsische Schweiz zu bestehen, und stand, die Freundin still umfassend. — Ihr Auge ruhte lange in diesem Labyrinth der unendlichen Fluren, bis sie gerührt zur Freundin sagte: „Ich werde doch in Italien mein Vaterland nicht wiederfinden." — Wir verweilten noch lange hier und — wenn Du nicht Lust hast auf dem Rückwege gebaute Ruinen zu sehn, die ein wundersamer Geschmack, der Alles mischt und das Seltsame hascht, hier aufführte, so schlag gleich den Weg nach Liebethal ein, wohin ich Dich bald führen will; denn schon dunkelt der Abend, die Sterne keimen wie Lilien aus der Himmelsflur und die Dämmerung zieht einen falben Schleyer über die Schrift. —

II.

Wir kommen nun in Gegenden, die, ganz verschiednen Charakters von diesem blühenden Gefilde, doch nicht minder Dein ganzes Inneres aufzuregen im Stande sind. Zunächst geht der Weg über Libethal und Ottowalde, durch enge furchtbare Felsengründe, die noch dieses ganz eigenthümlich haben, daß sie auf ebener Flur, rings von Feldern oder Waldung umgeben, ihren Schlund verstecken, der sich dann auf ein Mal vor dem betroffenen Wanderer aufreißt und ihn in die steilrecht gethürmten Felsenklüfte, nach einer grau-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sigen Tiefe hinabsehen läßt. — Doch zunächst führt vom Porschberge (so heißt die größte Höhe bey Pillnitz, auf der wir standen) der Weg an den Ort, wo der Liebethaler Grund in die sich senkende Gegend ausläuft, ein nach dem Genuß so schöner Gegenden etwas unerfreulicher Weg durch Nadelholz und Felder, an Oberboyritz, Graupe und Mockethal vorüber. Die Gesellschaft verlor ein theures Paar, das seiner Heimath wieder zueilte. Die Damen umarmten sich lange und weinten; es kostete einige Zeit, eh alles wieder in den rechten Gang kam. Doch nöthigte die große Sonnenhitze sich dergleichen Gedanken zu entschlagen und das nächste zu bedenken. Ein Zug mit Frauen vermischt bewegt sich langsam, zumal auf heißen sonnigen Wegen. Wir kamen jedoch noch zeitig genug an den Eingang des Grundes, um die Kühle seiner Beschattung zu genießen. — Georg (Du erinnerst Dich doch aus meinen Gesprächen an ihn, meinen brüderlichen geliebten Freund?) — eilte nach den nächsten Häusern, und ich natürlich mit ihm, um der Gesellschaft, den Damen zumal, deren Seele matt und müde war, Milch und Brod zu beschleunigen. Denn nun war der Arzt fort und wir hatten keinen Protest mehr zu fürchten. — Als wir zurück kamen, fanden wir die Gesellschaft in seliger Ruhe. Die Damen hatten sich neben einander in den Schatten einer Felsenwand unter blühendem Gebüsch in das hohe blumige Gras gelagert und waren entschlummert. Nebenan rauschte die Resenitz aus den Klüften hervor, eine Nachtigall sang, und milde Lüfte kamen von den Wogen herüber, um sanfte Kühlung über uns zu hauchen. Es war ein idyllischer Moment. Ich lag an der Seite meines Freundes, bald den Blick wendend auf die liebliche Gruppe der Schläferinnen, bald versunken in den Melodien der harmonischen Natur, die uns umfing. Georg sagte leise: „die schlafende Sängerin," und — erlaubst Du auch gern, daß ich einige Töne beyschreibe, die bey diesem Losungswort in mir anklangen?

Hingesunken bey den müden Frauen,
Ruht am Blumenhang die Sängerin,
Wo die Zweige Kühlung niederthauen,
Bächlein in die Wiesen ziehn,

Schlummert sanft beym lauten Fall der Wogen,
Von des heißen Pfades Gluthen matt;
Nachtigallen kommen hergeflogen,
Wo sie sich gelagert hat;

Aber nein! du schwebst im Abendstrahle:
An des Schlummers zart gewohnem Band
Heben dich aus diesem Felsenthale
Träume in ein fernes Land.

Mele-

Melodien tönen dir entgegen,
Jede wiegt dein Herz in Himmelslust,
Engelknaben küssen dich und legen
Sie in deine zarte Brust.

Und du lächelst, deinen Mund umschwebet,
Ueberirdisch süße Heiterkeit,
Und der heilig stille Busen hebet
Ahnend sich in Seligkeit.

Rausche sanfter, Bach, in deine Klüfte,
Daß noch nicht der Holden Ruh entflieht,
Endet euer Wehn, ihr kühlen Lüfte,
Nachtigall, dein Schlummerlied.

Daß sie lange noch in jenem schönen
Fernen Land mit Himmelsknaben singt,
Und die Brust von treu bewahrten Tönen
Ihrer Heimath wiederklingt. —

Lächelst Du über meine Begeisterung bey einer schlafenden Sängerin? O Du würdest es nicht, wenn Du einmal die Töne hören solltest, die aus diesem Munde hervorgehn und sich zu Melodien verschlingen, wie sie nie den Seligen vom Chor der Engel tönen würden, und die fröhliche Unschuld, die reitzende holde Weiblichkeit, mit der sie und ihre Freundin sich umspielen. — Wir ruhten lange an diesem anmuthigen Ort, und gingen endlich in die ragenden Felsenwände hinein, die kaum 8—12 Ellen von einander gerade aufsteigend, den romantisch wilden Grund bilden. Einsame Fichten ragen aus dem bemoosten Felsenblöcken hervor und nähren sich sparsam in einer Felsenspalte oder in ihrem Mooslager von dem Thaue des Himmels; denn oft sieht man eine umgestürzt, deren Wurzeln allein in einen moosigen Pelz verschlungen waren, der bey einem Windstoß vom Felsen aufgehoben wurde. Die Nymphen, die darin wohnen, werden mir danken, daß ich auf dieser Reise, beym Erklimmen der Felsen, hier und da eine in das Mooslager zurückhob und ihnen das Leben fristete. — Du mußt sie selbst sehen, diese gigantischen Massen der Wände, und die Fichten auf ihren Rücken gepflanzt, deren blattlose, wie aus bemoosten Felsen gehauene braune Gestalt wunderbar zu ihrer Heimath harmonirt; Du mußt selbst in die Wildniß treten, wo nur ein Waldstrom brausend durch die Felsen hervorbricht, wo alle Vegetation erstorben ist und nur dürftiges Gras und Brombeergestrüpp aus dem steinichten Boden treibt, und hier und da verloren eine Alpenblume blüht — um zu begreifen, was sich bey solchen Gängen in dem Wanderer regt. — Wir standen bald vor einer thurmhohen Felswand, die von den Steinbrechern unterhauen und an den Seiten abgelöst, zusammengebrochen war, und einen Theil ihres Riesenkörpers in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wilden Trümmern umhergestreut hatte. Das meiste hängt noch dräuend in der Luft, und man fühlt beym Anblicke der Arbeiter ein geheimes Grauen, wie sie gerade darunter so ruhig die abgebrochnen Stücke in Quater und Mühlsteine aushauen. — Jetzt hören die Steinbrüche auf, die bis hieher den Grund des Thales erweitert hatten; die Felsen ziehen sich enger zusammen; der Strom bricht wild hervor und erfüllt ganz den Grund; aus der Ferne tönt ein größeres Brausen, und der Pfad wendet sich seitwärts den Berg hinauf. Denn für den Bedächtigen ist hier nicht durchzukommen; er muß sich begnügen, die Herrlichkeiten von oben herab zu schauen, die dieser Grund in seinem wilden Schooße hält. Hier endete unsre Wallfarth für diesen Tag; doch zog es mich dem gewaltigen Brausen nach in die geheimen Klüfte des Grundes, und ich beschloß, morgen muthig durch den Strom in sie hineinzudringen. Wir wendeten uns nach dem heimathlichen Pirna hinüber, durch eine große Fülle hochgrasiger Wiesen, die hier ein neuer Grund, dort ein schöner Wald verborgen hielt. Der Abend ruhte mild in seinem Rosenbette, von seinem Gold schimmerte das hohe Getreide neben uns, und die Wipfel der Waldungen leuchteten hell. Es erwachten die Kühlungen auf den Wiesen, und in meiner Brust das Gefühl eines nicht verlornen Tages. Die letzten Gluthen am Himmel versanken schon, als wir über die Elbe fuhren; es war spät geworden, doch nicht zu spät für die Sorge der mütterlichen Wirthin, die ihre Kindlein mit dem wohlbewahrten Schmaus erquickte. —

III.

Welch' ein glücklicher Zufall, der mich, den Fremdling, in diese Familie, in den Kreis so herrlicher Menschen führte! Hier gingen die Stunden, die zwischen unsern Wanderungen durch die Felsenthäler der Gegend lagen, so schön vorüber, und die gegenseitige Liebe zum Herrlichen streute wunderbare Blumen auf ihren Weg! — O des Armen, der nie in dem Sonnenschein so schöner Tage sein Herz wärmen, in dem Kreise von Würdigen Glauben an die Menschen gewinnen konnte! Ihm fällt dann kein Strahl der Erinnerung wohlthuend auf die Erscheinungen des dunkel wechselnden Lebens, kein Vertrauen kehrt in seinen Busen zurück, wenn die, denen er nahe kam, es daraus vertrieben haben! —

Wir waren den folgenden Tag wieder bey guter Zeit auf unserer Wallfarth begriffen; doch die Gastlichkeit folgte uns geschäftig auch hier noch nach. In Lowen, einem Dorfe zwischen dem Liebethaler und Ottowalder Grunde, saß die Gesellschaft noch schmau-

send auf der Pfarre beym Vater Eines aus der Gesellschaft, als ich aufbrach, um mir die Zeit zu Nutze zu machen und durch den Liebethaler Grund zu dringen. Ich gelangte bald an die Stelle, wo der Waldstrom aus der engen Felsenkluft hervorbricht, und sprang muthig hinein auf die hervorragenden Steine. — So ging es ohne Gefahr des Ertrinkens, doch nicht ohne manches kleine Taufbad, vorwärts, indem ich wechselseitig meine ganze Voltigir- und Kletterkunst zu Hülfe rufen mußte, um bald einen ziemlich fernen Stein nicht zu verfehlen, bald an den Felsen emporzuklettern und einer gefährlichen Partie zu entgehn. — Aber wie belohnend für die kleinen Gefahren umfing mich hier dieser tosende Abgrund einer ungeheueren Natur! Das Brausen des hundertfach gebrochenen Stroms schreit alle Gefühle wach; ganz nahe bedrängen mich und dräuen hoch über mir die furchtbaren Felsenmassen, und an ihnen hin schwimmt klar und ruhig das Stücklein Himmel, das sie mir übrig ließen, und sieht still herab in den wilden Tumult des bergetiefen Schlundes. — Es wurde mir mit der Zeit unheimlich in dieser grausen Einsamkeit und die Passage immer bedenklicher. Jetzt wendete sich aber das Wasser um einen vorragenden Felsen, und welch unerwartet großes Schauspiel trat hervor! Ueber 1000 Ellen riß sich der wilde Grund seiner Länge nach vor mir auf, und sein Lager stieg allmälig aufwärts nach der ebenen Flur und dem oben liegenden Dorfe.

Aber von da oben herein brach der Strom und stürzte sich wild und schäumend gegen die aufstrebenden Steine aus einem Wasserfalle zum andern, durch das abschüssige Bett in Einer Richtung herab bis zu mir. Eine Brücke schwang sich darüber und ließ unten hin bis zum äußersten Ende des Stroms hinansehen. Die Lochmühle drehte zwar ihre Räder, aber ihr Brausen verschwand in dem allgemeinen Tumult; die Hunde kamen heraus, um dem Manne da unten entgegen zu bellen, aber ich sah nur ihre Mäuler wackeln, so viel Mühe sie auch sich zu geben schienen. Ein 9 Ellen tiefes Loch, wo das Wasser bey der Mühle hineinstürzt, vermehrte noch das Getöse. — Wenn sich irgend unter einem Bilde die Weltgeschichte in großer Anschaulichkeit darstellen läßt, so ist es hier der wilde Kampf der Natur. Hier dieser Strom, der wie eine Wasserschlange die weißschaumigen Ringel seines Riesenkörpers hebt, und die Steine benagt und den Grund auffrißt, an dem er hingeht, ist der Strom der Zeiten. Jahrtausende hat er schon geschäumt und so tief den Grund ausgehöhlt. Die Jahrhunderte ragen wie graue Felsen neben ihm auf, die er enthüllt hat, und aus ihren Spalten treten die Gestalten der Unvergeß-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lichen und Helden wie braune Fichten hervor, die hier ein wenig Moos und dürftiges Erdreich wachsen läßt. Oben darüber schwebt ruhig das ewige Schicksal, der blaue Himmel, und weiße Wolkenflocken ziehen an ihm hin; doch unten braust in dem wilden Grunde der Gegenwart ewig furchtbar der Strom, und wer weiß, zu welcher Tiefe hinab er sein Lager noch betten wird. — Jetzt schienen mir die Stimmen von dem ganzen Erdball aufzusteigen und an einander zu schlagen und in ein fernes großes Brausen sich zu verlieren. Alle klangen darein, die Töne der Lust und die des Schmerzes, und gaben zusammen der Zeit die große Stimme, mit der sie durch die Jahrhunderte hinruft. — Doch ich darf jetzt meinen Gedanken nicht zum zweyten Male nachgehn, die mich nun noch durch dieses Thal leiteten und noch in mir fort webten, als ich schon über die Brücke hinweg und auf einer steilen Treppe an den Felsen hinaus in die ebene Flur gestiegen war, wo ich nun bald zur Gesellschaft kam, die sich indeß zum Gang nach dem Otto-walder Grunde gerüstet hatte.

Solltest Du einmal in jene Gegenden kommen, so laß Dich nicht nach dem Eingange dieses Grundes, sondern rechts neben Ottowalde zu der Treppe führen, auf der man wie in einen Brunnen in diese Schlucht hinabsteigt. Der Grund liegt ganz unsichtbar, selbst wenn man ihm nahe ist, zwischen schönen Fluren versteckt. Ein schmaler Streif Waldes ist alles, was man über die Felder hinlaufen sieht: es ist das Gebüsch, womit seine kaum 6—8 Ellen breite Mündung bewachsen ist. Und in diese enge Kluft geht es nun steilgerade hinab, so tief, daß Du zwey Thürme auf einander und hinein setzen könntest, und der zweyte würde nur sein Fähnlein über der Mündung drehn. — Es war ein heißer Tag; aber man ist nicht lange gestiegen, so haucht die Kühle schon aus der Tiefe herauf, in die man endlich hinabkommt, und sich dann ruhig auf ein Bänklein setzen oder in das Moos lagern muß, um zu bedenken, was man sieht. — Man glaubt in die Wohnung des Schweigens gesunken zu seyn. Hier wohnt der Tod. — Kein Laut der lebendigen Natur dringt herab; nur zuweilen schreit krächzend ein Klippenvogel auf und ruft ängstlich hinein in die ewige Stille. Das Laub, das Dein Finger bewegt, rauscht laut und merkbarer neben Dir. Feuchtende Tropfen dringen aus den Felsen und nässen ihre braune Ungestalt, und thauen herab in das hohe Moos. — Wie zogen alle meine Gedanken so in mich selbst zurück, wie wurde es stiller in mir, aber auch nie so wohlthuend ruhig als in diesem Augenblicke, wo ich hingeworfen von dem tiefsten Abhang, ausruhte in diesem geheimen Schooß der Natur, und die Blicke

bald an den schwindelnd hohen Felsen emporgleiteten, bald lieber in sich selbst versunken wären, und sich schlossen, um die Seele den Bildern zu überlassen, die sie ihr zugeführt hatten. —

Die Gesellschaft war endlich beysammen und wir zogen in verschiedenen Gruppen dem Grunde nach. — Seltsam genug sind zum Theil auch hier die Erscheinungen: an einer Stelle hat sich vor Jahrhunderten eine Wand losgegeben, und dahinter versuchte ich hinaufzuklimmen. Oben ragt sie in zwey Armen auf und ein Felsenstück, was darüber gestürzt ist, schließt diese zu einem Fenster. Ich stand dahinter, um die schönen Gruppen des Grundes besser zu sehen, und produzirte mich so unbedachtsam dem schönen Auge des weiblichen Personals. Es wurde viel protestirt; doch da ich mir beykommen ließ, über das Fenster hinauszusteigen und auf diesem Altar zu stehn, wo sich in wunderbarer Schönheit dieser Tempel aufbaut, da war es nicht auszuhalten, man wandte die Blicke, und um des lieben Friedens Willen mußte ich eilen, daß ich herunter kam. — Es ist anfangs in rauhen Gegenden ein ängstliches Reisen mit Damen: jede neue Kleinigkeit erregt ihr Leidwesen; doch gibt sich das schneller als ich dachte, und die jetzt noch so furchtsamen Schönen erklimmten bald mit uns wohlgemuth die gefährlichsten Passe dieser Schweiz. —

Man ist nicht weit gegangen, so eröffnet der Grund die Felsenthore. Hier nämlich rücken die Felsenwände so nahe wie zwey enge Thorpfosten an einander. Eingestürzte Steinmassen haben, da sie nicht zum Grunde herab konnten, sich dazwischen geklemmt und hängen auf die Köpfe der unten hin Gehenden, und zwar so nahe herab, daß man sich fast bücken muß, um durch die Passage zu kommen. Ein Bächlein, von den Felsenquellen zusammengeflossen, sammelt sich darunter, schwankende Breter führen hindurch und vermehren nur noch die Noth der Damen, die denn auch mit leichtern Herzen, aber noch scheu zurückblicken, wenn sie aus dem letzten Thore treten, als wären sie einer großen Gefahr entgangen. — So kann man noch weit in dem Thale fortgehn; doch thut man besser an dem Rheingrunde, den der Führer nennen wird, einzulenken und nach den Schwedenlöchern, der großen Gans, der Basley und den Rethnergrunde aufzusteigen. — Wir ahneten noch nicht die Gefahr, die dort den künftigen Tag auf uns lauerte; unser Himmel war noch ruhig und blau, und wir gingen in stiller Fröhlichkeit nach unserer Heimath zurück. Es waren uns schon hinwärts in dem Grunde einige Felsen aufgefallen, die etwa gegen die Mittelhöhe der Felswand ganz safrangelb sich zeigten. Ich ließ michs nicht verdrießen, nach

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem einen hinaufzuklettern und bald den Hals zu brechen, weil eine Fichte, an der ich auf einen Absatz hinan steigen wollte, bloß im Moose wurzelte, und mich ziemlich unsanft einem andern Felsen anvertraute, der jedoch zum Glücke voll Busch und moosig war. — Ich fand die Felswand mit einem harten schwammartigen gelben Moos bezogen, das man mit dem Messer abschaben konnte, und das vermuthlich von mineralischen Quellen, die hier sonst aus den Felsen spritzen konnten, angesetzt worden, und nun vertrocknet ist. — Der Grund ist, wie ich schon sagte, reich an wasserschwitzenden Felsen, und mineralische Quellen fließen in seiner Nähe ungebraucht durch den Sand. — Doch werde nicht ungeduldig, daß ich Dich mit meinen physikalischen Einfällen behellige. Morgen denke ich Dir dafür von Abenteuern ganz eigener Art zu erzählen.

IV.

Ein Theil der Gesellschaft hatte in Lowen übernachtet; ich mit meinem Freunde und einigen Andern, auch dem Pastor und seiner Familie, gingen nach Pirna heim, und kaum war die Sonne an dem Himmel, so sah sie mich mit Georg nach Lowen zurückkehren. Der Pastor war mit seiner Familie nun von uns gegangen; wir verloren an ihm einen heitern, lebendigen Gesellschafter, einen fühlenden Freund der Natur. Die Reisenden, an diesem furchtbar schönen Tage, waren, außer uns beyden, die Sängerin nebst ihrer Freundin, deren Manne, der, da Theolog und Mediziner von uns gewichen waren, die noch übrige juristische Fakultät repräsentirte und uns wirklich ein Hord und Beystand wurde. Zu ihm hatte sich sein Bruder gesellt; und der Pastor N. aus Lowen, ein würdiger Greis, den Du als Verfasser eines Wegweisers durch diese Gegend kennst, wollte seinen Sohn und die Gesellschaft wenigstens bis in die Felsen und auf die Bastey geleiten. Die beyden Damen fuhren mit ihm, so weit es ging. Nach einigen Stunden Weges mußte der Wagen im Walde Halt machen. Es war nicht weiter fortzukommen in dem holperichten Geleise. Der Pastor führte uns in dem Walde fort, an den Schwedenlöchern vorüber. So heißen diese versteckten Felsenklüfte, wo im dreyßigjährigen Kriege die Einwohner vor den Schweden Schutz suchten, die vielleicht nirgends schrecklicher gehaust und gräulichere Thaten gethan haben, als in jenen Gegenden, von denen noch die Sage erzählt. — Wir eilten nach einer Einsicht in den Raberkessel, die nicht ungeheurer und schöner ist, als von einem Felsen, den man in der Prosa, die hier die Namen austheilte, die große Gans genannt hat. — Aus dem

Walde steigt man etwas aufwärts auf diesen Thron. — „Hier treten Sie vor und genießen Sie," sagte der Greis, und da lag der entsetzliche Kessel unter uns, in dem es wohl Jahrtausende gebraust haben mag, ehe diese gigantischen Massen ausgehöhlt wurden. Doch nun ist der Kampf vorüber, und aus schwindlicher Tiefe, in der die Fußsteige sich in schmale Streifen, und die Fichten in Christbäume zusammenziehn, steigen die Felsenmassen ruhig herauf und thürmen sich bis zu Deinen Füßen empor, und was die Einsicht grausig macht, ist, daß sie nicht an dem Berge anliegen, sondern frey in wilder Verwirrung sich aufrichten und zwischen ihren Zacken tief und tiefer hinabsehen lassen, daß man sich vergeblich müht, den Grund zu ermessen. Man glaubt, daß hier die Berggeister die Felsenwände aufgerichtet haben, um sich einen Tempel zu bauen, den jetzt die Macht der Orkane zerstört und seine Massen unter einander geworfen hat, ohne jedoch die Riesenpfeiler umstürzen zu können, die noch die majestätischen Gestalten heben und Jahrtausende auf ihrem braunen Scheitel tragen. In der That, die großsinnigen Gothen müssen solche Kessel, in denen die Felsenmassen amphitheatralisch in wilder Größe sich aufbauen, betrachtet, und aus ihnen die Majestät ihrer himmelhohen Arkaden und die kühnen Schwingungen ihrer Bogen genommen haben, die wahrhaftig nicht wie die Griechischen Tempel aus hochgesteigerter Verschönerung des Nothdürftigen in der Bauart, sondern nur als Nachahmung erhabener Massen einer wilden großartigen Natur erklärt werden können. — Es drückt einem das Gefühl des Erhabenen und Furchtbaren wunderbar zusammen, wenn man lange in das Klippengetümmel hinabsieht, und man müßte sich hineinstürzen, um ihm einen Weg zu öffnen und es auszuströmen. — Jetzt hatten wir genug des Schauens und der Verwunderung, wir wollten nun zur Bastey, dem höchsten Gipfel, der aus diesen wilden Gründen hervor an die Elbe tritt und die lachende Flur unter sich beschaut; aber o Himmel! jetzt erst nahmen wir zu Herzen, daß an allen Enden des Horizonts Gewitterwolken sich gelagert hatten. Die Sonne verschwand, flüchtige Heerden von Vögeln strichen heimwärts über uns hin, wunderbar und tief verstummte die Natur, und von dem Lilienstein rissen sich dunkle Wolken los und ragten im schwarzen gährenden Zug zu uns herüber. Links auch donnerte es schon dumpf in der Ferne und das Windeswehn kommender Gewitter ging seltsam rauschend durch den Wald. „Sollte uns in diesen wilden menschenleeren Höhen das Wetter überfallen, wo man mit einer Stange in die donnernden Wolken über dem Kopfe stören kann, und die Blitze häufig auf die

nahen Fichten niederfahren!" — Ich konnte und wollte mich des schrecklichen Gedankens nicht ermächtigen, auch waren wir zu sehr mit den Damen beschäftiget, der Donner wurde schon kräftiger, und sie wollten nur in den Wagen und nach dem nächsten, doch aber eine Stunde entfernten Ort. Die Andern waren am Wagen beschäftiget und beratheten sich noch, ob sie den Damen folgen, oder, ehe der Regen käme, noch zur Bastey wollten. Mir kam das zu lange, und die Zeit bis zum Regen und dem völligen Donnerwetter zu kurz vor, und da hier nichts zu rathen und zu helfen, sondern bloß zu wählen war, erkundigte ich mich nach dem Wege zur Bastey und eilte voran, ihm nach, tiefer in den Wald hinein. Ich verfehlte die Richtung und kam zu weit rechts, wo eine Felsenbucht sich absenkte und bis zum Fuß der Elbe hinunterging, die man an den äußersten Felsen vorüberziehen sah. Die Bucht war buschig wild, romantisch kräftigen Charakters, voll rüstiger Felsenmassen, deren sich ihre Nachbarn im Raberkessel nicht schämen durften: und so war mirs eben recht, hier gerade der Platz, wo ich das Donnerwetter abwarten und — genießen wollte. Denn da ich nun allein war und auch nicht eben sehr an's Todtschlagen dachte, setzte ich mich in Positur, die kräftigsten Donnerschläge anzuhören und zu vernehmen, wie sie in dieser Felsenorgel der Schöpfung wiederhallen würden. Auch blieb das ungeheuere Conzert nun nicht länger aus. Mit geheimer Wuth pochte es bald grimmig über mir, als würden die Wolken wie Himmelspauken geschlagen, und ich drückte mich scheu auf meinen Felsensitz; bald rollte sich fürchterlich ein Donnerschlag über den ganzen Himmel aus, und die Felsen riefen ihn frohlockend nach. In diesem furchtbaren Tumult kämpfender Elemente, wo die Wolken und Felsen in so gewaltiger Sprache gegeneinander rufen, und der Gewitterhimmel schrecklich darein hing, wendete sich mein ganzes Innere um. Ich sprang voll wilden Muthes empor, als sollte ich zum Kampf fortstürzen; wie Adlerflügel schlang es sich um meine Seele und hob und wog muthig an ihr. So war meine ganze Kraft noch nie aufgeregt worden. Ich hätte hineinspringen mögen in die gähnenden Felsenschlünde, um in diesem großen Moment plötzlich unterzugehen. — Doch wurde mir bald der heiße Muth gekühlt; noch einige Schläge dieser Art, und die festen Wolken fingen an sich aufzulösen, wild wogte und gohr es durch einander, und die Regengüsse kamen herab. — Ich kroch unter das hohe Kiefergebüsch, brach über mir eine Menge Reiser zu einem Dach in einander, und harrte so ziemlich gedeckt des weitern Verlaufs der Sache. Indeß waren die andern nicht so gut davon gekommen. Die Herren hatten

den

den umlenkenden Wagen der Damen verlassen, um noch die Bastey zu erreichen. Kaum sind sie dort angelangt, so bricht der Regen über sie herein. Ein Blitz zerschmettert in der Nähe einen Fichtenstamm und fesselt sie an den nackten Felsen, daß sie lieber da stehen und alle Ströme des Himmels auf sich herabgießen lassen, als in den Wald zurück, augenscheinlicher Lebensgefahr entgegen, gehen. — Am bedenklichsten jedoch war die Lage der Damen. Denke Dir die Armen einsam im Walde. Sollen sie auf dem kleinen freyen Platz ausharren, oder in den Wald zurückfahren? — Sie wissen nicht, was sie in der Angst ihres Herzens wählen sollen, und schrecklicher immer wird Donner und Blitz um und über ihnen. Am gefaßtesten ist noch die Sängerin; ihre Freundin denkt ihrer 20 Meilen entfernten kleinen Kinder und ist außer Fassung; der Fuhrmann ist nicht zu bewegen, stille zu halten, sondern erzählt Geschichten, wie hier Leute mit sammt den Pferden noch vor kurzem in den Erdboden hineingeschlagen worden. — Indem schlägt auch wirklich ein Blitz seitwärts nieder, es kracht der zerschmetterte Baum, die Mutter verhüllt ihr Gesicht an der Freundin und der Fuhrmann fährt seinen Schritt in den Wald hinein. —

Indeß trat auch mir, nachdem der Rausch vorüber war, die Gefahr so nahe vor die Augen, daß ich ernstlich anfing den Tod zu fürchten. Ich sah den Schein der Blitze immer näher durch meine Reiser leuchten und die Donner brachen stets gewaltiger hinter ihnen herab. Es ist doch außer allem Spaß, so mitten im Busch, wie ein Stück Hase, todt geschlagen zu werden, wo man nicht einmal den Leichnam würde gefunden haben. Ein Blitz kam mir denn auch so nahe, daß mich der Stoß der gespaltenen Luft zu berühren schien. Der dazu donnernde Paukenschall und der einstürzende Baum machten, daß ich hochauf und aus dem Busche heraus fuhr, kopfwärts in den Grund hinab, so weit es gehen wollte. Welch ein Regenguß strömte auf mich! — Wieder ein Blitz, der vor mir einige hundert Schritte in den Grund fiel! Ich kroch seitwärts unter einen überhängenden Fels, der sich an einen andern lehnte und ein trocknes Räumchen wieß. Wer konnte froher seyn, als Dein Freund, als er hier unterduckte! Froher nicht Odysseus, als er im Lande der Phäaker an's Ufer schwamm und, im Schutz zweyer dichten Bäume, unter einen Haufen abgefallenen Laubes kroch; froher nicht der Italische Held, den eine Höhle den Pfeilen seiner Feinde entzog. Hier mochte es blitzen, oder regnen, in dem tausendjährigen Felsenneste war ich so ziemlich gesichert. Wohl flossen allerley Wasserbächlein in den Spalten herab, doch wußte ich immer noch ein trocknes Plätzlein zu finden. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ich zog einen dürren Tannenast aus dem Regen herein, und da ich so Bank und Trockenstange gewonnen hatte, fing ich an mich zu entkleiden und zu trocknen. Zum Glück war die Luft nicht vom Regen erkältet, sondern noch warm und sommerlich, und das Geschäft ging schnell und unschädlich für mich von statten. — Endlich war des Regens und der Donnerschläge genug; die Reste von Wolken, die noch oben geblieben waren, zogen aus einander und ließen hier und da das Auge des blauen Himmels durchschauen. Ich saß noch ruhig in meiner Felsenritze und mußte über mich selbst lächeln, wie ich erst so muthvoll in dem schrecklichen Gewitter stand, und dann wieder in Todesschrecken entlief, da die Blitze mir näher auf den Leib brannten, die in diesen wilden Höhen noch obendrein die Gewohnheit haben, nicht einzeln, sondern zu halben Dutzenden, und selbst während des dichtesten Regens, herabzukommen. Auch wurde mir nun bange wegen des Schicksals meiner Gefärthen, die das Gewitter mitten im Walde betroffen haben mußte. Da hörte ich plötzlich ein banges Rufen bis zu mir herabdringen und erkannte erschrocken die Stimme meines Freundes. Gott! sollte wirklich der Blitz jemanden — ich wagte den Gedanken nicht aufzufassen, auch kam das Rufen näher und vermehrte sich mit andern Stimmen. Es waren die von der Bastey, die ihre Stirn den Regengüssen unter freyem Himmel muthig entgegen gehalten hatten, und nun, da das Wetter vorüber war, um uns andere, zunächst um mich, zu sorgen anfingen, und deswegen nach allen Felsenklüften ihre Stimme schon lange Zeit umsonst hatten erschallen lassen. Als ich ihnen aus meiner Unterwelt hinaufrief und wieder rief, so stark ich je geschrien habe, schienen sie die Stimme des Lebendigen zu vernehmen. Denn sie wurden stille, und nicht lange, so sah ich durch die Büsche einen Korb herunterwackeln: Es war der uns begleitende Bote; sie hatten ihn abgeordnet, mich unten in Empfang zu nehmen und nach Rathewalde zu bringen, wohin sie selbst abzogen und die Frauen zu finden hofften, wenn nicht das Unglück diese unterwegs getroffen hätte. Der Mann fand mich wie zum Bade entkleidet und half geschäftig ringen und trocknen, so gut es gehen wollte. Ich zog die noch etwas feuchten Kleider schnell wieder an, denn es wurde Nachmittag. Ich befürchtete, die Gesellschaft würde gleich von Rathewalde aus nach Schandau ziehn, ohne die Rathener Felsen, die Bastey sammt den andern Herrlichkeiten zu besehen, und beorderte deshalb den Boten, mich auf die Bastey, dann durch den Wehler Grund hinab, durch Rathen und den Rathener Grund hinauf zur Gesellschaft nach Rathewalde zu bringen. — Die Bastey ist ein Felsen, der nackt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aus dem Berge heraustritt: man schreitet über eine Spalte auf ihn, und sieht da, wie von einem Wolkenthron, in die schöne Gegend vor sich und in die wilde Zerstörung um und neben sich schaudernd hinab. — Denn von dieser Höhe ist es unermeßlich tief, und der Felsen, auf dem man steht, stürzt steilgerade bis an die Elbe hinab, die an seinem Fuße vorüberzieht. Wie ein silbernes Band scheint sie durch die tief tief hinabgesunkene paradiesische Flur hingeschlungen; kleine Schifflein ziehn sich auf dem Boden hin, Gartenhäuschen bauen sich daneben auf und die Menschen bewegen sich wie Puppen an den Ufern. — Wenn das Auge die Ferne der Gegenstände nicht ermessen kann, so schwinden sie zusammen, und Du glaubst hier in der Landschaft ein lebendiges Gemählde zu sehen, das sich auf der Glasscheibe einer Camera obscura darstellt. Wer mit gesunden Sinnen hinabsieht, erblickt das freylich anders, doch auch in sehr verkleinertem Maßstabe. — Zum Glück steht ein Baum am Rande dieses Felsen, der aus einer Spalte aufgeschossen ist; den muß man umschlingen, um an dem Felsen selbst hinab bis an seinen Fuß sehen und die Schauer dieser Aussicht empfinden zu können. Noch jetzt erwachen sie geheim bey mir, indem ich Dir beschreiben will, wie das Auge da immer tiefer an Felsenspitzen und frey empor gehaltenen Steinmassen hinab sinket durch furchtbar buschiges Geklipp bis an die Elbe hinunter. Den Blick links etwas aufwärts gehoben, stellt sich riesenhaft im Amphitheater ein Felsengrund dar, und hebt die trümmerumgürteten gigantischen Säulen majestätisch empor. Weiter rechts schließt sich an diese Kluft voll Grauen eine Flur an, so lieblich und mild, wie ein Himmelsgarten, zu schauen; die Elbe kommt hereingeflossen und es begrenzen ihn die Riesen, die die Natur zu seinen Wächtern stellte: in Einem Umschwung stehn der Pfaffenstein, der Lilien- und Königsstein gerüstet und leiten Dein Auge an ihren finstern Gestalten vorüber weiter hinaus, wo sich die Gegend ins Unendliche eröffnet, und die Böhmischen Gebirge das Paradies begrenzen. Welch ein Anblick in diesem Momente, wo die Gewitter am ganzen Himmel zerflossen waren, wo die Sonne einzelne Stellen leuchtend überstrahlte, wo dort ein Felsenhaupt sich aus den Wolkenstreifen wickelte und fern die Böhmischen Gebirge rauchten, wie Altäre Gottes, auf denen die Natur Opfer für ihre Erhaltung angezündet hatte. Es schienen Nebel zu seyn, die den Wolken nachzogen, welche sich wieder höher in die Luft geschwungen hatten. Ein heiliger Hauch wehte aus der Dank athmenden Natur zu mir herauf, frischte neue Wonne überall, und die Schöpfung, die feiernd auf ihren Knien lag, die leuchtenden Felsen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

häupter und die opferdampfenden Altäre rings am Horizont — das strömte alles wunderbar auf mich herein. Ich glaubte den Pulsschlag der Natur in den lautern Schlägen meiner Brust zu vernehmen; reinere Lüfte umwehten mich und trugen die Seele in die Unendlichkeit empor, und die Knie beugten sich unwillkührlich: ich sank hin und betete. — Zwar waren es keine Worte, in die meine Gefühle sich lösten; ihr Strom fluthete muthig und entführte nur Gedanken der Wonne und meiner Rettung hinauf vor den unnahbaren Thron des Unergründlichen. — Ist dieser Himmelsthau, der auf die dürre Hülle der Seele fällt, daß Gefühle, wie Blumen, hervorsprossen, und sie selbst erleichtert die Decke aufschlägt und wonneschauernd herausschaut und die Flügel hebt, um sehnend aufzuschweben in die schöne Flur des Himmels, ist das die Andacht und sind diese Gefühle, die Wonnen gelöster Bande, ihre Geleiterinnen, und die Schauer der Unendlichkeit, und die Ahndungen eines Jenseits schweben über ihr: o so laß uns, meine Freundin, in ihr der Seele einzigen Schatz bewahren, und still in unsern Herzen ihn verschließen! —

Als ich gebetet hatte und aufstand, sahe ich erst wieder, daß der Bote ruhig hinter mir stand und wartete. Er schien mich für einen Katholiken zu halten und that allerley seltsame Fragen. Ich rieth ihm nur, wenn künftig wiederum jemand hier niederknien und beten sollte, sich eben so stille zu verhalten, wie bey mir, und ging lautlos hinter ihm her. O ich war so still und so froh, und fühlte kein Bedürfniß, einen Frölichen neben mir zu haben, und die Empfindungen dieser Augenblicke tönten noch lange in meinem Innern nach.

Wir kamen bald an den Wehler Grund, der, wie alle in dieser Gegend, seinen Anfang im Walde auf dem Berge nimmt, von da ziemlich steil hinab und nach einigen tausend Schritten in die Elbe ausläuft. Am Eingange lagen Fichtenstämme, von denen mir der Führer sagte, daß sie da in die Felsen hinabgestürzt würden, um unten auf der Elbe eingeflößt zu werden. Wir warfen einige hinunter und hörten sie lange in den Klüften donnern, selbst als sie schon dem Auge entschwunden waren. — Jetzt fingen wir an, den Baumstämmen nachzusteigen, um durch die Klippen hinab auf den Boden des Grundes zu gelangen. Anfangs ging es ganz gut, obwohl etwas steil und durch Dornengebüsche. Doch sah ich auf einmal den Mann mit dem Korbe Halt machen und bedenklich nach mir zurücksehen. Ich kam hinzu und sah, daß er an einer jähen tiefen Kluft stand, die zwey Felsen bildeten, welche über eine Elle von einander

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

emporstiegen und an ihrer Mündung unten die Passage gangbar bis zum Grunde zeigten. Da es unmöglich war, in der Spalte hinabzukommen, und ich den Umweg einer Stunde scheuete, befahl ich dem Manne, einen langen Fichtenstamm, der hinter uns hängen geblieben war, bis an die Mündung herabzuleiten, und warf indeß seinen Korb voran. Mit vereinten Kräften gelang es uns endlich, ihn in die Kluft hinabzusenken; aber er war um 5—6 Ellen zu kurz, und an ihm hinabzusteigen unmöglich, zumal da er schräg in Sand eingesetzt hatte, und man nicht wissen konnte, ob er feststand. — Der einfältige Mensch wollte dem Uebel abhelfen, und klemmte den dürren Wipfel einer Fichte in die Oeffnung, der aber, da er nur mit seinen Reisern an den Felsenwänden haftete, dem ersten Drucke nachgab. Ich wollte erst darauf springen und auf ihm in dem Schlunde hinab bis zum Balken fahren; doch schien es mir gerathener, den Essenkehrern nachzuahmen. Der Bote protestirte. Ich sagte ihm, er würde schon nachkommen können, wenn es mit mir glücklich abginge, und stieg in die Felsen. Sie glichen in der parallelen Richtung ihrer Wände ganz einer Esse, nur daß sie wohl über 10 Ellen neben einander fortliefen. Indeß fing das Steigen in der Spalte hinab schon im zweyten Augenblicke an mich zu gereuen; doch war nicht mehr aufwärts zu kommen. Ich schwebte zwischen Himmel und Erde in den Felsenmauern, und die Knie und Hände brannten vom Schmerz des Anstemmens. Jetzt galt es, statt bänglich zu werden (und es kündigte sich schon in einem heimlichen Grauen bey mir an), den besten Rath zu ersinnen. Ich war noch einige Ellen vom Balken, und merkte, daß mir im nächsten Augenblick die letzte Kraft ausgehen würde. Da ließ ich, das Fallen in Acht nehmend, auf einmal Hände und Füße los, und — eine kleine Wendung, so saß ich, wiewohl mit einem tüchtigen Stoß, drunten auf dem Balken und umklammerte ihn heftig mit den Armen. Zum Glück lag er fest, und ich kam, wie an einem Baume, ganzbeinig hinab zum sichern Grunde. — Der Bote bequemte sich dann auch zu der Höllenfarth, und wir kamen denn ohne weitere Gefahren in den Grund hinunter. Wiewohl man schon an Felsen und ihren Anblick gewöhnt ist, staunt man doch wiederum von neuem, und besonders bey einer Felsenwand, die ganz glatt und oben so freystehend aus dem Grunde bis zum Gipfel des Berges emporsteigt. Ein wahres Riesenbild nördlicher wilder Größe! — Sollten mich einmal die Menschen von sich scheuchen, hier müßte eine Einsiedeley das geschlossene Herz, wo nicht sanftern Gefühlen, doch den Empfindungen der Größe und des Erhabenen wieder eroffnen, und eine re-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mantisch wilde Stimmung über den Einsamen ausbreiten. —

An der Elbe hin führt nun links der Weg in die Rathener Felsen, die den höchsten und furchtbarsten Grund dieser Gegend bilden. Da ich noch an diesem Tage ihn rückwärts durchging, so eile ich jetzt mit Dir hindurch zu meinen Gefährten nach Rathewalde. Die Ungeduld beflügelte meine Schritte durch das unendlich lange Dorf nach dem Gasthofe — oder der elenden Dorfschenke, wo ich denn die ganze Gesellschaft, den Gefahren entronnen, und die Damen, von ihren Schrecknissen wieder hergestellt, bey einander fand. Am meisten bedauerten wir den Herrn Pastor N. — Der Greis hatte auf der Bastey das schreckliche Wetter mit ausgehalten. Wie gern hätte ich ihn noch ein Mal gesehn und mich seines einfachedeln Wesens erfreut! aber er war schon mit dem Wagen, in seinen nassen Kleidern, nach Lowen zurückgefahren. — Auch wir säumten nun nicht länger in diesem elenden Hause, da wir zumal von einer Mühle am Ende des Rathener Grundes hörten, worin die idyllischen Leutchen einkehrende Fremde mit großer Freundlichkeit bewirthen sollten. — So stiegen wir abwärts in dem Grunde, den ich eben erst ermessen hatte. Man steigt gegen eine Stunde bis zur größten Tiefe, und da es immer ziemlich steil hinunter geht, so kannst Du denken, zu welcher Höhe man am Ende an den Felsen hinaufsieht. Es ist ein wilder, oft sehr enger Weg, und die Felsenmassen treten kräftig und immer höher um den Wanderer. Wir fanden hier schon Ersatz für unsere Noth beym Gewitter. Denn jetzt fingen die Wasserfälle und die Waldbäche, die sich vom Gewitter nähren, an zu gießen und liefen uns in allerley Gestalt in den Weg. Die Damen, durch die Gefahren dieses Tages ihrer Aengstlichkeit entnommen und sehr muthig gemacht, hüpften mit leichtem Fuß durch die schäumenden Kinder der Felsen, oft über bedenkliche Partien und wankende Steine hinweg. Jetzt, wo die Felsen höher und das Thal geräumiger wird, fließen die Bächlein zusammen und stürzen in mehrern großen Wasserfällen in den Grund hinab. Wir standen vor der Mündung einer großen Höhle, das Amselloch genannt, über die der Wasserguß mit Getöse sich herabwarf, und sahen verstohlen in ihren dunkeln Schooß. Da ich starke erschütternde Eindrücke liebe, so sprang ich mit einem Sprung durch das herabgießende Wasser in den Bauch der Höhle hinab. — Ich hätte ertrinken, oder doch unverrichteter Sache herausschwimmen müssen, wenn er tief und voll Wasser gewesen wäre; doch ging es an, ich gewann darin einen Felsenriff, und stand so wie in der Wohnung eines Wassergottes in der herrlichen Grotte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sie ist ziemlich hoch und aus schwarzen grotesken Felsenlagen kühn gewölbt, und das Dämmerlicht goß sich wunderbar über die dunkeln Massen. Aus jeder Spalte drang ein Wasserquell herunter und vermehrte den imposanten Anblick des unterirdischen Tempels: er schien so jeden Augenblick aus seinen Fugen weichen und auf mich herabkommen zu wollen. Ich kam ziemlich gebadet wieder hervor, und wir setzten den Weg in die Tiefe hinab fort. Seltsame Gestalten treten da hervor und werden immer von neuen verschlungen. Hier zeigt ein wolkenhoher Fels hoch oben eine Oeffnung wie ein Backofen, dort neigen sich zwey gigantische Wände gegen einander, als wollten sie sich die Köpfe zerstoßen; wilder stets und kühner gethürmt springen die Felsen einer auf den andern und halten himmelhoch ihre Blöcke und Fichten über Dir. — Du glaubst in einem Hain, dem von Dodona gleich, zu gehn, denn

Zum Hüter setzte Zeus das heil'ge Grauen
An dieses Heiligthumes ernsten Eingang.
Chaos scheint hier in wilder Kraft zu herrschen.
Die Felsen, Gaia's graue Riesensöhne,
Sind hier gethürmt, seit ewig alter Zeit
In mächtigem Ruin die alte Größe
Den Menschen zeigend. Doch aus wilden Massen
Erhebt Poseidon's Fichtenhain das Haupt,
Der, in der Erde Jugendzeit geboren,
Ein frühes göttliches Geschlecht erblickte,
Und mächtig dem zerstörenden Gewässer,
In Weltentrümmern lebend, widerstand.
(Kalliroe.)

Sieh dort die hohe Fichte, die höchste in der Luft, die über das Ende ihres Felsens aufragt. Ihr zu Füßen bewegt sich der Wipfel einer zweyten, die aus einem tiefern Steinblock wuchs. Verfolge diese, an ihre Wurzeln scheint sich eine dritte zu hängen; sie dehnt die lange Gestalt herab, kann aber noch nicht bis zur Hälfte des Felsengebäudes herunterreichen: und so zählst Du noch vier eben so lange, immer eine unter der andern, an denen Dein Auge heruntergleiten muß, ehe es an dem Fuße dieser Felsenlast ausruhen kann. Und dann bist Du erst an einer abschüssigen, buschigen Höhe, zu der man aus dem Grunde hinaufsieht, einem würdigen Postament der in gigantischen Felsenlagen wild aufgethürmten Mauer dieses Tempels, die kaum den Wipfel der siebenten Fichte überragt. — Und die einzelnen braunen Quater dieses Gebäu's, wie romantisch wild sind sie bald mit Busch überwachsen, bald mit einem Epheunetz bekleidet! — Glaubst Du wohl, daß sich dennoch Menschen da oben herabgelassen und die Fichten heruntergeschlagen haben, deren dürre Wur-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zelstöcke man noch überall, selbst an den wildesten Bogen aus den Felsenspalten hervorragen sieht?

Wir sahen jetzt die Mühle am Ausgange des Grundes unter Gebüschen hervorragen, und müde von den Mühen dieses Tages, noch durchnäßt von seinen Regen und nach Erholung verlangend auf die Schrekken der Gefahr, liefen wir endlich in diesen Hafen ein, und pflegten still vergnügt, in der Erinnerung der letzten Stunde, nach Möglichkeit der ersehnten Ruhe. — Von der Freundlichkeit der Bewohner dieses Hauses, und wie lieb wirklich sie ihre Gäste haben, kannst Du Dir kaum einen Begriff machen. Auch zeigte davon ein Buch, das uns vorgelegt wurde, worin die Namen derer standen, die hier ausgeruht hatten, und nun wetteifernd diesem Sitze idyllischer Ruhe und seinen gutmüthigen Bewohnern ein Lob anstimmten. Eine schöne Unterhaltung, in dem oft sehr interessanten Namensverzeichnisse hier auf berühmte Männer, dort auf Freunde aus der Ferne zu stoßen, die sich alle an diesem Orte, wie wir, gefreut und die Züge ihrer Hand zurückgelassen hatten. Auch in Verslein hatte man sich ergossen. Und da ich auf dem Sopha, in des Müllers warme Jacke, statt des nassen Rocks, gehüllt, ein wenig geschlummert hatte, und wir alle des ländlichen Mahls uns freuten, kam die Muse der wilden Höhen in die Gesellschaft dieser Fröhlichen, und schrieb für das Namenverzeichniß diese felsigten Zeilen auf die Papierschale eines Bachs:

Du, o Geist des Gebirgs, der die Klüft' aushöhlt und des Thalgrunds
Graunumgürtete Höh'n hoch in die Wolken gethürmt,
Wo machtvoll du auf ewigem Thron furchtbarer Zerrüttung
Thronst und den Felsabsturz hemmt die gewaltige Hand,
Höre den Dank huldvoll der Geretteten! Denn du allein ja
Triebest den Strahl waldwärts, welcher mit Donnergekrach
Schwang die vernichtende Wuth, da die Nacht des entsetzlichen Wetters
Graunvoll brach, daß laut hallte der Wald und entseelt
Starrte das Häuflein hoch auf dem Felsthron, dort, wo du huldreich
Deiner unendlichen Pracht ewige Tiefen enthüllt.
Doch du ergriffst den geschwungenen Strahl und es stürzte der Waldstamm
Schadlos neben dem Fels niedergeschmettert hinab.
Auch zu den Frau'n ausstreckend den Arm, schlugst stark du des Blitzes
Zischende Schlang', und sie fuhr tief in den Grund und erstarb.

Denn

Denn dort sahst du erstaunend die Sängerin, hörtest der Mutter
Zagende Angst: da erschien schleunige Hülfe von dir.
Aber es sank die gerettete Schaar lautfeyernd mit Inbrunst
An dein felsiges Herz, schaute den himmlischen Schooß
Deiner Gefild' um den ewigen Thron, und unnennbarer Ehrfurcht
Heilige Schauer vernahm leise die ahnende Brust.
Doch du erquickst die Ermüdeten nun in der wirthlichen Wohnung,
Und uns tönt vom Klavier, göttliche ** dein Lied.
O sieh her in den fröhlichen Kreis, denn süße Belohnung
Senkt der Geretteten Glück selber dem Gott in das Herz.

Doch fing jetzt der Mittag an sich zu neigen, und wir hatten noch über zwey Stunden nach Schandau, wo wir übernachten wollten, um den folgenden Tag sogleich auf den Kuhstall und Winterberg zu gehn. Deswegen brachen wir auf und schlugen den Weg links um das Thal, in dessen Rücken überragende Felsenwände nun hervortraten. Es sind gewaltige Säulen, die wie ein entlaubter Wald die braunen Stämme, aber bergehoch noch über das Feld erheben, nicht unähnlich einer großen Orgel, auf der einmal der Weltgeist zum jüngsten Gericht spielen würde. — Dann zieht sich der Weg unbedeutend weiter, bis Schandau in dem schönen Thal der Elbe hervortritt. Die Abendsonne mahlte schon die herrlichen Berge, denen wir entgegen gingen, weidende Rinderheerden hingen noch mahlerisch daran, und die Abendglocken tönten friedlich durch die stille Luft. — Nun gute Nacht denn, meine Freundin, und mögen Dir Dein: Träume einen Theil der Wonne zuführen, die wir an diesem Tage fanden, aber Dich sorgsam vor seinen Schrecknissen bewahren.

V.

Du findest uns heute auf der letzten Wallfarth nach dem Kuhstall. So heißt eine der schönsten Klüfte, die hoch oben wie ein Tempel durch ein Felsengebirge hingeht. — Wir fingen an fröhlichen Muths zu pilgern, Dein Freund, mit einem entsetzlichen Knotenstock, in des Wirthes alten Mantel gehüllt — denn wir ahneten Regen — und ein weißes Tuch darum geknüpft, ging an seinem ausgeschälten Fichtenwipfel wilden Angesichts, gleich einem Waldmann, rasch voran, und achtete nicht den fröhlichen Spott

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Nachfolgenden; denn ihn zog es, einige hohe Klippenaltäre zu erklimmen und dort die Heiligthümer des großen Felsenthales zu beschauen. Es ist breit und lang, und durch seine steilen hohen Gebirge und die frische Vegetation ächt Schweizerisch. Auch gedeihen die Menschen vortrefflich, und man sieht neben den herrlichen Heerden oft überraschend schöne Hirtenmädchen gehen. Es weht einen frisch und kräftig an. Die Wohnungen der Menschen blicken weit zurück, denn einige Mühlen ausgenommen, ist das Thal leer und führt in eine große Wildniß. Herrliche Wasserfälle stürzen hoch zwischen den Felsen herab und feuchten die frischen Wiesen und mehren gewaltig den kleinen Strom. An vielen Stellen selbst sind die Felsen durch kleine Höhlungen von der Größe einer Taschenuhr ausgehöhlt, die, eine an der andern regelmäßig liegend, die ganzen Wände mit einem zellenähnlichen Gewebe überziehn. Man sieht deutlich, daß hier Meeresgrund gewesen ist, daß, als die Gewässer aus den Höhlungen dieser Thäler herauszogen, und die weichen Massen der Sandwände zurückließen, darin die Meermuschelthiere neben einander sitzen blieben und im Laufe der Zeiten allgemach verweseten, indeß die Wände selbst zu Sandfelsen eingetrocknet und gehärtet sind. Klimmt man an ihnen aufwärts, so findet sich hier und da noch eine versteinerte Muschel in diesen Behältern, in den meisten aber ein compactes Häuflein verfandeten Meders, den Rest des verwitterten Thieres, den man leicht herausschaben, und so der Höhlung ihre völlige Form geben kann. Diese sind alle eckig, fast wie die Zellen bauender Insekten, und hängen wie diese durch schmale Zwischenwände zusammen. — Nach einigen Stunden fängt man an zu steigen und kommt zu einer großen Höhe empor, daß die höchsten Felsenhäupter Dir entgegen und tiefer stehn. Nun wendet sich der Weg nach einer buschigen Felsenwand, man staunt an ihren grotesken Massen empor; doch plötzlich reißt sich in ihr ein großes Thor auf, das hindurch geht, und in die entgegen liegende Gegend schon von ferne, wie durch ein großes Perspektiv hinaus sehen läßt: es ist der Kuhstall. Die Schritte beflügeln sich, und man tritt mit Staunen in den hochgewölbten Tempel und hindurch an seinen Ausgang. Zu Deinen Füßen felsige Untiefen, vor Dir Wiesenpläne zwischen Wald und einem Gewimmel von Bergen, die sich bis in die tiefste Ferne hineinziehn, und alle sonnenbeleuchtet die waldigen Gestalten emporrichten. — Die Höhle selbst ist befestigt und ein Räuberloch gewesen: ein ausgefüllter Graben, der zu ihr führt, Thürpfosten vor jeder Kluft, eine Cisterne über ihr und andere Spuren zeigen davon, und die furchtbarschöne Wildniß bot den Unholden

Schutz und Sicherheit. Denn verschwunden ist in diesen wilden Gründen die letzte Spur von den Werken der Menschen. Wohl heben sich die Berge prächtig empor, und die Wiesen schmücken sich mit üppigem Gras; aber kein Ton des Lebens, keine Chöre der Fröhlichen ziehen darüber hin. Ewig verlassen waren diese Gründe die Wohnungen des Schweigens, wenn nicht die Räuberhorde sie einmal lärmend überzog. Denn selbst die Vögel scheinen aus dieser Oede gewichen zu seyn, und das stumme Wild schaut ruhig hinab in die ewige Stille. — Doch in der Höhle selbst, da ist es oft lebendig von fröhlichen Menschen, und die Heere von Namen, an die Felswände gemahlt, versetzen Dich in eine Versammlung, die aus allen Landen sich hier eingefunden hat. — Hier halten die Reisenden gewöhnlich ein ländliches Mahl; der Bote entflammte bald ein großes Feuer und enthüllte seinen Ranzen. Henriette ließ es sich nicht verdrießen, ihren Drang, sich die Herrlichkeiten dieser Höhe zu besehen, indeß bey Seite zu legen, und saß geschäftig beym Dampf des Feuers, um uns das Mahl nicht verderben zu lassen. Links an der Höhle klimmt man durch eine Felsenspalte mühselig auf ihre Wölbung hinauf, und die Aussicht zeigt sich noch freyer und in größerer Fülle. Georg war schon oben, und neben ihm gelagert fühlt' ich die Brust sich noch weiter öffnen für die überschwänklich schöne Flur.

Die Empfindung muß schon in Dir klingen, wenn die Natur für Dich einen Wohllaut haben soll: ihre Gestalten sprechen zu dem Herzen, und seine Töne mußt Du vernehmen und verstehn, oder es ist stumm um Dich.

Noch ist hier mancherley zu sehen, denn um die Höhle her führen viele Wege durch die Klüfte: ein Käfig in den Felsen, mit Pfosten in die Steinwände gehauen, zu dem man nicht ohne Gefahr kommt, das Schneiderloch genannt. Die Sängerin war so muthig, mir dahin bis an die schrofsten Felsen zu folgen, wo man noch ein Mal den Fuß heben durfte, um in das unendlich tiefe Geklipp hinab zu stürzen. — Das Pfaffenloch, das auf einer andern Seite wie eine Röhre durch den Fels geht, ganz glatt gerieben von den Bäuchen derer, die darin vorgerutscht sind. Die Sage geht, daß einmal mißvergnügte Bauern ihren Pfaffen hindurch geschoben und in die Felsen hinab gestürzt haben.

Wir versammelten uns endlich, und ließen uns in diesem Tempel wohl schmecken, was Henriette für uns bereitet hatte. Auch war der Bote geschäftig, uns zu amüsiren, und eine Kanone, die er abbrannte, weckte

in den Bergen ein Echo, das gar kein Ende nehmen wollte; aber wie verlorne Klänge aus überirdischen Harmonien, schöner wie Stimmen der Harmonika, schwebten die Töne in den Bergen umher, als die Sängerin einige Akkorde hineinschlug: wie singende Vögel, die in die Ferne ziehn, oder der abendliche Gesang einer einschlummernden Nachtigall. —

Jetzt wurde es Zeit, der Heimkehr zu gedenken, denn wir wollten noch heute in das heimathliche Pirna zurück. Um 2 Uhr waren wir wieder in Schandau, und saßen nun bald in dem Nachen, der uns dem lieben Kreise der Zurückgebliebenen entgegen führte.

Die Witterung war nach dem Gewitter kühl und unfreundlich geworden, auf dem Kuhstall sahen wir die letzten Sonnenblicke, und wir mußten uns verhüllen, als wir der Elbe nach, an den Plätzen vorübersegelten, die wir durchwandert hatten. Der Lilienstein, der vom Kuhstall sehr deutlich und — wunderbar! über 14 Grad nach dem Horizont nördlich geneigt scheint, verkroch sich, je näher wir kamen, in sich selber. Ich darf Dir ihn und den Konigstein gegenüber nicht beschreiben, um Dich mit meinen Briefen nicht gar zu überschütten; aber sagen laß das Dir noch, wie schön es ist, hier der Elbe nach alle die Gründe hervortreten, und in Einem Anblicke und Einer Erinnerung die Geschichte der ganzen Reise sich aufrollen zu sehen. — Als wir Pirna näher kamen, sahen wir die sorgsame Mutter mit der milden Rosette kommen. Sie lief emsig auf und ab, als sie die Kommenden erkannte, und der Fischer sprang hinaus und trug sie herein in die Umarmungen ihrer Kinder. — So langten wir endlich in der Heimath an, wo der Vater, im ehrwürdigen, jugendlichen Kreise der Kommenden harrte, und in der Erinnerung dieser Tage und unsers Ungemachs schwand nur zu schnell der schöne Abend hin.

Nachschrift.

Wenn diese Briefe bey mancher Leserin, die Gelegenheit hätte, jene schönen Gegenden unsers Vaterlandes zu sehen, das Verlangen darnach erwecken, und ihr die Plätze zeigen, wo sich die schönsten Aussichten öffnen und Empfindungen wohnen, so haben sie die Absicht erreicht, warum sie hier abgedruckt worden sind. Wer sich in Dresden an den Kunstschätzen weiden will, thut wohl, erst auf so einer Pilgerschaft das Herz für die Natur zu erwecken. In 4 Tagen läßt sie sich beendigen, und ich will die Tagerute beyfügen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1. Tag. Wasserfarth von Dresden nach Pilnitz. Gang auf den Porschberg durch den Thalgrund. Mittagsessen in Pilnitz. Liebethaler Steinbrüche. Gang nach Lowen. Nachtquartier daselbst. Wo möglich Mondscheinpartie in dem Lowener Grunde.
2. Ottowalder Grund bis an den Rheingrund, dort hinauf nach der großen Gans, der Bastey und durch den Rathner Grund. Mittag in der Rathner Mühle. Vor dem Kaffee einen Gang zum Kanapee, und nachher bis Schandau.
3. Gang nach dem Kuhstall. Mittag daselbst. Rückweg über den großen Winterberg.
4. Elbfarth nach Dresden zu, am Lilienstein vorüber. Besteigung dieses Felsens und des Königsteins. Nachmittags Farth bis Dresden.

Man läßt sich zu den verschiednen Gegenden durch Führer bringen, die sich sehr leicht finden, und thut gar sehr wohl, sich in Lowen beym Pastor Nikolai ein Exemplar seines kleinen Wegweisers durch die Sächsische Schweiz zuzulegen.

Thiersch.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ueber weibliche Kunstliebhaberei.

Unwillig trat Hr. R. neulich zu mir ins Zimmer, und sein entflammter Geist brach sogleich in einen Angriff auf die Kunstliebhaberei unsers Geschlechts aus, wozu ihn die trivialen Urtheile einer Theegesellschaft verleitet hatten, der er so eben entronnen war. Nein! rief er einmal über das andre aus, nein, das ist unausstehlich! wie man das Heilige so profaniren, wie man es zu einem leeren Geschwätz oder zu einer Modeunterhaltung herabwürdigen kann! Nie gebe ich mich wieder der Marter hin, über Dinge, die uns zu dem Höchsten erheben, die geschwätzige weibliche Oberflächlichkeit absprechen zu hören. Spielt ein Weib ein bischen Klavier, oder zeichnet es ein Köpfchen und macht süße Reimlein, gleich glaubt sie auf kunstrichterliche Urtheile Ansprüche machen zu dürfen, spricht über Gallerien und musikalische Meisterwerke, wie über einen neuen Kleiderschnitt, oder eine elegante Zimmerverzierung, und, wir als unterthänige Diener und Verehrer ihrer Talente, sollen ihr dafür die vollste Bewunderung zollen.

Stille, stille, lieber R., fiel ich ihm hier ins Wort, vergessen Sie nicht, unserm Geschlecht die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, daß es wenigstens ein edles Streben ist, sich von dem Flittertand andrer nichtiger Modethorheiten loszureißen, und diesen edlern Beschäftigungen hinzugeben. Mehrere edle Deutsche Fürstinnen geben, wie Sie wissen, den Ton dazu an.

Ja, die Absicht ist recht gut, erwiederte der sich langsam abkühlende R. Allein, daß diese anfänglich sich nur unter wenigen verbreitende Liebhaberei jetzt zur herrschenden Mode wird, und als solche mit leeren Spielereien glänzen will, die in jeder Theegesellschaft ausgekramt werden, dieß bedarf einer Rüge, die ich, bey aller Galanterie gegen die mir wohlwollenden Damen, doch gegen sie ergehen lassen muß.

Doch nicht, ohne erst meine unmaßgeblichen Ein-

wendungen dabey in Erwägung zu ziehen? rief ich ihm zu. Hören Sie mich ruhig an; ich will die jetzige Kunstliebhaberei unsers Geschlechts Ihnen einmal mit aller Unparteilichkeit vor die Seele führen. Es mag seyn, daß wir größtentheils aus Modesucht veranlaßt werden, unsre Talente auf Produktionen der schönen Künste zu wenden, und mit der uns eigenen Flatterhaftigkeit im Ganzen mehr damit zu spielen, als einem innern Berufe dabei zu folgen. Allein es gibt gewiß auch Augenblicke, wo das Gemüth sich bey aller Oberflächlichkeit selbst durch diese Spiele wie verklärt fühlt und das Göttliche ahndet, was ihm daraus hervorgehen könnte.

Ja ja, fuhr der eifrige R. fort, Momente gibt es freilich, wo auch in dem weiblichen Gemüthe sich eine Begeisterung für das wahrhaft Schöne regt. Aber, ach! daß es nur Momente seyn müssen, welche der erste Windstoß der weiblichen Eitelkeit vorüberweht. Wie bald fallen die Frauen wieder in den Charakter ihres Geschlechts zurück, dessen flüchtige Bestandtheile nicht mit dem tiefen Ernste zu vereinigen sind, der zu der Auffassung des hohen Göttlichen gehört.

Und doch sehen gerade dieß die Männer nicht ungern an uns, wendete ich Hrn. R. ein; indem ich fortwährend mein Geschlecht gegen seine Behauptungen zu vertheidigen suchte. Sie wollen ja überall nur leichte Umrisse, uns gleichsam angewehet, von den tief in einander verschmolzenen Farben ihres eignen Innern. Wir sollen nicht das geringste von unsrer Weiblichkeit, wozu doch auch eine kleine Portion Eitelkeit gehört, verlieren, um einen männlichen Geist zu gewinnen, der tiefer in die Elemente des Wissens und der Kunst eindringt.

Nein, dieß sollen Sie auch nicht, sagte Hr. R., oder wenigstens nicht ohne gewisse Bedingungen. Aber eben so wenig soll Ihre Eitelkeit prunkend dazwischen treten, wenn es den Männern, im weitesten Sinne des Worts, um das Ernste und Heilige zu thun ist. Erinnern Sie sich, mit welcher tiefen Rührung wir kürzlich in jenem Dichter lasen: „Das Hohe Göttliche, es ruht in ernster Stille, mit stillem Ernst will es empfunden seyn."

Hier wurde unser Gespräch durch eine Freundin unterbrochen, welche eintrat, mich in das Schauspiel abzuholen. Dieß gab Hrn. R. Veranlassung, noch ein Kapitel über die Schauspielkunst abzuhandeln. Er entwickelte uns wahr und treffend das Wesen dieser Kunst, indem er die übrigen, als ihr dienend, mit aller Lebhaftigkeit seines Geistes darzustellen wußte. Wir waren ihm schon recht dankbar dafür, als der folgende Nachsatz aus seinem Munde

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unserm Gefühle eine neue Demüthigung bereitete. Er war nämlich von dem, was Schauspielkunst seyn könnte, und was sie bey dem gegenwärtigen Zustande unsrer Theater ist, auch auf die Liebhabertheater gekommen, und meinte, auch hier träte dem Ernste der Männer wieder die weibliche Eitelkeit in den Weg. Ihr Geschlecht nimmt daran Theil, waren seine Worte, nur um in einer Sphäre zu glänzen, wo es am ersten die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen hoffen darf; wo sich Beleuchtung und Costüm vereinigen, ihre Gestalt mehr als im gewöhnlichen Leben hervorzuheben. Daß es ein Studium der Kunst dabey gebe, und sie von diesem ausgehen müsse, um alle Nüancen derselben ihrem Spiele anzueignen, dieß scheint ihnen, wenn auch nicht fremd, doch pedantisch; und sie lassen sich höchstens darauf ein, mahlerische Gruppirungen oder Drapirungen zu analysiren und sie sorgfältig anzuwenden, um wenigstens eine künstliche Anordnung des Aeußern hervorzubringen. Dadurch wird das Schauspiel auf der kleinern Gesellschaftsbühne zu einem müßigen Spiel der Coquetterie, und ist darum immer bald wieder seinem Untergange nahe. Kommt man dahin, dieses Hinderniß zu heben, behauptete Hr. R. weiter, und sucht man den weiblichen Theil erst auf den Gesichtspunkt zu stellen, es bloß als Kunstsache zu betrachten, und von aller dabey mitwirkenden Eitelkeit zu entfernen, so wird auch die Liebhaberbühne mehr ihren ästhetischen Zwecken in Absicht der Geschmacksbildung entsprechen und in fortdauernder Wirksamkeit keine vorübergehende Erscheinung mehr seyn.

Der edle R. sprach hier mit so viel Erfahrung und Wärme, daß ich und meine Freundin davon überzeugt werden mußten, und ihm völlig beystimmten. Nur machten wir ihm noch die Bemerkung, daß, wenn es nur erst die Dichter sich angelegen seyn lassen würden, reine Kunstwerke zu liefern, die kleinen Neckereien und Störungen der Eitelkeit auch in uns bald einer reinen Begeisterung für das Schöne weichen dürften. R. lächelte über diese, uns noch einigen Rückhalt sichernde Kapitulation; und wir gingen so ziemlich versöhnt aus einander.

C.

Der

Der schöne Zirkel,

oder

Züge aus dem Portrait einer geistreichen Dame.

Eine dramatische Skizze.

(Die Scene ist in einem Walde.)

Ein Chevalier und sein Bedienter.

Der Bediente. Ja, gnädiger Herr, ich habe von der ganzen Familie des Fräuleins Erkundigung eingezogen. Indeß die Pferde noch ein wenig rasten, will ich Ihnen alles haarklein erzählen. — Der Vater —

Der Chevalier. (einfallend) Ist ein vortrefflicher Mann; das hört man allgemein. Einer der wackersten Edelleute seiner Provinz.

Der Bed. Ja, nur zu phlegmatisch und zu abhängig von seiner Gemahlin, der Stiefmutter des schönen Fräuleins; einer Dame, die eine unerträgliche, ich wollte sagen: unermeßliche Gelehrsamkeit besitzen soll.

Der Chev. Ja, davon hab' ich auch gehört; sie hat sich als Kritikerin sehr bekannt gemacht.

Der Bed. Nun ja! darauf pocht sie nun eben, unterdrückt ihren Mann, quält und mißhandelt das arme Fräulein, und kein Mensch darf ihr etwas dar-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

über sagen, denn sie denkt, sie sey klüger, als alle andre Menschen. Alle Wochen sind große Zusammenkünfte von Gelehrten und Poeten bey ihr und ihrem Manne, und genug, der gesunde Menschenverstand soll in diesem Hause ganz unter dem Tische stecken. — Da sieh! was ist denn das für eine Erscheinung? —

Eine Bäuerin, mit einem Korbe

(kommt langsam keuchend.)

Die Bäuerin. Guten Tag, Ihr Leutchen! ich wünsche Euch eine glückliche Reise.

Der Chev. (heiter) Schönen Dank! wir geben Dir den Wunsch zurück.

Die Bäuerin. Ach, wenn Ihr mir vergönnt, will ich meine Bürde niedersetzen und auch ein wenig bey Euch rasten. Es ist gar zu heiß! und die schwere Last dehnt — man möchte liegen bleiben!

Der Bed. Was trägst Du denn so schwer?

Die Bäuerin. J' es ist eigentlich Eselswaare! ein tüchtiges Maulthier möchte wohl besser daran tragen, als ich; Bücher sind es, lauter Bücher.

Der Chev. Bücher? und hier in diesem wilden Walde? woher kommst Du denn?

Die Bäuerin. Ich komme von — von — wie heißt es doch gleich?

Der Bed. Nun, Du wirst doch wohl Deinen Wohnort wissen!

Die Bäuerin. Nun, ja doch! — Ich komme von — — von Athen.

Der Chev. Träumst Du? von Athen?

Die Bäuerin. Nun ja, das Jagdhaus hier im Walde, mit dem Dörfchen daneben! Unser gnädiger Herr hat es so getauft; denn er spricht alles anders, wie andre Leute.

Der Chev. Das muß ein wunderlicher Heiliger seyn!

Die Bäuerin. Er selbst soll sonst mit seinem Vornamen Simon geheißen haben, jetzt aber heißt er alles — Cimon. — Es wird unser einem recht schwer, die fremden Arabischen Wörter zu merken; aber ich bin eine Bauerfrau aus seinem Dorfe, und da müssen wir alles thun, was er haben will.

Der Chev. (lachend) Er ist wohl selbst ein heimlicher Araber?

Die Bäuerin. Ich sprech es; wenigstens muß so was dahinter stecken; denn sie machen gar zu wunderliches Zeug auf dem Edelhofe. Gestern war eine große Gesellschaft da von — lauter solchen —

Der Chev. Arabern!

Die Bäuerin. Mein Mann nennt es anders; denn der hat nun bessern Kopf zu den fremden Wörtern. Wie spricht er doch immer, was der gnädige Herr wäre? Ein großer — — Poetus! — Nun ja,

da war denn gestern eine ganze Menge solcher Leute hier haußen; es sollten Vornehme seyn aus der Stadt; und da spielten sie ein Fest, wo sie alle im freyen Felde herumliefen, und Schäfer und Schafe vorstellten. — Doch nein! die Schafe hatten sie im Dorfe geborgt. Es sah wunderlich aus — und was für schöne Bänder hatten sie um sich herum hängen! solche haben unsre ordentlichen Schafknechte nicht.

Der Chev. Das muß ein schönes Fest gewesen seyn. Gewiß waren auch Damen dabey?

Die Bäuerin. O ja! besonders eine, eine grausam vornehme Dame. Da spricht mein Mann, die wäre ganz jämmerlich gelehrt. Bey der ist nun eben morgen die große Gesellschaft in der Stadt, und da muß ich eben die Bücher hinein schaffen, weil unser Herr auch dabey ist und in den Büchern lesen will. Denn, wie mein Mann spricht, thun sie in ihren Gesellschaften nichts, wie lesen und schreiben. —

Der Chev. (zu seinem Bedienten) Zäume die Pferde nur fest! ich bin begierig, an einem solchen Zirkel Antheil zu nehmen! — Mein Gott, da muß es gar zu amüsant hergehn! — —

Louise Brachmann.

Ueber Schüchternheit.

Nach dem Englischen.

Es mag vielleicht ein Wink für den Menschen in der sehr weisen Einrichtung der Natur liegen, welche die Federn des Vogels mit seinen Kräften gemeinschaftlich wachsen läßt und seine Fittige nicht eher vollendet, bis er im Stande ist zu fliegen. Der Mensch darf ein ähnliches Verhältniß zwischen Urtheil und Kraft in sich annehmen; denn er fühlt in sich die Voreiligkeit der Unwissenheit durch Furchtsamkeit aufgehalten; er bleibt so lange gehemmt in seinen Aeußerungen durch Schüchternheit, bis er erlernt hat, mit Eigenthümlichkeit zu reden und zu handeln. Wenige werden in die Tage ihrer Unbildung zurücksehen, ohne sich der Versuchungen zu erinnern, welchen zu widerstehen, eher Furchtsamkeit, als Tugend, sie fähig machte. Sie zögerten, Meinungen auszusprechen, die ihnen irrig in ihren Bestandtheilen und gefährlich in ihren Folgerungen vorkamen, sie wagten dabey die Verachtung und den Groll der Andersdenkenden. Eine vernichtende Furcht überfiel sie in dem Augenblicke, wo sie das ihnen unwürdig scheinende aussprechen sollten, und es hat das Ansehn, als ob eben in ihrer Schwäche der Grund ihrer Kraft gelegen hätte, den Anforderungen des Bösen zu widerstehen.

Auch zeigt der Lauf der Dinge, daß die Sicherheit des Betragens mit dem Fortgange der Bildung Schritt halte, so daß die Furcht vor dem Mißlingen, die unsre ersten Versuche aufhält, in eben dem Grade abnimmt, als sich unser Inneres der Vollendung nähert.

Sie ist also nicht eben das größte Unglück zu nennen, diese Schaam, welche de Unehre vorbeugt,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dieses leichte, nur zu schnell vorübergehende Zittern, welches uns gegen die Gefahr heimlicher Vorwürfe sicher stellt. Wohl mag Schüchternheit für den Augenblick ihr Unbequemes haben — sie mag die Wange mit tieferer Glut überziehen, das Herz zum schnellern Schlage bewegen, den Blick des Auges zu Boden ziehen, und die Zunge lähmen; doch dieses Unglück geht bald vorüber, und läßt selbst in der Erinnerung keine böse Spur hinter sich. Wohl mag diese Empfindung zu Zeiten das Vergnügen ausschließen, aber dem Kummer und der Reue Eingang verschaffen, das thut sie niemals. Few have repented of having forborne to speak.

Es ist im Gegentheil das unglückliche Vorrecht eines durch Bewußtseyn der Kraft zur Vermessenheit gediehenen Muthes, den Widerspruch zu reitzen und den bösen Willen zu entflammen. Niemand findet in sich selber einen Grund, dem zu widerstreben, oder ihn gar feindlich anzugreifen, der über seine eigne Ueberlegenheit erröthet, wenn er sie zeigen muß. Vorzügliche Eigenschaften, mit Schüchternheit an den Tag gelegt, erzwingen die Bewunderung eines jeden Gemüths. Mißtrauen in sich selber mag wohl zuweilen den Entschluß stocken machen und die Ausführung hemmen; aber es versöhnt im Voraus den Stolz, es besänftigt die Strenge, es verscheucht den Neid von dem, was vortrefflich ist, und den Tadel von dem, was mißlingt. —

Doch ist nicht zu läugnen, daß Wissenschaft und Tugend im Menschen oft durch die erkältende Gewalt dieser Eigenschaft in einem Zustande der Erstarrung bleiben, gleichwie die Elemente der Vegetation oft durch zu lange anhaltenden Frost in ihrer Entwickelung gehemmt werden. Dann ist Schüchternheit eine Krankheit des Gemüths zu nennen — dann wird sie, wo sie nur der Verwegenheit und dem Muthwillen Zügel anlegen sollte, die Beredtsamkeit zur Stummheit — und die Kraft zum Unvermögen verunstalten — dann soll man sie als ein Uebel betrachten, und Vernunft und Philosophie ihre Waffen dagegen ergreifen. Ein Jeder prüfe sich selbst! Nichts ist, was häufiger diese kranke Scheu hervorbrächte, als eine zu hohe Meinung von seiner eignen Wichtigkeit. Der, welcher mit dem Gedanken in eine Gesellschaft tritt, daß die Erwartung Aller auf seine Erscheinung gespannt sey, daß Alles Aufmerksamkeit und Theilnahme seyn werde, so wie er nur die Lippen zum Sprechen bewegt, dessen Inneres fährt zusammen vor dem Gedanken, daß er diese Erwartungen täuschen möchte; er strengt seine Einbildungskraft an, etwas hervorzusuchen, das die Wahrheit des Gerüchtes von seiner Vortrefflichkeit bestätigen möchte; er bemüht sich, Dinge zu sagen, die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Leute belehren, daß sein Ruhm kein Werk des Zufalls sey. Er verliert den Gedanken nicht aus dem Auge, daß das, was er spricht, nie vergessen werden wird, daß Ehre oder Unehre über jede Sylbe verhängt sind, die er gesagt haben wird, und daß nichts über seine Lippen kommen darf, was nicht die Probe der Zeit aushalten möchte. Wen wird es befremden, daß unter solchen Anstrengungen das Gemüth am Ende erliegt, und indem es Versuche wagt, die über die Kraft der augenblicklichen Stimmung hinaus gehen, schnell in Kleinmuth und Mattherzigkeit zurück sinken muß?

Die heilsamste Arzeney thut dem Gaumen oft am übelsten. Jene Gemüther, die sich durch die Sorgen gedrückt fühlen, die ihnen ihre vermeinte Wichtigkeit giebt, würden vielleicht den Trost von sich weisen, der darin für sie liegt, daß ihre Sorgen sehr ungegründet sind. Die Wahrheit ist: Kein Mensch ist so angesehen, daß er nicht eben so gut vermißt werden könnte. Wer sich fragt, wie wenig er selbst auf das Wesen der Uebrigen Rücksicht nimmt, wird fühlen, wie vorübergehend die Aufmerksamkeit Andrer auf ihn hingezogen werden kann. Während wir Schaaren von Gestalten an uns vorüber gehn sehen, von denen vielleicht nicht eine den Schein für sich hat, unsre Theilnahme erregen, oder gar unsre Neigung entzünden zu können, sollten wir denken, daß auch wir auf eine ähnliche Weise in diesem Haufen verloren gehen, daß das Auge, welches in diesem Momente einen Blick für uns hatte, in dem nächsten Jenem zugewendet seyn muß, der nach uns kommen wird, und daß das Höchste, was wir vernünftiger Weise hoffen und fürchten dürfen, darin bestehen wird: eine leere Stunde zu füllen, und dann vergessen zu werden.

* * *.

Der Tituskopf,

oder

die Herrschaft der Männer.

Eine Anekdote aus dem häuslichen Leben.

Josephe Wielenka an Sophie von Stein.

Wir sind in unserm guten Grodnow angekommen, und ich eile, Dir, meine geliebte Sophie, von meiner Ankunft Nachricht zu geben. Getrauert wirst Du wohl ein wenig haben, als Du von Deiner Badereise zurückkamst und mich nicht mehr in der Hauptstadt fandest; es wird Dir einsam seyn, wenn Du die Straße vor meinem nun verlaßnen Hause vorübergehst oder fährst, wenn sich die weißen zugezognen Gardinen nicht mehr regen, und kein liebevoller Gruß dem Deinigen entgegen kommt! — Es ist ein grausames Vergnügen, das ich mir durch die Vorstellung Deiner Trauer mache; allein die Liebe lebt so gern in dem Gedanken, vermißt zu seyn von dem Geliebten. Habe doch ich Dich auch vermißt! selbst an der Seite des besten Menschen, an der Seite meines guten Wielenki! Es war kein Raub an der ehelichen Zärtlichkeit; er hat meine Thränen um die Vertraute, um die Ju-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gendfreundin gesehen und hat sie geehrt; so wie er großmüthig alle meine Empfindungen in ihren zartesten, weiblichen Nüancen ehrt, die doch das männliche Gemüth nicht immer ganz zu fassen fähig ist.

Von meinem körperlichen Wohlbefinden willst Du unterrichtet seyn, meine besorgte Freundin? — Ich kann Dir versichern, daß ich mich vollkommen wohl und gesund befinde, und dennoch würdest Du mich kaum wieder kennen, wenn Du mich jetzt sähest! Du erstaunst? So wisse denn: Meine hübschen, langen Haare, die ihr alle von jeher meine beste Zierde nanntet, die ich mir so artig Griechisch aufzuschürzen wußte, sie sind dahin! Du weißt, daß sie Wielenki, der ausschließend für die Tituskösse eingenommen ist, niemals recht leiden konnte; ihr Schicksal ging ihnen auf dem Fuße nach, und so mußten sie denn endlich fallen, den Genien der häuslichen Eintracht, der Dankbarkeit, oder nein! — ich will aufrichtig seyn — bloß dem Gott der Liebe ein gefällig freigebrachtes Opfer! —

Hier liegen sie nun neben mir, die guten Haare, die mir vor Zeiten so manche angenehme Viertelstunde vor dem Spiegel verschafften! Ich kann nun Haarketten, Bänder und Ringe daraus machen lassen, und alle meine Freunde reichlich darein kleiden. Ist das nicht schon ein großer Trost für ein großmüthiges Herz? Du bist unzufrieden, liebe Sophie? Du hieltest immer so viel auf meine Haare. Gern hätt' ich Dir es gar nicht geschrieben; aber Du bekommst mich doch zu sehen, wenn wir auf den Winter nach der Residenz zurückkehren, und dann wär es nur noch schlimmer gewesen. Mein Mann spricht, daß ich ihm sehr wohl gefalle. Nun Glück zu! der Himmel stärke seinen Glauben! Ich, meinerseits, ergebe mich geduldig in mein Schicksal, und hüte mich wohlweislich, so wenig als möglich dem Spiegel zu nahe zu kommen; denn an Schönheit hab' ich in keiner Rücksicht gewonnen, so viel kann ich Dir versichern. Mein armes Kahlköpfchen ungerechnet, seh ich noch obendrein von Sommersprossen ganz braun gefleckt; und daran ist ebenfalls der hochgebietende Wille meines theuern Eheherrn Schuld, dessen Reisemarimen ich bisher noch gar nicht gekannt habe, ob ich gleich länger als ein Jahr die Seinige heiße. Er kann nämlich weder Schleier noch Hut an mir ersehen, wenn ich im Wagen neben ihm sitze, um ja mein liebes Lärvchen nicht einen Augenblick aus den Augen zu verlieren! — beinahe wie ein kleines Kind, das

seine

seine Mutter zu verlieren glaubt, wenn es sie nicht beständig am Rockzipfel hält. —

Ja, sieh, Liebe, so traurig geht es mir in meinem jetzigen Stande! Mache mir keine Vorwürfe wegen der abgeschnittenen Haare! Ach, ihr Mädchen wißt gar nicht, welchem Joch wir armen Weiber unterworfen, wie wenig wir Beherrscher unsres eignen Willens sind! — Ich kann nicht aufhören, Dich unter die Mädchen zu rechnen, ob man Dich gleich Frau Kriegsräthin nennt! Eine Ehe von acht Tagen, wie die Deinige, verdient gar nicht den Namen Ehe; und nun vollends unter Deinen Verhältnissen! Du, zu jener Zeit noch halb ein Kind, aber ein schönes, verzärteltes Kind, und nun der galante, ältliche Kriegsrath, der es sich zur Pflicht machte, allen Launen seiner kindischen — — ich wollte sagen: kindlichen Braut zuvor zu kommen! — nein, Du, meine Liebe, kannst gar nicht von den Leiden und Plagen der ehelichen Unterwürfigkeit sprechen! Aber nimm Dich in Acht, daß nicht unter Deinen zahlreichen Anbetern endlich einer der Besieger dieses stolzen Herzens, und dann im höchsten Grade — Dein Geliebter wird! — Doch — lebe wohl, meine Geliebte! ich muß schließen! mein Mann befiehlt, daß ich mit ihm spazieren gehe. — Leb wohl!

Deine

Josephe.

Nachschrift.

Noch Eins muß ich Dir melden: Ich lerne jetzt sehr eifrig Pohlnisch, weil mein Mann eine besondere Delice darin zu finden scheint, mich zu unterrichten; eine Neigung, die ich schon an mehrern Männern bemerkt habe. Das Gefühl ihrer Ueberlegenheit schmeichelt ihnen alle Mal, es sey unter welcher Form es wolle.

Sophie von Stein an Josephe Wielenka.

Wohl habe ich getrauert, meine geliebte Josephe, als ich Dich nicht mehr hier fand, wohl vermisse ich Dich allenthalben; aber leider unsre Freundschaft ist ja schon so sehr an Trennungen gewöhnt! Dein Brief beruhigt wenigstens meine Sorgen über Dein Wohlbefinden nach der ungewohnten Reise in diesen drükkend heißen Tagen. Du fühlst Dich also wirklich so froh und glücklich in Deiner jetzigen Lage? Ich freue

mich darüber, aber — — so recht begreifen kann ich es doch nicht, wie sich ein Wesen Deiner Natur so ganz unendlich wohlbefinden kann in der Verbindung mit einem jenes Geschlechts, das, man mag dagegen sagen was man will, Abhängigkeit und Unterwürfigkeit von uns verlangt? ich habe dieß immer geglaubt, und ich erhalte einen neuen Beweis davon durch Deinen Brief (so scherzhaft er geschrieben ist), und durch Deine schönen, abgeschnittenen Haare!

Du magst Recht haben, ich selbst kenne die Männer noch nicht, ob ich gleich acht Tage verheirathet bin; ich war noch nicht 14 Jahr, als der Kriegsrath um mich warb; ich hatte keine Ahnung, keine Idee von Liebe; meine Fantasie war nie in jenes Gebiet gekommen, und eben deswegen war mir Heirathen und Nichtheirathen völlig gleich. Meine Eltern versicherten mich, daß der Antrag eines so reichen und angesehenen Mannes ein großes Glück für mich sey, und so hatte ich nichts natürlicher zu thun, als meine Einwilligung zu geben. Der Schmuck und die kostbaren Sachen, die mir der Kriegsrath kaufte, beschäftigten meine Aufmerksamkeit mehr, als mein Mann selbst, und Du hast gar nicht Unrecht, wenn Du mich eine kindische Braut nennst. Die Vorsicht wollte nicht, daß ich einen Stand aus eigner Erfahrung kennen lernen sollte, den ich schon nach den Beispielen meiner Freundinnen genugsam habe — ich möchte gern sagen: verabscheuen lernen! —

Es wandelt mich ein kleines Lachen an, so unwillig ich über das Abschneiden Deiner Haare bin, — wenn ich mir Dich in Deinem jetzigen Zustande denke, den Du so allerliebst drollicht beschreibst. Du, die edle Griechische Schönheit, mit dem schwelgerisch prächtigen Lockenwuchs, jetzt die demüthige Ehesklavin — Ehegattin, — wollt ich sagen! — eines barbarischen Pohlen! der, ohne die mindeste Notiz von Griechischer Schönheit zu nehmen, — nicht genug, daß er sie 30 Meilen von der Residenz in ein Grenzschloß seines rauhen Sarmatiens entführt, — sie mir nichts, dir nichts! in ein Sarmatisches Kahlköpfchen verwandelt!

Du hast mich mit Deiner scherzhaften Laune angesteckt; aber ernsthaft betrachtet, ist es nicht ein ordentlich schauerlicher Gedanke, fürs ganze Leben einem Wesen hingegeben zu seyn, das unumschränkt nach Willkühr über uns schalten darf? Man kann vom Kleinen aufs Größere schließen; und so komme ich immer wieder auf Deine Haare zurück! Was läßt sich wohl von der Liebe eines Menschen erwarten,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der so selbstsüchtig das Schönste seiner Laune opfern kann, ohne zu fragen, wie Du in den Augen tausend schönfühlender Menschen erscheinst? Glaube nicht, daß ich gegen deinen Mann mehr als gegen die übrigen ein Vorurtheil habe! Du weißt mein Urtheil über ihn (über sein Aeußeres wenigstens), wenn er uns sonst so oft auf der Promenade begegnete; Du kanntest ihn damals noch nicht, und wir hatten oft unsre Betrachtungen über den schlanken, krausköpfigen Pohlen, mit den schwarzen, süßeinschmeichelnden Augen und dem ritterlichen Stutzbärtchen auf der Oberlippe. Wie gesagt, sein Aeußeres gefiel mir sehr gut, sein Inneres hatt' ich zu wenig Gelegenheit kennen zu lernen, da ich bald darauf mit der Landsdown meine zweijährige Italiänische Reise antrat. Du hattest ihm während dem Deine Hand gegeben. Möchte ich mich irren, aber seit Deinem letzten Briefe kann ich mich einer düstern Vorstellung über ihn nicht erwehren! Vielleicht ist es der gar zu eifrige Wunsch, Dich glücklich zu wissen, der mich so furchtsam macht, und dann verzeihe mir, Geliebte!

Josephe Wielenka an Sophie von Stein.

Habe Dank, Du freundschaftlichste der Seelen, für Deine zärtlich-treue Liebe gegen mich! von der mir Dein Brief einen neuen Beweis giebt! Gewiß, auch ich gehöre nicht zu den gemeinen, herzlosen Wesen, die keiner wahren Anhänglichkeit an ihr eignes Geschlecht fähig sind, die nur von den Blicken der Männer leben, und eine Stunde unter nichtsbedeutenden Schmeicheleien und Scherzen, in Männergesellschaft hingebracht, zehn Mal der herzlichsten, seelenvollsten Unterhaltung mit einer Freundin vorziehen; gewiß, meine Sophie, unter diese gehör' ich nicht. Die Liebe für meinen Wielenki hat nicht den ältern Empfindungen für die Jugendfreundin Eintrag gethan: aber eben darum darf ich es wagen, mich gegen Dich zur Vertheidigerin der so hart angeklagten Männer aufzuwerfen. Glaube mir, Liebe, Du kennst die noch nicht, die Du so unerbittlich verwirfst, ob Du gleich immer von ihnen umgeben warst; Du bist mit Vorurtheilen gegen sie ausgegangen, und hast Dir gar nicht die Mühe gegeben, sie näher kennen zu lernen. Nichts als Despoten siehst Du in dem Geschlechte,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das, ich bin es überzeugt, gröstentheils aus den gutmüthigsten Geschöpfen von der Welt besteht, wenn wir nur nicht zu oft den Charakter unsers Geschlechts, Sanftmuth und kluge Nachgiebigkeit, vergäßen. Ich darf darüber freilich gar nicht urtheilen, da mein Wielenki gewiß zu den besten seines Geschlechts gehört. Und könntest Du mich wirklich unglücklich glauben in der Abhängigkeit von einem geliebten und, wie Du selbst gestehst, höchst liebenswürdigen Wesen? könntest Du mir wirklich den Verlust einer äußern Zierde für etwas anrechnen, die aufhört Zierde zu seyn, sobald sie dem nicht so erscheint, der einzig und allein darüber zu entscheiden hat? Wozu soll ich nach fremdem Beifall streben? Gehört nicht dem, dem ich mein ganzes Selbst, mein höheres Leben, meine Liebe auf ewig hingab, nach heiligen, natürlichen Gesetzen auch der flüchtige Reitz äußerer Gestalt? Oder soll ich jenen Frauen der heutigen Welt nachahmen, die den ehrwürdigen Namen ehelicher Treue eben so frevelhaft entweihen, als jene herzlosen Mädchen den der Freundschaft? Unmöglich ist Dein Gefühl so sehr verirrt! — Aber Du siehst nur immer meinen Wielenki vor Dir, wie er mit tyrannischem Machtgebot das Todesurtheil über meine Haare spricht! So höre denn, wie sich die Sache eigentlich zutrug! höre und bekenne, daß ich, trotz meiner Sklaverei, recht innig glücklich bin!

Ich fange vom ersten Morgen unsrer Abreise an, damit Du aus manchem kleinen Zuge die Größe seiner herzvollen, selbstvergessenen Liebe desto besser beurtheilen kannst.

Unsre Reise war den Dienstag Morgens um 3 Uhr angesetzt. Nur flüchtig hatt' ich des vorigen Tages geäußert, daß ich vergangene Nacht wegen Zahnschmerz gar nicht geschlafen habe. Er tritt halb drei Uhr, zur Reise angekleidet, in mein Zimmer; das Mädchen sagt, sie sey so eben erst im Begriff, mich zu wecken, da ich nur vor kurzem eingeschlafen sey. Leise nähert er sich meinem Lager, lauscht auf meinen Schlummer, und winkt dem Mädchen, mich ja nicht zu stören. Er selbst bleibt in meinem Zimmer, um gleichsam selbst der Schützer meiner Ruh zu seyn. — O Sophie, kannst Du Dir eine schönere, süßere Bewachung denken? Lache nicht, wenn ich mir ihn in dieser Situation als einen schützenden Engel, als meinen Engel denke!

Ich schlafe fest, denn die durch einige schlaflose Nächte erschöpfte Natur sucht sich Erholung in diesem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schlafe. Er legt einige Mal das Buch aus der Hand, mit dem er sich beschäftigte, und nähert sich mir. Dieß alles hat mir die treue Manon erzählt. Eine Stunde vergeht nach der andern, und — ohne ungeduldig zu werden, — — o glaube mir, Liebe, an einem Manne, an einem Manne, wie Wielenki, ist diese himmlische Geduld mehr werth, als tausend andere Liebeszeichen! — ohne ungeduldig zu werden, sendet er nun nach dem Posthause, um die Pferde abzubestellen, die seit drei Uhr bereit stehen, und die Reise wird auf morgen angesetzt. Er macht nun alle erforderlichen Anstalten, während ich unbesorgt des sanftesten Schlummers genieße.

Endlich um acht Uhr erwach' ich, und wundere mich höchlich über das Vorgefallene. Manon erzählte mir alles in seiner Gegenwart; aber etwas bornirt, wie man gewöhnlich in den ersten Augenblicken des Erwachens ist, äußere ich unbesonnen genug mein Bedauern, nicht geweckt worden zu seyn, da ich nun des folgenden Tages nicht in M. seyn würde, wo wir uns auf der Durchreise einen Tag zu verweilen dachten. Wielenki stutzte, als ich das sagte, und jene bedenkliche Röthe flog über seine Stirn, die ich im Ehestande das warnende Feuerzeichen nennen möchte, das vor einbrechendem Kriege am Himmel zu erscheinen pflegt! — Ich rathe allen Frauen, dieß warnende Meteor hoch zu respektiren, wenn es den Himmel der männlichen Stirn überläuft! die nähere Bekanntschaft damit hab' ich dem Umgange mit meinen Brüdern zu danken, der besten Bildungsschule für den Ehestand!

Wie Wetterleuchten überflog die Röthe seine Stirn; er sprang auf, warf das schwarze Lockenköpfchen ein wenig stolz zurück, und verließ schnell das Zimmer. Wie mir dabei zu Muthe ward, kann ich Dir nicht beschreiben! so hatt' ich ihn in meinem Leben nicht gesehen, und ich kann nicht läugnen, daß mich kein unbeträchtlicher Grad von Furcht anwandelte. Ich wollte ihm nacheilen, allein ich sah, so wie ich die Thür öffnete, daß er im Vorsaal mit einigen fremden Domestiken sprach, und mußte mich zurückziehn. Manon erzählte mir nun ausführlich das ganze liebevolle Betragen meines guten Wielenki, und unwillkührlich stürzten mir die Thränen aus den Augen, theils aus Rührung über seine Liebe gegen mich, theils über den Schatten nur von Undank, dessen ich mich gegen ihn schuldig gemacht hatte. — Nach einer Weile trat er wieder ein und fand mich in dieser Situation. Thränen, sagt man, bringen die Männer in Wuth, wenn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie sich als die Ursache derselben betrachten müssen. Wielenki nahm die meinigen für Vorwürfe seiner himmlischen Gutmüthigkeit, und eine finstre Wolkenschwärze zog sich auf sein Gesicht. — Mein Wielenki! rief ich, indem ich seine Hand ergriff, sie mit meinen Thränen netzte und sie mit heißer Zärtlichkeit an mein Herz drückte, — bestes, edelstes Herz auf der Welt! kannst Du mir vergeben?

Er hatte diese Wendung nicht erwartet; die holde Freundlichkeit kehrte wieder auf sein liebes Gesicht, und er drückte mich an sich, ohne daß wir beide einige Augenblicke lang im Stande waren, ein Wort zu sprechen. — Aber warum, fing er nach einer Weile an, — warum wünschest Du denn so sehr morgen in M. zu seyn?

Weil, — erwiederte ich ein wenig kleinlaut, — ich muß Dir es gestehen, mein Wielenki, damit Du mich nicht für gar zu eigensinnig hältst, — weil morgen der Geburtstag meiner guten Tante in M. ist. Ich hätte sie gern mit einer kleinen Freude überrascht; wer weiß, ob ich sie wieder sehe!

Das war es! rief er mit einer Art von Vorwurf gegen sich selbst, — armes Mädchen! und um diese Freude solltest Du kommen? — laß mich! jetzt ists vielleicht noch Zeit!

Er sprang fort; ich sah ihn über die Straße fliegen; er lief selbst nach dem Posthause, da der Bediente nicht gleich da gewesen war, und in weniger als einer halben Stunde hatten wir Pferde, die Reise ging vor sich, und wir kamen des andern Tages noch zeitig genug nach M., um den Geburtstag der Tante feiern zu helfen. —

Des vierten Tages kamen wir zu Grodnow an. Ich hatte immer davon reden hören, daß das Schloß zu Grodnow eigentlich schlecht situirt sey, daß nur eine Seite und ein einziges Zimmer nach dem Garten heraus gehe; ich hatte darüber nur obenhin mein Bedauern ausgedrückt. Wir kommen an, man führt mich in ein reitzendes Zimmer, das die Aussicht nach dem Garten hat, und wie ein Feengemach mit herrlichen Tapeten und mit dämmernden blaßröthlichen Gardinen verziert ist. Ich dankte dem guten Wielenki für die reitzende Ausschmückung, der für sich selbst ein viel schlechteres, in den Hof gehendes Zimmer bezog; das meinige hingegen hat die Aussicht weit über den Garten hinweg auf heitere, mit goldenen Kornfeldern prangende Höhen, und auf den Teich, links an der Grenze des romantisch düstern Waldes. —

Ganz unbekümmert genoß ich nun meines lieblichen Aufenthalts, ohne zu ahnden, daß auch er ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aufopferndes Geschenk Wielenkis sey. Es ist wahr, sagt' ich einmal, als Wielenki auf einige Tage verreist war, zu unserm alten Verwalter, — Grodnow hat nicht viel hübsche Zimmer, allein das meinige wiegt ihrer zwanzig auf!

Ja, gnädige Frau, erwiederte der ehrliche Alte, der gnädige Herr hat aber da gewiß auch seinem Herzen einen rechten Stoß gegeben, daß er es Ihnen überlassen hat. Er hat von Kindheit auf darin gewohnt, und konnte sich sonst in gar kein anderes gewöhnen; aber wie es hieß, Sie kämen, da wurde geschwind alles gemahlt und tapezieret, und alle die alten Sachen, die sonst dem Herrn so lieb waren, wurden nun fortgeschafft. — —

Was sagst Du, liebe Sophie, zu allen diesen Zügen der großmüthigsten, uneigennützigsten Zärtlichkeit? könnte ich ein Herz haben, wenn ich sie nicht mit allen Kräften meiner Seele zu erwiedern strebte? und scheint Dir jetzt das kleine, längst schuldige Opfer meiner abgeschnittenen Haare zu groß? ich wenigstens schämte mich vor mir selbst, daß ich ihm diese nicht verlangte, aber gewiß längst gewünschte kleine Gefälligkeit so lange verweigert hatte; meine Haare wurden zu drückenden Lasten auf dem Kopfe, und ehe eine Stunde verging war ich in die zwar weniger hübsche, aber tausend Mal glücklichere Sarmatierin verwandelt, die die Bewohner der Residenz vielleicht nicht mehr erkennen werden, die aber sich selbst in dieser Gestalt weit klärer und freudiger wieder erkennt als vorher. Der Blick, mit dem Wielenki bei seiner Wiederkehr die Verwandlung betrachtete, in der ich ihn empfing, gilt mir mehr als der Beifall aller Schönheitsrichter. —

Was das Zimmer betrifft, so hätt' ich ihm gern sein theures, lange gewohntes Eigenthum zurückgegeben, wenn ich nicht hätte fürchten müssen, ihn zu kränken; ich habe aber, wie ich glaube, einen ziemlich glücklichen Ausweg gewählt: ich habe nämlich in aller Stille unter meinen Meubles so viel Platz gemacht, daß sich die seinigen damit vertragen können, und so habe ich das Glück, daß er wenigstens die größte Zeit, die er zu Hause zubringen darf, mit mir zusammen in der lieben Stube wohnt. —

Du hast nun ein bestimmtes Bild meines jetzigen Zustandes; und wenn Du mich noch für unglücklich hältst, so gehöre ich unter die wohlthätig verblendeten, die ihr Unglück als ihr höchstes Glück betrachten. Eine Sklavin bin ich, aber eine solche, die ihre Knechtschaft nimmermehr um die Freiheit vertauschen möchte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Selig preis' ich mein Loos, und liebe die Fesseln, die holden, die mir mit jeglichem Tage fester und fester sich ziehn! Böte mir freundlich ein Gott die verlorene, goldene Ruhe wieder, mein liebendes Herz wählte die Fesseln aufs neue! Gewiß, meine liebste Sophie, hab' ich Dich längst zu meinem Glauben bekehrt; folge mir bald nach in die Knechtschaft! aber wähle Dir einen Despoten, der so gut und liebenswürdig ist als der meinige!

Deine

Josephe.
L. B.

II.

Zeichenkunst und Mahlerey.

---

1. Natur und Kunst.
2. Betrachtungen über die Zeichenkunst, mit besonderer Anwendung auf das Landschaftszeichnen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Natur und Kunst.

Mir ist zum zweiten Mal erlaubt, mit Ihnen, meine Damen — unter denen gewiß auch gute Mütter sich befinden — ein ernstliches Wort zu sprechen. Ich bin Hausvater von sieben noch lebenden Kindern, die ich recht herzlich liebe, in ihnen, wie in jedem Kinde, die ganze Menschheit liebe. Zwar habe ich viel im Walde zugebracht — aber um desto mehr fällt mir die Unnatur aufs Herz.

Recht sehr wünschte ich, Sie läsen meine Blätter mit Geduld. Etwas Galantes und Elegantes geb' ich Ihnen nicht, mit einem Worte, für Ihre Toilette nichts; ich liebe nur — Natur, Gesang und Kunst. Und in der Kunst find' ich die Menschheit wieder.

Allen neuern Instituten scheint jetzt das Anschauen, diese unentbehrliche, diese breiteste, festeste Brücke zwischen Menschen und Natur, in so fern es nur irgend einer Kultur durch Kunst fähig ist, ein nicht unbedeutender Gegenstand ihres pädagogischen Bemühens zu werden; und es ist gewiß keine Frage, ob die äußern Erscheinungen — diese ersten Ernährer, diese treuesten Pfleger und unveränderlichsten Lehrer des jugendlichen Geistes — ob sie verdienen, daß der Mensch um ihre vertrauteste Bekanntschaft sich bewerbe.

Ja, glauben Sie mir, der ganze Mensch verliert unendlich viel, wenn sein Auffassungsvermögen zu entwickeln und seinen Sinn für Natur zu bilden, vernachlässiget worden ist. Es ist Jeder zu bedauern, der nicht frühzeitig an Aufmerksamkeit auf Gestaltung und auf Form aller sichtbaren Dinge gewöhnt, und zu einer genauern Betrachtung der interessanteren Gegenstände angehalten zu werden, das Glück genoß; sehr bedauernswürdig, wenn nur allein das Gedächtniß mit Vielwisserey anzufüllen, der ganze Mensch, in Bücher vergraben und einem Gefangenen gleich, nur Stubenluft athmend, ihn irgend einem gangbaren Leisten anzupassen, mit Eifer betrieben wurde.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bey einer solchen Dressur kann der Geist nicht anders als auf Irrwege gerathen, auf denen ihn nicht selten Hirngespinnste ergreifen und dem Unsinn in die Arme werfen. Einseitig und engbrüstig, und steif und ungesund, wie der Mensch werden muß, sind ihm die natürlichsten Begriffe fremd, und er häuft Albernheiten und Geschmacklosigkeiten, wie — sichs täglich zeigt.

Im Allgemeinen ists eine Despotie, die nicht vernünftig ist; aber trifft dieses Loos auch den genialen Kopf, so ists eine unverantwortliche Mißhandlung. Und reißt sich dieser los — so geräth er nicht selten mitten im Staate auf zahllose Schwierigkeiten, daß er im schönsten Laufe zu seinem Ziele im Kampf erliegen muß. Und so geht mancher gute Kopf verloren, indeß der alte Unsinn sich noch lange hin erhält, dem Mehle gleich, ins falsche Haar geklebt. a)

Es ist unglaublich, wie viel der Mensch, vom Natursinn verlassen, um sich herum erträgt, ohne daß es ihm auffällt. Auf Kosten aller reinen, schönen Naivität dressirt, geht er vorüber, wie er an den schönsten Naturscenen vorüber geht. — b)

Und woher kommt es wohl, daß so viele Menschen überhaupt so unbehaglich sich befinden? daß sie so lange Weile haben und keine innere Zufriedenheit, kein frohes Herz? Vorzüglich daher kommt es mit, wenn sie als Kinder schon, wo man so empfänglich, so offen für jeden Eindruck ist, wo man noch ganz Natur, so gern in Natur lebt und webt; wo uns hier ein Baum, ein Haselbusch, dort eine schöne Wiese, ein Berg, ein Fels, ein Bach, ein Brunnen, ein Wald, ein Vogelnest; eine Heu- und Kornernte; ein Blumen- und ein Obstgarten; das Hühner- und das Taubenvolk der Freuden so unendlich viele gewährt; wenn sie da schon durch grämliche Hüter scharf bewacht, wohl gar studieren müssen; wenn ihnen im guten Kleide kein Sprung, kein Kinderjubel erlaubt ist; wenn sie dem Gimpel und der Amsel gleich: Wer nur den lieben Gott läßt walten! und das Trompeterstückchen, lernen müssen! — Und dem frohen Knaben, dem heitern Mädchen, o! denen gehört ja die ganze Welt. Ja, was bekümmert sich das Kind um Rechtshändel und um Advokaten; um Pomadier und Schneider! Es lebt sich selbst und seines Gleichen nur!

Kommen nun die Männerjahre heran — und sie, die Männer und die Frauen, haben des Tages Geschäfte abgemacht, oder, was noch schlimmer ist — sie haben keine Geschäfte, so sind sie kalt und leer, das Herz ist arm; denn keine Rückerinnerung an irgend ein liebes Kinderspiel auf Wies' und Feld, und Wald und Fels, an nichts, was sie mit Freiheit kindlich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

froh genossen, steht ihnen zu Gebot — — und, dann hat wieder selbst der Umgang mit Kindern wenig Reitz für sie. — Dafür haben sie nun auch despotisiren gelernt! Und so folgt Mißbehagen dem Alter auf dem Fuße.

O wehe euch! sage ich im Namen des schuldlosen Kindes, wer mich um meine Kindheit bringt, der ist mein gröster Feind! — mit dieser ist die Quelle meiner schönsten Freuden auf ewig mir versiegt.

Ja, einen unendlichen Genuß gewährt der Anblick der schönen Natur, unendlich reich, wie unendlich mannichfaltig — dem, dessen schlummernde Keime heiliger Gefühle für das Verehrungswürdige in der Schöpfung Gottes mit Achtung gepflegt und durch wohlthätigere Kenntnisse des überall inwohnenden stillwirkenden Göttlichen zur wahrhaft religiösen Empfindung aufgenährt wurde: zum reinen Sinn für das wundervolle tiefe Wirken nach unwandelbaren Gesetzen; zum reinen Sinn für diese hohe stille Ordnung in der ganzen Natur. Und nur auf diese Weise wird zugleich ein reiner Sinn für Kunst und Kunstwerk sich erzeugen. Natur und Kunst und Kunst und Natur gehen ewig Hand in Hand! Aber nur mit einer harmonisch entwickelten Geisteskultur ergreift der Mensch das Höhere, das Edlere tief in seiner menschlichen Brust bewahrend, und des Künstlers schönerer Genius — knüpft es an eine eigne Schöpfung das ursprünglich ästhetische Bedürfniß zu befriedigen.

Und so sehen wir Kunstwerke entstehen, deren jedes das Innerste nach dem Umfange des ganzen Gefühls seines Urhebers ausspricht, deren jedes das Gepräge der eignen Individualität an sich trägt.

Je freier und selbstständiger dann die Herrschaft ist, die der Geist über den Stoff ausübt, desto schöpferischer in der ganzen Fülle des Ausdrucks erscheint die Kunst, in der das Herz zugleich zum Herzen spricht. Denn ohne diese Spur werden wir auch das Kunstreichste, wo nichts als Kunst nur herrscht — mit kaltem Blut verlassen.

Kunsttrieb.

Wer Kinder beobachtet, die das Glück genießen, ihrer Natur überlassen zu seyn, wird finden, daß sie ihr Spielzeug so gern aus einander nehmen, so groß auch die Freude war, die es ihnen anfangs machte.

Die Eltern mögen schelten, wie sie wollen, es ist dieß gewiß nichts anderes als eine — und zwar nicht unnütze Anlage der jungen Seele, alles genau zu beobachten, wodurch die natürliche Entwickelung des kleinen Geistes am richtigsten und reinsten befördert wird. Die Kinder bedürfen nur einer vernünftigen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Leitung und sanften Behandlung, die nicht schon frühe das innere Leben und Feuer tödtet, das ihnen der Himmel schenkte.

Auf welche Weise könnte auch das Kind wohl mehr lernen, als wenn es bauen und ordnen sieht — und wie gern sieht es dieses! — oder wenn es das Geordnete zerlegt, wobey der Geist zur Beobachtung vorzüglich gereitzt wird?

Nichts unterdrückt und verhindert die schönen Keime in der stillwirkenden Natur des Kindes mehr, als das ewige fade Gebieten und Verbieten; am Ende wirds eine krüppelhafte Entfaltung eines verwandelten Schmetterlings, durch die drückende Lage der Puppe bewirkt. Der Sammler — wirft ihn weg! c)

Wißbegierde, Beobachtungsgeist und Nachahmungstrieb sind sehr wohlthätig in unserer Natur gegründet, da sie wieder die Quellen für unsere Kenntnisse und für unsere Genüsse werden. Und wenn in uns Großen bey dem Anblick mancher Dinge sich nicht mehr der Gedanke regt, zu wissen, wie sie wohl entstanden und welches wohl das Wesen derselben seyn dürfte; so ist es nicht immer das beste Zeichen, wenn auch dagegen das Organ hinter dem Ohr wegen seiner besondern Ausbildung dem Beobachtungsgeiste Gall's noch so viel Freude machte.

Es ist daher wohl nicht zu bezweifeln, daß die Untersuchung der Frage, was Kunst und Kunstwerk sey, nicht nur für diejenigen, welche die schönen Künste ausüben, sondern auch für jene, die bloß den Genuß davon einernten wollen, von sehr vortheilhaften Folgen seyn müsse.

Freilich kann dieses alles nur kindlich gesinnte Seelen interessiren, deren Sinn noch nicht verschroben und die, wenn auch irre geführt, gern zur besseren Natur zurückkehren.

Schon das Kind sehen wir mit irgend etwas *mit Liebe* sich beschäftigen, mit eigenem freien Wohlgefallen — in sich selbst verloren, sich für irgend etwas interessiren. Es giebt also ein ursprüngliches Bedürfniß des menschlichen Geistes, sich für irgend etwas mit freiem Wohlgefallen zu interessiren, und die schönen Künste sind nichts anderes, als das Resultat des natürlichen Strebens eines denkend-empfindenden Geistes, sein ästhetisches Bedürfniß durch eine eigne Schöpfung zu befriedigen.

So bald wir die Kindheit verlassen, stoßen wir auf dem Wege der Kultur haufig auf Erscheinungen, deren Wirkung verloren geht, wenn sie uns ohne Verstand und Einsicht treffen, indeß sie andern im Gegentheil großen Vortheil und einen schönen Genuß ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

währen. Unter diese Erscheinungen gehören die schönen Künste überhaupt, die auch die bildende Kunst mit in sich begreifen.

Die bildende Kunst aber ist hier vorzüglich der Gegenstand unserer Betrachtung; wir werden sehen, worin ihr Wesen besteht, und welches die strengeren Forderungen sind, die wir an ein vollkommenes Kunstwerk machen können.

Die schönen Künste, im engsten Sinne des Wortes genommen, begreifen in sich Schauspielkunst, Musik und theatralische Tanzkunst.

Bey den ältesten Griechen begriff Musik alle höhere Kultur durch die Musen: also nicht nur die Tonkunst allein, sondern auch Dramaturgie, Poesie, die bildenden Künste und Tanzkunst ꝛc. *)

Der Theil der schönen Künste, welcher Empfindungen darstellt, heißt die schöne Kunst im engern Sinne, und begreift die schönen Wissenschaften, Dichtkunst und Redekunst in sich; und endlich der Theil, welcher sichtbare Gegenstände darstellt, heißt die bildende Kunst.

*) „Die Griechische Sprache," sagt Herder, „ist die gebildetste der Welt, die Griechische Mythologie die reichste und schönste auf der Erde, die Griechische Dichtkunst endlich die vollkommenste ihrer Art, wenn man sie ort- und zeitmäßig betrachtet." Und wer würde wohl von ihrer bildenden Kunst das Gegentheil behaupten wollen!

Schöne Kunst also im allgemeinen beschäftiget sich mit der Darstellung sinnlicher Gegenstände und ihr Hauptzweck ist unser freies, ästhetisches Vergnügen.

Vergnügen entsteht, wie bekannt, durch angenehme Empfindungen, indem der Gegenstand das Spiel unserer Gefühle auf eine angenehme Weise in Thätigkeit setzt und auf unser Gemüth einen wohlgefälligen Eindruck macht. (Denn das Bewußtseyn dieses Eindrucks heißt das Vergnügen.)

Frei ist das Vergnügen, wenn es intellektuel ist, d. h. wenn die angenehme Empfindung durch eine Vorstellung hervorgebracht wird, und wenn die Gemüthskräfte ohne physische Ursachen nach ihren eignen Gesetzen gerührt werden. Ein solches Vergnügen geben die Werke der bildenden Künste, der Dichtkunst ꝛc.

Dieses freie, ästhetische Vergnügen — das Resultat des kultivirten Verstandes, wird dem sinnlichen oder physischen entgegengesetzt; demjenigen, dessen Grund bloß in dem gereitzten Mechanismus des Körpers liegt, und aus der angenehmen Empfindung entspringt, welche eine nothwendige Folge des gereitzten Mechanismus ist.

Gegenstände des freien, ästhetischen Vergnügens gehören für die schöne Kunst im Allgemeinen; alle Künste, die bloß das physische Vergnügen befördern,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sind von dem Gebiete derselben ausgeschlossen. Und je mehr ein Kunstwerk die grobe Sinnlichkeit ergötzt, desto mehr verliert es in der reinen ästhetischen Schätzung der wahren Kunst; je mehr es zu dem Geiste spricht, desto mehr steigt es in seiner Größe.

Man nennt denjenigen Theil der schönen Kunst Bildnerey, in der weitläuftigsten Bedeutung des Wortes, in welcher sie alle Arten der bildenden Künste zusammen in sich begreift.

Bildnerey ist also diejenige Kunst, welche durch Nachahmung sichtbarer Gegenstände in Formen unser ästhetisches Vergnügen zum Hauptzweck hat.

Nachahmung ist Darstellung eines Gegenstandes, die mit allen Theilen desselben übereinstimmt.

Da Bildnerey in der Nachahmung sichtbarer Gegenstände besteht, so sind sie Gegenstände der sichtbaren Natur. Daher sind abstrakte und transcendentale Begriffe unmittelbar keine Gegenstände der Nachahmung; aber es giebt ein Mittel, Abstrakta vorzustellen, nämlich durch Allegorie, wovon in der Folge die Rede seyn wird.

Die schöne oder bildende Kunst besteht also in der Nachahmung sichtbarer Gegenstände. Da aber die bildende Kunst unser ästhetisches Vergnügen zum Hauptzweck hat, so ist der wahre Künstler dahin gewiesen, daß er von den sichtbaren Gegenständen keine nachahmen darf, welche dieses Vergnügen stören oder gar Unlust und Ekel verursachen.

Das Hauptgesetz, das der Künstler bey der Wahl seiner Gegenstände zu befolgen hat, ist also: ahme nur solche Gegenstände nach, welche unser ästhetisches Vergnügen befördern.

In der Natur giebt es angenehme und unangenehme Gegenstände. Scenen des Ekels also, so wie alles, was einem reinen, richtigen (aber nicht verzärtelten oder kränkelnden) Gefühl entgegen ist, sind von der Künstlerdarstellung ausgeschlossen.

Wenn also der Künstler durch seine Darstellung mein Vergnügen befördert, so handelt er zweckmäßig; stört er dasselbe, so begeht er eine Zweckwidrigkeit; wie z. B. durch die Darstellung des Cato, wie er sich die Wunden aufreißt; durch Märtyrergeschichten, besonders wenn sie geradezu die ekelhafte Handlung vorstellen, wohin auch die Geschichte des armen Marsyas gehört, den Apollo nichts weniger d) als die Haut über die Ohren ziehen läßt, zumal wenn die Handlung selbst halb vollendet ist, wie in der Darstellung dieses Gegenstandes von Quercino u. s. w.

Ganz zweckwidrig sind auch Karyatiden, besonders in Kirchen, wie es z. B. der Fall ist in der Schloßkirche zu Karlsruhe. Sehr unangenehm unterbricht der Anblick derselben das Vergnügen, das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

außerdem die Gärten und der herrliche Ueberblick vom Schloßthurme herab auf die so schönen Umgebungen dem Mann von Sinn gewähren.

Karyatiden in einer Kirche, besonders mit diesem Sklavenausdruck, können nichts anders als gehäßige Nebenvorstellungen herbeyführen, die die Harmonie zerstören.

Die Alten (unter denen immer die Griechen verstanden werden) waren auf Zweckmäßigkeit sehr aufmerksam; Scenen des Abscheues stellten sie nicht vor, und konnten sie der Darstellung derselben nicht entgehen, so opferten sie lieber die Wahrheit der Zweckmäßigkeit auf.

Die schöne Kunst, den Hauptzweck stets im Auge, darf also selbst in der Portraitmahlerei keinen Gegenstand bilden, der mein Vergnügen stört. Mit Ruhe muß ich mich dem Beschauen hingeben können, ohne durch Abbildung kleiner und kleinlicher Zufälligkeiten in meinem Genusse unterbrochen zu werden. Fehler des Körpers also, z. B. Blatternarben ꝛc. darf der Künstler, wenn er sein Hauptgesetz nicht übertreten will, nicht darstellen. *)

*) Die nach Umständen zu statuirenden Ausnahmen bedürfen keiner Erörterung, da hier bloß von dem bildenden Künstler die Rede ist, in so fern er ganz und gar nur für das Kunstgefühl, und weder für das Bedürfniß noch andere Beziehungen arbeitet.

Zuweilen kommt indeß der Künstler doch in den Fall, eine Zweckwidrigkeit um einer größern Zweckmäßigkeit willen begehen zu müssen; wenn nämlich die Bildnerey einer andern Absicht untergeordnet ist. Z. B. die Darstellung der Heilung der Kranken am Teiche Bethesta (en relief) über den Eingang eines Hospitals ist nun wohl, als Kunstwerk betrachtet, dem Hauptzwecke der höhern Kunst — nicht entsprechend; denn kranke, abgehärmte Gestalten sind eben keine ästhetischen Erscheinungen; aber als symbolische Bezeichnung des Ortes ist sie zweckmäßig.

Ist also der Künstler in dem Fall der Nothwendigkeit, einen Gegenstand vorzustellen, der mein Vergnügen stört, so mildert der verständige Künstler dergleichen Gegenstände so viel als möglich.

Es entsteht nun überhaupt die Frage: wie soll der Künstler bey der Nachahmung der Natur zu Werke gehen, und auf welche Weise steigt er in seiner Achtung am höchsten?

1) Wenn der Künstler bloß die unangenehmen Gegenstände vermeidet, übrigens aber Alles nachahmt, ohne gerade eine Wahl zu treffen, so steht er auf der niedrigsten Stufe der Vollkommenheit.

Wenn er 2) bloß die schönen Gegenstände in der Natur darstellt, dann hat er schon Genie und steht auf der zweiten Stufe der Vollkommenheit. Wenn aber

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

3) des Künstlers höher strebender Geist, mit den in der Natur zerstreuten Schönheiten innigst vertraut, wie auf einen Guß der vollen Seele ein Kunstwerk schafft, dann steht er auf der höchsten Stufe der Künstlervollkommenheit; und nur ein solches Kunstwerk ist es, was wir ein ideales nennen. Denn in der Natur findet sich kein Wesen, in welchem alle Schönheit vereint, welches durchaus Vollkommenheit wäre, sondern die Schönheit ist in mehreren Individuen zerstreut. Auch kann sich kein Wesen lange auf dem Gipfel der Vollkommenheit erhalten; die schönste Blüthe ist momentan. Aber hier tritt der Geist des großen Künstlers ein — faßt im hohen Schwunge, umgeben mit allen hohen Kräften, wie Michel Angelos Gott von seinen Engeln umgeben, wenn er das fiat! (werde!) spricht, e) die Blüthen der Vollkommenheit, und bewahrt für Jahrhunderte sie der Nachwelt auf! Wer Augen hat zu sehen, wen inniges Verlangen treibt, der wallfahrte hin zu ihnen, zu jenen Idealen! f)

Zu einem vollendeten Kunstwerk gehören viele Eigenschaften: die Darstellung desselben muß wahr, muß vollkommen, muß schön seyn.

Wahr ist die Darstellung einer Sache, wenn sie dem bekannten Begriffe von dem dargestellten Gegenstande nicht widerspricht; wenn man die Merkmale, woran man einen Gegenstand von dem andern unterscheidet, in der Darstellung wieder erkennt. Je mehr Merkmale des dargestellten Gegenstandes ich in der Darstellung wiederfinde, desto mehr gewinnt das Bild an Wahrheit. Man hört daher in den Gallerien und Kabinettern sehr oft ausrufen: dieses ist mit viel Wahrheit dargestellt!

Die Wahrheit zeigt sich 1) in den Formen: also in der Zeichnung, welche die Grundlage der ganzen Bildnerey ist. — (Denn auch bey der Bildhauerey sagt man: der Arm, das Bein ꝛc. ist verzeichnet, oder ist schön gezeichnet.

Die Zeichnung muß also bestimmt und richtig seyn (denn ohne Bestimmtheit und Richtigkeit giebt es keine Wahrheit).

Wahrheit zeigt sich 2) im Ausdruck. Ausdruck im weitläuftigen Verstande ist Darstellung des Gedankens, den der Künstler in sein Bild zu legen gesucht; im engern Verstande ist Ausdruck die Darstellung der Fassung der Seele; der individuellen Stimmung, in der die Person so eben sich befindet. Richtiger Ausdruck ist ein Haupterforderniß eines denkenden und fühlenden Künstlers; der bloße Kopist erreicht ihn nicht.

Soll also der Ausdruck wahr seyn, so muß die Darstellung genau und deutlich das sagen, was sie für

für die Handlung und den Ort der Scene sagen soll. Das Bild muß sich ganz aussprechen: es muß gerade die Idee in mir erwecken, welche der Künstler in mir erwecken wollte, und keiner andern damit verwandten Idee Raum zur Entstehung geben. Der Ausdruck darf also weder mangelhaft noch übertrieben seyn.

Wahrheit muß ferner

3) in der Gruppirung herrschen: die verschiedenen Figuren, woraus die Gruppe besteht, müssen den gemessenen Antheil an der Handlung nehmen. Jede Figur muß hier oder dorthin — der Hauptfigur näher, oder von ihr entfernter, so wie solche, vermöge ihres Charakters, ihres größern oder mindern Interesse für die Hauptperson, sich zeigen würde, gestellt seyn. g)

4) Bey bekleideten Figuren in der Draperie.

5) Bey Gemählden im Koloritperspektiv.

6) Bey allen Kunstwerken im Kostüm, und ich setze noch besonders hinzu

7) In dem Körperbaue und in dem eigenthümlichen Gesichtswurf: in der Nationalphysionomie. Denn der Unterschied ist wohl in dieser Hinsicht bemerkbar genug. Wie auffallend ist nicht dieses bey Rubens Meleager und seiner Atalanta in Dresden; bey seiner Venus und seinen Grazien in Paris! Derselbe Fall ist es häufig bey den ältern Franzosen und Niederländern, wenn sie Griechen und Griechinnen, Römer und Römerinnen vorstellten. Bey den erstern ists immer nur ein Musje Hektor, eine Mamsel Helena, und Madam Thetis geworden; und bey den letztern ists — bey den letztern geblieben.

Die Wahrheit wird verletzt, wenn der Künstler bey seinen Darstellungen allein nach subjektiven Vorstellungen handelt, ohne objektive Gründe für seine Darstellungsart zu haben. Darstellungen dieser Art heißen Künstlerchimären, manirirtes Wesen.

Z. B. Wenn Einer 1) etwas vorstellt, was gar nicht in der Natur angetroffen wird, und bloß in des Urhebers Idee existirte. Dergleichen sind die sogenannten Chimären, als Centauren, Harpyen ꝛc. auch die Arabesken. h)

Indeß kommt alles auf die Art und auf den Zweck an, der erreicht werden soll, und auf die Wirkung, die es auf unser Gemüth macht.

Wenn 2) Gegenstände der Darstellung, die zwar in der Natur existiren, sich aber in der individuellen Lage nicht denken lassen, in welcher sie der Künstler dargestellt hat. Thut der Künstler dieses, so hat er Manier und sein Kunstwerk ist manirirt, d. h. unnatürlich. Dieses zeigt sich in der Stellung der Figuren, in der Komposition, im Gewandwurf, in den Falten und im Kolorit. In den Fehler des Manirirten verfielen mehrere Italiener, besonders aber

die Franzosen vor und nach Boucher: auch sind sie jetzt noch nicht davon befreit, wie ihre theatralischen Stellungen und Handlungen, die ihnen immer noch ankleben, z. B. der große Schritt, den sie auf der Bühne machen, und wie sie ihn machen; ihre Haltung des Kopfes ꝛc. welches sie großen Theils auch in die bildende Kunst übertragen, beweisen.

Die Darstellung eines Kunstwerkes muß vollkommen seyn.

Vollkommen ist etwas, wenn es vollständig ist, d. h. wenn es alles hat, was zu seinem Wesen gehört; also weder mehr noch weniger, als ihm zukommt. Das Kunstwerk heißt ein vollkommenes, wenn der mechanische Theil desselben so ausgeführt ist, daß an demselben weder etwas mangelt, noch überflüßig ist. Vollkommenheit im mechanischen Theile des Kunstwerks macht ein vollendetes; es darf endlich in einer Komposition weder eine Figur hinzu gethan noch hinweg genommen werden können.

Es versteht sich von selbst, daß alles mit derjenigen Fertigkeit und Leichtigkeit hervorgebracht sey, die dem wahren Künstlergenie in seiner praktischen Laufbahn zu Theil wird. Man darf der Ausführung nicht die unsägliche Geduld und Aengstlichkeit ansehen. i)

Der Vollkommenheit entgegen steht 1) das Mangelhafte, wenn Figuren fehlen, welche zur Verständlichkeit der Handlung unentbehrlich sind. So verfiel z. B. in diesen Fehler jener Künstler, der das Basrelief in der Villa Borghese verfertigte, worauf die Katastrophe der Kinder der Niobe vorgestellt ist: denn Apollo und Diana, die Urheber, fehlen dabey.

2) Das Ueberladene, wenn Figuren angebracht sind, welche nicht zur Handlung gehören. Ein denkender Künstler wird nie mehr Figuren anbringen, als er nöthig hat.

Gehäufte Figuren sind in jedem Fall dem Kunstwerk schädlich und dienen nur, den Begriff, den sich der Zuschauer von der Handlung machen soll, zu verwirren. Der gebildete, unterrichtete Zuschauer muß nicht ängstlich forschen müssen, welches der Sinn der Figuren sey; denn das Vergnügen wird dadurch geschmälert.

Je sparsamer der Künstler mit seinen Figuren war, desto deutlicher wird der Sinn des Kunstwerks seyn; und desto mehr wird das Vergnügen des Zuschauers befördert. Die Alten vermieden daher in ihren Kunstwerken Figuren zu häufen.

Die Darstellung muß endlich auch schön seyn. Eine Darstellung kann wahr, kann vollkommen seyn, und doch kann sie nur Wenigen gefallen. Ueber Wahrheit und Vollkommenheit können bloß Kenner urthei-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

len; der gewöhnliche Liebhaber kann dieses nicht; aber eine vollkommen ästhetische Darstellung wird für diesen anziehend seyn. Soll daher ein Kunstwerk allgemein gefallen, so muß es auch schön seyn.

Es ist über Schönheit schon lange vieles gesagt worden; allein eine bloße Definition wird immer etwas Schwankendes behalten, denn der Begriff des Schönen ist und bleibt ein Verhältnißbegriff. Leichter läßt sichs sagen, was sie nicht ist.

Die Empfänglichkeit für das wahre Schöne setzt durchaus eine Kultur der Sinne und des moralischen Gefühls nach den allgemeinen Gesetzen des Natürlichen und des Vernünftigen, folglich des Edeln im menschlichen Daseyn überhaupt voraus.

Die Schönheit der plastischen Formen (von der hier hauptsächlich die Rede ist) beruht auf ästhetischer Einheit in einer ästhetischen Mannichfaltigkeit der plastischen Flächen durch den sogenannten Kontur.

Ueber plastische Schönheit überhaupt soll eigentlich die tastende Hand — das Reflexionsgefühl durch die tastende Hand entscheiden. Das Auge aber, durch die Erfahrung belehrt, und unterstützt durch das Daseyn von Licht und Schatten — (woraus es auch die Konture en face im Gemählde beurtheilt) weiß Vertiefungen und Erhöhungen, selbst Rauhheit und Glätte optisch zu schätzen. Indeß wird uns bey der Plastik (dem Wesen der Bildhauerey) die Hand immer noch mehr sagen, wenn das Auge nicht mehr ausreicht. Der physische Reitz ist also wohl die Grundlage der plastischen Schönheit der Formen.

Aber diese Schönheit selbst entsteht erst mit dem Kontur oder dem ästhetischen Zusammenfallen mannichfaltig gebogener Flächen und Linien.

Die Natur selbst bringt die höchste Schönheit des Konturs durch die Entwickelung schöner menschlicher, besonders weiblicher Körper, in der vollen Blüthe der Jugend hervor. Die Bildhauerkunst kann daher auch in dieser Hinsicht nichts Vollkommneres nachahmen, als schöne jugendliche Menschengestalten. Je gereinigter von allen Spuren zufälliger Eindrücke irgend eines Leidens die ganze Erscheinung unserm schauenden Geiste entgegen schwebt, je größer die Idee von der Freiheit ist, die dieses Wesen genossen haben müsse; desto höher rückt die Gestalt dem Begriffe der Schönheit.

„Die höchste Schönheit," rief Winkelmann, durchdrungen von dem höchsten Gefühl für Natur und Kunst, noch am Rande seines Grabes aus, „die höchste Schönheit ist in Gott!"

Der Künstler muß also, um ein schönes Kunstwerk hervorzubringen, nicht nur schöne Formen wählen, er muß auch diesen Formen eine solche Situation geben, welche dem Wesen der Schönheit in der Hand-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lung nicht entgegen ist; dadurch nur wird er den Zweck: die Nichtunterbrechung unsers Ideenganges und unsers Genusses, erreichen.

Aus allen diesen folgt 1) daß der Zustand der Ruhe für die Schönheit in der bildenden Kunst am vortheilhaftesten ist. In einem solchen Zustande, in dem weder heftige Aufwallungen von Freude, noch heftiges Gefühl des Schmerzes sich zeigen, erscheinen alle Theile des Körpers in ihrer natürlichen Lage der Schönheit; ohne Verdrehung und Anstrengung von irgend einer Art, k) welche alle Mal der Schönheit nachtheilig sind, sondern in den sanftesten Wendungen. Auch ist dieses der Zustand, in dem sich der Mensch am längsten erhalten kann, und der daher den Begriff der Dauer giebt; daher ist der Ausdruck derselben der natürlichste für eine Kunst, welche einer gewissen Situation eine Unveränderlichkeit giebt. Die Bildhauerkunst muß vorzüglich diese Lage wählen. Die alten Künstler stellten deßwegen ihre runden Bildnerwerke fast immer in Ruhe vor, besonders die Götterstatüen.

Indeß muß man sich hüten, daß der Stand der Ruhe nicht den Stempel der Unthätigkeit erhalte, wodurch ein Bild fade werden müßte; denn der Stand der Ruhe wird nur demjenigen entgegen gesetzt, in welchem der Körper in gewaltsamer oder ungewöhnlicher Bewegung ist.

2) Der Ausdruck des höchsten Affekts ist der Schönheit alle Mal nachtheilig, er mag angenehm oder unangenehm seyn; denn er zerstört die Harmonie der einzelnen Theile und bringt das Gesicht und den ganzen Körper in eine gewaltsame Stellung, daß fast alle die schönen Linien, welche ihn im ruhigen Zustand umschreiben, verloren gehen. Eine Kunst, deren Hauptgesetz Schönheit ist, muß sich eines Ausdrucks enthalten, der die Schönheit vernichtet.

Da nun auch die Kunst von der immer lebendigen, wechselnden Natur nur einen einzigen Moment brauchen kann, so muß sie den fruchtbarsten wählen, welcher der Einbildungskraft freien Spielraum giebt und die geistigsten Ideen anknüpft. Der höchste Affekt fesselt die Einbildungskraft und wird drückend, da er aller Freiheit beraubt.

Der Künstler muß folglich auch solche Erscheinungen vorzustellen vermeiden, die plötzlich ausbrechen und plötzlich verschwinden, sie mögen angenehm oder schrecklich seyn, denn sie werden durch die Dauer peinlich.

Es liegt wohl in dem ganzen Wesen der Französischen Nation, daß ihre Künstler den Ausdruck des starken Affekts lieben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tritt aber der Fall ein — denn bekanntlich giebt es keine Regel ohne Ausnahme — so mäßige der Künstler, stets des höchsten Gesetzes der höhern Kunst eingedenk, seinen Ausdruck, so viel es die Absicht des Kunstwerks geschehen läßt: er stimme den Affekt auf Empfindungen herab; Zorn setze er auf Ernst, Jammer auf Betrübniß, Lachen auf fröhliche Heiterkeit.

Und so verfuhren die Alten. Kein gewaltsamer Ausbruch der Leidenschaft entstellt ihre Kunstwerke; dieser schadet dem hohen Begriff desto mehr, je mehr er zugleich den Geist herabsetzt. Denn so wie der ganz ungebildete gemeine Mensch in Kollisionen durch rohe pöbelhafte Ausbrüche von Heftigkeit seine Gemeinheit verräth, eben so erhebend wird die glückliche feinere Bildung unter gleichen Bedingungen sogleich durch die Herrschaft des Geistes erkannt. Und so vermieden sie, die Alten, auch im Affekt, im Leiden, im Mißtone die Mißform. Sie wählten den besten Moment, stimmten das Höchste zum Sanften herunter, oder mischten ein Fremdes als Linderung in die Züge. So Medea, Niobe, Laokoon: Laokoon, der beym Dichter schreckliches Klaggeschrei zum Himmel erhebt, seufzt nur im Kunstwerke des Griechen.

Philoktet hinkte, aber noch als Held, der also gesehen zu werden verdiente. Alexanders schiefen Hals wandte Lisippus, daß er nach dem Himmel sah und sich als Herrn der Welt fühlte.

Selbst die Furien, die das Drama in den grausensten Gestalten aufgestellt hat, behandelten die Künstler in ihrer bildlichen Darstellung mit vieler Weisheit. Mochten diese Schreckbilder, diese Scheusale von Gorgonenmasken, auf der Bühne noch so zurückstoßend seyn: diese rasche, stürmende Bewegung in der schnell sich entwickelnden Handlung riß den Zuschauer unaufhaltsam fort; er war gespannt auf das Kommende, und indem die Göttinnen verschwanden, verlor sich auch das Grausende und Schreckliche ihrer Gestalten, nur die berechnete Wirkung fürs Ganze hinterlassend.

Ganz anders wirkt die unveränderliche, die bleibende Gestalt der bildenden Kunst: Ekel und Häßlichkeit werden in den Formen auf immer festgehalten.

Selbst die Gesetze in mehreren Griechischen Staaten hielten den Künstler an, keine andern als schöne Gegenstände zu bilden. Ein Gesetz der Thebaner verbot dem Künstler die Nachahmung ins Häßliche. Die Schönheit hat viele Abstufungen. Die höchste ist die ideale. Diese wird an keinem einzelnen Individuum in der Natur angetroffen, sie ist in mehreren zerstreut, und nur der große Künstler strebt sie zu erreichen. Sie ist der höchste Gipfel der Kunst.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und nur am Menschen von allem Thierischen gesondert, findet sich diese höchste idealische Schönheit; an seiner Gestalt nur, und dem Ausdruck der Gefühle der Seele.

S. v. K.

Bemerkungen.

a) Ists nicht — beym Lichte betrachtet, der Abers noch so viel — höchst lächerlich, auf den Kopf, ins schöne Haar sich Mehl zu streuen, was doch ursprünglich, von Gott und Rechtswegen, dem armen Magen angehört? Dem Biber gleich, bebaute sonst der Friseur aus einem Teig von Schweinefett und Wachs und Inselt angemacht, des Menschen Haupt mit Berg und Thal und Höhle. Dem Himmel sey es gedankt! so arg ist's doch nicht mehr; bey Ihnen, meine Damen, gar nicht mehr, wohl noch — die Färberey. Doch — wenn Sie so stark das Roth erhöhen, so heißt dieß wohl nichts anders als: wir haben — noch warmes Blut — denn Farbe gehört der Sinnlichkeit an; ein geistreiches Weib irrt sehr am Mann von feinerm Sinn, wenn sie dadurch das Interesse zu erhöhen glaubt. — Mit einem Wort, weit feiner wird sie stets mit weniger Farbe seyn, wenn sie denn doch nicht ohne Schminke — leben kann. Und wie viel wäre über diesen Punkt auf dem Theater noch zu sagen! Wie grell und zweckwidrig sind da oft die Erscheinungen! Wie lächerlich und ärmlich ist ferner unser Frack! ꝛc. Wenn wir dem Griechen und dem Römer gleich unser Angesicht mit dem Gewand verhüllen wollten, zum Rockschoß wären wir zu greifen gezwungen. Und ist es wohl ästhetisch, daß die Damen in solchen Fällen ein ärmliches Schnupftuch vor die Augen halten müssen?

b) Ich sah Menschen von den schönsten Seiten auf den so wunderschönen Rigi-Berg (in der Schweiz) von Goldach hinauf reiten, und nach Weggis hinabsteigen, ohne sich kaum einmal umzusehen. Es war ihnen um nichts wichtigeres zu thun, als sagen zu können: auch ich war dort.

c) Das Wichtigste in der ganzen Erziehung ist, daß das Kind durchaus an Wahrheit gewöhnt werde. Dieses muß Eltern und Lehrern die heiligste Pflicht seyn, und den Kindern zur heiligsten Pflicht gemacht werden. Wahrheit ist die erste und reinste Quelle aller Sittlichkeit und aller wahren Humanität. Wie viel Unbesonnenheiten und Verkehrtheiten würden weniger begangen werden, wenn der Mensch frühzeitig gewöhnt worden wäre, jede seiner Handlungen zu verantworten und mit Charakter dafür einzustehen! Das Kind ist schuldlos, und es ist die heiligste Pflicht, es schuldlos zu erhalten, und es nie in Verlegenheit zu setzen, unwahr oder kriechend zu seyn. (Aber es versteht sich von selbst, daß dieser Zweck nur durch sanfte, freund-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

liche Behandlung erlangt wird). Wie wenig bis jetzt noch auf diesen so äußerst wichtigen Punkt gehalten wird, ist kaum zu glauben, aber leider zeigt sich dieses täglich, besonders bey Kindern der feinern Welt.

Nichts bringt nachtheiligere Folgen, als das häufige Getrenntseyn zwischen Eltern und Kindern: der Kinder Umgang macht sanft und erhält die Natürlichkeit.

d) Hier hätte ich sagen sollen schinden: denn nicht immer gewinnen wir durch feinere Ausdrücke an unserer Moralität. Und es ist doch nicht nothwendig, daß ich lebe; aber durchaus nothwendig, daß ich moralisch gut bin. Die rechte Benennung entschleyert sehr oft mit einem Male das schlechte Wesen der schlechten Sache, und erregt das verdiente Verabscheuen. Das Wort Diskantsänger, um einen unglücklichen Kastraten zu bezeichnen, ist eine Bemäntelung der niederträchtigen Handlung von niederträchtigen Menschen an einem Wesen verübt, zu einer Zeit, wo es weder durch physische noch durch Geisteskräfte eines Kampfes fähig ist. Naumanns Idee, eine Gesangschule für Mädchen zu errichten, war ein schöner Gedanke! Wie manches arme Mädchen hätte da ihr Glück machen können! (Schon für diesen Gedanken Segen seiner Asche!) Aber die Kirche nimmt lieber ein verhunztes menschliches Wesen in einem Neutro von Mann und Weib und — stempelt es zur Judith.

Derselbe Mißgriff geschieht in den Horaziern, wo man einen Helden mit einer männlichen Stimme zu erwarten, durch die Natur der Sache berechtigt ist. Statt einer solchen, jammert durch das ganze Stück eine Weiberstimme. Heißt das nicht durch die grellste Zweckwidrigkeit den Charakter des ganzen Kunstwerks schänden?

Selbst die größten Enthusiasten haben gestanden, daß es Nüancen gebe, die kein Kastrat besiegen könne. Und wie viele Kinder verunglücken, ehe das Unglück glückt! Ach, sagte mir eine Dame, es sollen aber sehr böse Menschen seyn. Ganz natürlich, entgegnete ich der Dame, wie kann ein solches Wesen noch gut gegen Menschen denken? — S. drohte seine Eltern zu erstechen, wenn sie sich ihm nähern würden. Wenn wird man doch einmal das Abscheuliche und Ekelhafte fühlen!

Sie sind nur nicht daran gewöhnt, sagte mir einmal Fräulein W. . . Ich danke Ihnen, ich will mich nie an Unnatur gewöhnen!

e) Eines der erhabenst gedachten Frescogemählde von Michel Angelo im Vatikan (in Rom). In meinem Lehrbuche der bildenden Kunst (bey Göschen) wird auch davon ein Kontur erscheinen.

f) Ideal kommt her von Idee; es ist die reinste Idee eines Dinges aus seiner innern Natur geschöpft, von allem Unwesentlichen und Unlautern scharf geschieden und gereinigt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

g) Ein Meisterstück von Gruppirung ist die Gruppe des Euklides in Raphaels Schule von Athen.

h) Auch in dieser Gattung (im Arabeskenfach), wird Raphael einzig als Wegweiser und Beispiel angeführt, wie er die Verzierungen in den Logen genommen.

i) Man wirft Mengs vor, er habe die Antiken kopirt, und seine Gemählde seyen kolorirte Statüen. So viel ist gewiß, daß er mit großer Mühsamkeit gearbeitet und daß man seinen Gemählden Zwang ansieht. Kein Wunder! denn sein Vater hielt seine Kinder wie Sklaven. Dergleichen Urtheile werden indeß seiner verdienten Achtung keinen Eintrag thun.

k) Selbst die ernste Minerva warf die Flöte weg, als die Verziehung des Mundes ein Spötteln veranlaßte. Viele der Alten banden um Mund und Wange einen feinen Schleier, wenn sie dieses Instrument bliesen. Man betrachte aufmerksam, wie nachtheilig die Art ewiger Freundlichkeit, das beständige Lächeln ist — das, bis zur Grimasse getrieben, ein sonst recht hübsches Gesicht entstellt. Wie schön ist nicht dagegen der ernste Mund eines lieben, heitern Mädchens! Und lächelt diese dann zur rechten Zeit — dann lächelt uns die Sonne!

S. v. K.

Betrach-

Betrachtungen über die Zeichenkunst,

mit

besonderer Anwendung auf das Landschaftszeichnen.

I.

Wenn wir zeichnen, so fangen wir auf einer glatten Fläche damit an, gerade und gebogene Linien, in verschiedenen Richtungen oder Winkeln, in eine solche innige Verbindung zu setzen, daß daraus eine Gestalt entstehe, wie sie unsrer Phantasie als Ideal vorschwebt. Diese Gestalt, so fern in ihr das Ideal erreicht ist, heißt eine konturirte (durch Umrisse angedeutete) Figur, oder, wie wir uns am deutlichsten ausdrücken, ein Charakter, je gerechter die Anforderung ist, daß der Künstler bey jedem Zuge fühle — oder wisse, was und wie er schafft, und in jeder Art des Vortrags (mit Umrissen oder in runden durch Licht gehobenen Massen) dieser Charakter, nicht zum Theil nur, sondern vollendet ausgedrückt seyn muß. Daß aber diese Vollendung möglich werde, haben wir zu bedenken, wie Nichts seinen Charakter ganz tragen könne, was denselben nicht allein trägt, oder was zufälliger Weise etwas in sich aufgenommen, das einem Wesen andrer Natur mit mehrerem Rechte angehörte. Auch wissen wir ja, daß das Ideal (welches nur als die für den äußern Sinn gestaltete einige Idee in der Phantasie ruhen kann) für das Ganze gelten müsse, das in der Darstellung als Individuum erscheinen soll, oder daß ein Ganzes nur dann entstehe, wenn in allen seinen Theilen einerley Bedeutung liegt. In diesem Sinne muß uns jeder noch so kleine Theil des Raums, den wir unserm Werke anweisen, wie alle Theile desselben zusammengenommen, nach und nach zu einem individuellen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ganzen erwachsen, wenn wir zuerst bey der Zusammensetzung gewisser Linien zu Umrissen, in Rücksicht ihrer Größe und ihrer Winkel, unserm vorgefaßten Plane getreu bleiben, d. h. im Kleinen und Großen, im Besondern und Allgemeinen immer eine Art der Linien, ein Verhältniß ihrer Länge, eine Größe ihrer Winkel beybehalten. Ist uns dieses gelungen, so ist in unsern Umrissen Harmonie, weil die Verhältnisse oder Unterschiede (Kontraste) gleichmäßig durchgeführt sind.

Wir finden auch, daß nicht allein die fixen Gestalten sondern auch ihre Bewegungen eine und ebendieselbe Verbindung der Kontraste fordern, um gemeinschaftlich ein harmonisches Ganze bilden zu können. In Hinsicht auf diese Bewegung wird eine Figur handelnd, oder ein Charakter individuel bestimmt, in so fern er sich nun erst im Raume kund thut oder äußert, wenn ihn vorher als Ideal nur die Phantasie fest hielt. Denn da der bildende Künstler sein Ideal nur räumlich auffaßt, so giebt er uns auch nur Handlungen, die sich im Raume deutlich aussprechen, und welche wir unter der Benennung des Plastischen begreifen, das alle Verhältnisse der Bewegung in der Zeit ausschließt, nur fixirte Spuren des Geschichtlichen erlaubt, und so bloß auf die für den Gesichts- und Gefühlsinn gestaltete Natur sich bezieht.

Die Fähigkeit des Künstlers, mit reicher Phantasie das bloß Räumliche mit dem in der Zeit Fortschreitenden (Transitorischen), welches sich der Dichtkunst eignet, rein abzusondern, nennt man Abstraktion, und je nothwendiger wir sie finden, desto mehr begreifen wir, wie wenig eine plastische Nachbildung eines Gedichts und das Gedicht selbst sich gleichen können. Jede Kunst hat ihre eigne Sprache, in die sie das Fremdartige, wenn sie es aufnimmt, übersetzt.

Die Phantasie wird uns aber die Handlung einer Figur nicht allein räumlich gestalten, um sie plastisch vollkommen zu bilden, sie wird ihr auch die größte Wirksamkeit fürs Auge geben, die durch Umrisse, so fern wir jetzt bey diesen uns verweilen, erreicht werden kann. Die räumliche Handlung sey eine solche, deren der Charakter, welchen wir darstellen wollen, wo möglich einzig oder ausschließend fähig ist, um seine Individualität zu vollenden: und, sie geschehe mit der höchsten Kraft, die an diesem Individuum nur irgend von der weitesten, lebendigsten Phantasie als möglich vorgestellt werden kann. Denken wir uns zum Beispiel den geistigen Charakter einer Person von der lebhaftesten, regsamsten Art, so geben wir ihr auch allein die allerbehendeste, durchgreifendste Handlung, die nur aus der höchsten Möglichkeit menschlicher Kräfte hervorgehen kann.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Man sagt dann von uns, daß wir ruhig zeichnen; denn was seine Bestimmung vollkommen erreicht hat, wäre sie auch nur momentan, ist — wenigstens augenblicklich — im Zustande der Ruhe, oder kann vielmehr von uns nicht anders gedacht werden.

Ruhe in den plastischen Künsten ist also das vom Einzelnen ins Ganze mit Stetigkeit durchgeführte Leben oder Wirken, was durch seine Kraft einen Charakter räumlich von allen andern unterscheidet, so daß dessen Anblick nicht verstattet, an eine anders bestimmte Natur mit gleicher Festigkeit und Klarheit zu denken. Sie ist das, was uns aus den plastischen Werken der Griechen zuerst anspricht: was sie seyn sollen, das sind sie ganz; man hat denselben auch deswegen die höchste Angemessenheit des Charakters, oder Zweckmäßigkeit untergelegt.

Man würde die Ruhe nicht mit der Ganzheit oder der Einheit des Charakters in einer Figur (die sich von selbst versteht, weil wir Charakter und Figur für gleichbedeutend, oder diese für die räumliche Darstellung des erstern nehmen) verwechseln können, weil sie vielmehr die höchste, der Phantasie nur erschwingbare Stufe des Charakters und die möglichst äußerste Grenze (das Extrem) der Aeußerung des Eigenthümlichen ist. Ein Trauriger, dessen ganzer Körper Mangel an Ausdehnung und Thätigkeit (was ist die Freude anders als erhöhte Thätigkeit des Lebensgefühls?) verrathen muß, kann nicht in sich selbst verschlossen und, wie von einer unsichtbaren drückenden Macht, zusammengeengt genug gezeichnet werden. Denn das stillthätige Gemüth will die Leere in seinen tiefsten Tiefen, die irgend ein schmerzlicher Verlust grub, immer durch Zusammenschränken alles Aeußern, was es an sich herumschleppt, für sich selbst aufheben und unmerklich machen.

Aus diesem und dem vorigen ihm entgegengesetzten Beyspiele höchster Thätigkeit geht mit vermehrter Deutlichkeit hervor, was der bildende Künstler unter einer ruhigen Figur, die sich durch plastische Eigenthümlichkeit als ein einzelnes Wesen (Individuum) für das Auge in höchster Vollkommenheit offenbart, wolle verstanden wissen. Eine solche Figur ist aber darum noch nicht schön, wenigstens ist durch vorhergehende Betrachtungen ihre Schönheit noch nicht nachgewiesen. Ohne Ganzheit, Harmonie und Ruhe ist zwar das Ideal nicht schön zu denken, aber es kann demselben mit diesem allen noch an der Erfüllung dieser höchsten Anforderung schöner Kunst ermangeln.

Sollten wir uns nicht ein Ideal ohne Individualität, oder ein solches, dessen Charakter eben der Mangel alles dessen wäre, was uns an ein einzelnes mit irgend einer Art der Thätigkeit vorzüglich begabtes Wesen erinnert, oder auch das höchste Gleichgewicht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aller innern und äußern Kräfte wäre, gedenken können? Man mache dem Künstler nicht den Vorwurf, wenn ihn diese Vorstellung entzückt, daß er dem Unnatürlichen nachjage. Das Uebernatürliche, so fern es für die Sinne dargestellt werden kann, ist vielmehr sein Zweck, den schon das Wort Ideal ausspricht. Kein Ideal — d. i. höchste Vollkommenheit eines Charakters — wird uns von der Erfahrung gewiesen. Wozu auch Poesie und Kunst, wenn die Wirklichkeit uns hinreichte? Schildert uns doch die Geschichte Begebenheiten, die wir nicht erfahren haben, und nie in dieser Zusammenkettung wieder erfahren werden — wir glauben daran: warum wollten wir nicht an die Schilderungen des Künstlers glauben, der auch nie die Grenzen des Vorstellbaren überschreitet, und dessen innerer Anschauungssinn allen Gemüthern gerade als das gemein ist, was mit der Vernunft zugleich uns über die niedern belebten Geschöpfe erhebt?

Diesen aufwärts strebenden Sinn, wo er noch nicht zur Thätigkeit erwachte, hervorzurufen, ist die große Bestimmung jeder schönen Kunst, die, als solche, sich auf Poesie oder auf die höchste Thätigkeit der bildenden Einbildungskraft in Erfindung neuer unbekannter, schöner, lebendiger Begebenheiten oder Gestalten gründet.

Gewohnheit und Verstimmung mancher Saiten des Lebens hienieden vermindern das Entzücken fühlender Wesen an der gemeinen Wirklichkeit; viele Naturen berührt die segnende Hand der Freude gar nicht, und doch sollen und wollen sie leben und sich regen unter der Sonne, wo Raum für sie ist. Da erwacht die glühende Sehnsucht nach der Fremde in der zerrissenen Menschenbrust, eine wunderbare Erscheinung kommt ihnen in schönster Mädchengestalt entgegen, gießt ihre Blumen in den Schooß der Greise und Kinder, und preist ihnen das unbekannte mildere Land, nach dem sie sich sehnen und es nie erreichen, als ihre Heimath, von welcher sie ihnen von Zeit zu Zeit — doch wenigstens — Nachricht bringen will. Das ist das schöne Kind der Phantasie, die wir ja alle in uns fühlen: es ist die Poesie, wie sie Schiller kannte und Göthe uns giebt.

Eine Gestalt, die schlechthin sich von aller gemeinen Erfahrung unterschiede, weil sich an ihr das vollkommenste, ruhigste Gleichgewicht aller, ihrer Natur eignen Kräfte offenbarte, könnte wohl für die ausübende Kunst, — in welcher, da sie durch Wirklichkeit spricht, auch das Wirken als nothwendig erscheint — nur eine solche seyn, an welcher die äußere Wirksamkeit vermindert wäre, weil sie der Handlung nicht bedürfte, um ihr Wesen, welches schon das harmonischste Ebenmaß aller verschiedenartigen Theile und die in einander gefügteste Richtung aller nur angedeuteten Bewegung ausdrückt, deutlich vor die Sinne zu bringen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Ineinanderfügen der äußern Formen nennt man das Parallele, welches dem wirksamsten Durchkreuzen und Entgegenwirken derselben in einer Figur oder Gruppe gerade entgegengesetzt ist. Dieses Parallele mäßigt jede noch so lebhafte Bewegung, und, je vollkommner es wird, desto mehr ist es als das Eigenthum einer solchen Gestalt anzusehen, von welcher wir sprechen. Diesen Charakter der innigen Uebereinstimmung mit sich selbst, der mehr in sich zurück als nach den Außendingen, und auch dann allein für sich selbst gerichtet, also wenig thätig ist und ein geschlossenes Ganze, an welchem nichts zu viel und nichts zu wenig ist, darstellt — das wie ein Bild seiner Bestimmung erscheint, weil wir sie in ihm vollkommen erreicht erblicken, nennt der Geschmack Schönheit. Erschrecken Sie nicht, meine schönen Leserinnen, wenn ich diese Blüthe der Jugend wie eine fremde Erscheinung aus den Tiefen der Natur hervorrufe. Sie kann den Sinnen nicht verborgen bleiben. Der Kreis, dessen Linie in allen mathematischen Punkten eine andere aber gleichartig in sich zurückkehrende Richtung annahm und also vor seiner Vollendung im höchsten Grade thätig war, ist ein schönes Ganze, bloß deswegen, weil sein Wirken gleichartig und nicht nach Außen gerichtet war. Hätte Göthe, und zumal als bildender Künstler, seine Mignon schön darstellen wollen, er würde sie weder mit schwächlichem Körper, noch in der Verkleidung gezeichnet haben.

Die schönste in sich zusammengeschmiegte, mit sich innig vertraute und zufriedene Gestalt ist die Mediceische Venus. Denn das Ideal der reinen Weiblichkeit ist an sich schön, so wie alle Ideale einzelner Gegensätze, so fern sie allein stehen und nicht in das Wirken nach außen eingreifen.

Das Gleichgewicht der gesammten Thätigkeiten eines Individuums, nach dem Zweck seines Daseyns oder seiner eignen Bestimmung gerichtet, bringt also ein schönes in sich vollendetes Ganze hervor, welches das Gemüth nicht mehr als etwas Einzelnes, sondern als ein in keiner Erfahrung gegebenes Muster seiner ganzen Gattung entzückt. Nicht ein Gattungsbegriff, sondern ein in geschichtlichen und räumlichen Verhältnissen, allseitig, allthätig, in höchster Uebereinstimmung mit sich und der ganzen Natur, anschaulich geschildertes Wesen ist das Schöne, das eben, weil alles in gleichem Grade und zugleich an ihm wirkt, nichts aber aus ihm oder an ihm gegen das andere ankämpft, hemmt oder gehemmt wird, unbewegt, höchst friedlich wie eine Gottheit erscheinen muß, und von Vernunft und Phantasie, gleichwirkend in inniger Verbindung, angeschaut wird.

Ja es ist das treffendste Bild des Idealen, in welchem das denkende Wesen als solches lebt,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich frei bewegt und es ergreifen möchte, hielte nicht die Sinnlichkeit seine Fittige gefesselt, daß der Blick sich zu dem Realen, zu den Kämpfen der Wirklichkeit senke, wo es zu schaffen giebt für die Gewappneten. Und das Bild dieser letztern haben wir noch zu betrachten. Es ist das Erhabene. Denn so nennen wir das wirksamste alleinstehende und von keiner höhern Macht unterstützte Streben außer Gleichgewicht gesetzter Kräfte eines oder mehrerer Individuen nach Uebereinstimmung, das gewaltige Kämpfen derselben um den Frieden, ihre verschiedenartige und also vergebliche Richtung nach äußern Zwecken, die nichts mit einander gemein haben, und doch vereinigt werden sollen — kurz das isolirte Streben der Natur nach dem Schönen, welches sich das strebsame Gemüth des Menschen als Glückseligkeit preist. Wir finden in dieser Idee des Erhabenen die Wirklichkeit so deutlich, daß wir uns wohl nicht erst als Bilder davon die chemische Schmelzung oder Gährung, Revolutionen der Staaten, Bekenntnisse sterbender Menschen, oder den klassischen Charakter der in ihrem Innern gewaltig kämpfenden Mignon zurückzurufen brauchen. Dennoch macht keine alltägliche Wirklichkeit in der Darstellung ein Kunstwerk erhaben. Das Wirkende muß im Bilde concentrisch erscheinen, d. h. der Zweck, nach welchem es wirkt, muß in der Mitte aller wirkenden Kräfte deutlich vor den Sinnen liegen und gleichsam das innere Wesen des Thätigen ausmachen, wie das Ziel der Glückseligkeit in der menschlichen Brust.

Denken wir uns eine Menge Krieger, die alle durch kräftige Handlung wie mit einer Seele, jedoch mit mannigfaltigen Gestalten und Bewegungen, jeder nach seiner Art, einen Gefängnißthurm, der ihrer Gewalt noch spottet, stürmen wollen; denken wir uns diese im Bilde als eine einzige wohl zusammengehaltene Masse, also als eine Figur, einen Charakter: so müssen wir gestehen, daß das Ziel ihrer Thatigkeit, der Thurm, wirklich zu ihrem innersten Wesen gehört, weil ohne denselben die Handlung, die sie zu diesem Charakter bildet, gänzlich wegfiele. Diese Handlung erscheint wahrhaft erhaben, denn ihr Zweck ist nur ein einziger, alle Kräfte wirken, so viel möglich, gleichartig dahin. Denkt man sich nun den Thurm gestürmt, sollten auch einige der Krieger unter seinen Trümmern begraben liegen, und die unschuldig Gefangenen erlöst, dann hat das Schöne gesiegt, und alles ist im Frieden.

Da die Idee für die bildende Kunst nur eine einzige seyn kann, so muß das Schöne über das Erhabene, oder dieses über jenes prädominiren. Im letzten Falle, wenn alles Streben sein Ziel nicht erreicht, erscheint es tragisch, und das ist seine eigenthümliche Natur,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

so fern es wirkt. Wie kommt es, daß auch der Tod eine tragische Katastrophe seyn soll, da ihn doch die Phantasie als die Auflösung durch das Schöne betrachtet? gewiß deswegen, weil er in dem erhabenen Kunstwerke z. B. in der Tragoedie, nicht der Zweck des Wirkenden für sich selbst ist.

Das concentrisch Erhabene und seine transitorische Verbindung mit dem Schönen, die in der Plastik sich in halbverwischten Spuren des Einen oder des Andern zeigt, ist die würdigste Allegorie der menschlichen Natur, auf welche alle Künste, ohne es zu wollen, hindeuten, da sie unter ihren Händen selbst gedeihen, und der Mensch in dem ganzen Reiche seiner Erfahrungen immer Beziehungen auf sich, und ähnliche — oft gleichartige — Bilder seines allgemeinsten Wesens entdeckt.

Wenn das Erhabene jedoch als tragisch zu stark interessirt und angestaunt wird, so ist das Schöne, als solches, indifferent. — Das Tragische zu mildern und dem Schönen Interesse zu geben, sey Grazie oder Anmuth beider Begleiterin. Anmuth ist das Schöne des Einzelnen oder Besondern; wenn eine oder mehrere Kräfte (nur nicht alle) einer Natur in schöner Uebereinstimmung zu einander stehen. In diesem Sinne sagt man: ein schöner Geist; *) — ein schönes Gemüth — eine schöne Gestalt. Erstere können über den fehlerhaftesten Körper Anmuth verbreiten, wie die schöne zu mancherley Bewegungen und Ausdrücken einzelner Empfindungen geschickte Gestalt über ein Gemüth, das nicht fleckenfrei ist. In der bildenden Kunst, welche bloß raumliche Verhältnisse kennt, ist die Anmuth das Schöne in der Bewegung einzelner Theile der Gestalt, welches jedoch verräth, daß sie ehemals in Verhältnissen stand, wie wir, daß sie der Wirklichkeit angehörte, und daß sie sich mit ihrer Eigenthümlichkeit liebt und schützt.

Schönheit von der Grazie umkleidet, stellt neben dem Ideal der Gattung auch ein Individuum in sich dar, wie wir es lieben, und blickt auf unser verworrenes Leben nicht mit Stolz oder Verachtung, nicht mit einem Verweise auf den Lippen, sondern mit innerer Theilnahme herab. Ein reines Beispiel dieses Schönen ist eine Auferstehung des Himmlischen; die spähenden Sinne der Wächter sind entschlafen, und der Auferstandene hat das Ziel seiner Menschwerdung — für die Menschheit erreicht.

---

*) Das Genie ist von diesem unterschieden, denn in ihm stehen die äußere Sinnlichkeit und die innere, oder die Phantasie im schönsten Gleichgewichte. Der Körper ist eben so reizbar wie das Gemüth, und folglich eben so thätig.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

II.

Nachdem wir gesehen haben, was dem bildenden Künstler bey dem ersten Entwurfe der Umrisse, in der Phantasie und in dem Verstande, mit Klarheit vor Augen schweben müsse, kehren wir zu dem Begriffe der Zeichenkunst zurück, um ihn zu vollenden, und senken unsern Blick je mehr und mehr auf die Ausübung in Hinsicht der landschaftlichen Darstellung, die nur jetzt erst uns aus dem Hintergrunde der vorigen Betrachtungen in lebendiger Bedeutsamkeit erscheinen kann. —

Wie wir zuerst Linien zu Umrissen gestalteten, um eine Figur (Charakter) darzustellen, — so, in demselben Geiste der Idee, — welche wir nur als Gottheit, Welt, Natur, Schicksal, Leben und Freiheit unter den beiden Formen des Schönen und des Erhabenen ahnden ließen, ohne sie durch eine nichtige Definition zu entheiligen — nach denselben Regeln der Harmonie und Einheit, werden wir auch Gestalten zu Gruppen, Grade des Lichts (Tinten) zu flachen oder runden Massen, und endlich Grade der Farbe von Weiß und Schwarz (Töne) zusammenstellen, so daß die Zeichenkunst überhaupt uns Kunst der Gruppirung werde.

Fordert zuerst die Harmonie übereinstimmende Winkel der Linien, oder gleichmäßige Höhen und Tiefen der Umrisse, so werden wir jetzt auf kontrastirende Bewegung der Gestalten zu sehen haben, und nicht minder darauf, daß diese widerstreitenden, oft sich durchkreuzenden Richtungen im Bilde sich zu einem Klumpen mit ruhigen Grenzen deutlich vereinigen. Nur unter dieser Bedingung nennen wir die Gestalten zusammengenommen eine Gruppe. Alle Bewegungen aber müssen jedoch durch die Handlung als nothwendig herbeygeführt seyn. So würde man nicht einsehen, warum ein ganz im Freien stehender auf keiner Seite der Luft beraubter Baum in schiefer Richtung dargestellt wäre. Die Mahler, die das Pittoreske mit dem Abenteuerlichen verwechseln, bringen diesem oft ein solches Opfer auf Kosten des Ausdrucks, der Zweckmäßigkeit und Schönheit. Eine Linde am Hause, eine Buche im Walde, die nur auf einer oder zwei Seiten ihre Arme ausstrecken kann, wächst schief, um weniger gehindert zu seyn und für alle Seiten Luft und Sonne zu gewinnen. —

Was die Gruppirung der Linien und Figuren überhaupt betrifft, so kommt uns noch die Erfahrung zu Hülfe, daß uns nichts Krankes gefällt, wie wir uns das Vollkommene und Schöne nie im widersprechenden Zustande des Mangels oder der Schwäche vorstellen werden, und daß dieser Zustand doch den Charakter der Krankheit in der körperlichen Natur ausmache.

Hieraus ziehen wir die praktische Regel, daß das

Aus-

Ausgedehnte oder Hohe der Umrisse einer Figur oder Gruppe das Eingedrückte übersteigen müsse: um wie viel bey einem jeden besondern Naturell, unter diesen oder jenen besondern Bedingungen (wie das Klima z. B. ist), müssen wir aus tiefer physiologischer Untersuchung lernen, wenn uns nicht die Phantasie den Maßstab dazu giebt. Wir machen uns darüber deutlich, wenn wir jedes Herausdringende (z. B. eine Muskel, eine Laubpartie) affirmativ, und das Tiefe, Hohle (z. B. den Raum zwischen den Muskeln, worüber Haut gespannt ist) negativ nennen, wenn wir uns sagen wollen, daß wir wohl thun, diese Umrisse in den schönern Verhältnissen um die Hälfte kleiner zu halten als jene, um die Ausdehnungskraft unsrer Gestalten hervorstechend zu machen.

Den Raum zwischen den Gegenständen, oder was die negativen Konture auf einer Seite umschließen, von dem Raume, den der Gegenstand wirklich erfüllen soll, abgesondert zu denken, und beide für sich und dann wieder zu einander zu gruppiren, wie zwey Gestalten, von denen die eine die Grenzen der andern dicht wie die Luft umschließt: dieses ist eine durch die Reflexion errungene, neue Abstraktion, die der Künstler bey der kritisirenden Uebersicht seiner Werke, hauptsächlich in der Landschaft, zu seiner Vervollkommnung anwendet. Auf negativen Umrissen, die immer die Massen der Zwischenräume dem Innern der Kreislinie ähnlich bilden, beruht ihm dann die Leichtigkeit seiner Gegenstände selbst, weil dann die angesetzten Theile, z. B. belaubte Aeste, bey ihrem Ansatze dünner, schmäler erscheinen, als an der äußersten in die Luft gehenden Grenze; und auf der vermehrten Menge der Zwischenräume, in harmonischem Verhältnisse ihrer Größen, die Lockerheit. Beide müssen zur Rundung, obwohl scheinbar nur, mit beitragen; denn das Leichte, Lockere steht an den äußersten Theilen eines Gegenstandes am rechten Orte, wenn nicht der Zwischenraum als Hauptsache erscheint und z. B. wir durch eine schwere Felsenhöhle eine anmuthige Ferne erblicken sollen. Sehen wir nicht über die Höhle hinaus, so werden ihre leichten Theile, Gestrüpp, Kräuter und verwitterte Steine in ihre Mitte, in die Oeffnung hinein fallen müssen. Auch durch wechselndes Licht und Schatten kann an festen Körpern diese Leichtigkeit und Lockerheit hervorgebracht werden, denn beide stehen in demselben Verhältnisse als die eigentlichen Umrisse. Wie diese in der Breite die Kreisform und die Wellenlinie lieben, so jene in Rücksicht der Dicke, das ist, des nach dem Auge Hervortretenden, oder von ihm Zurückweichenden.

Der höchste Grad des Lichts wird also immer auf dem unserm Auge nächsten Gegenstande ruhen und da

die breiteste Masse bilden, weil das Hohe mehr Licht aufnehmen kann als das Vertiefte. Daraus geht das hervor, was wir Haltung nennen und das auf der Rundung durch Grade des Lichts beruht, welche sich nach Maßgabe der Entfernung vom Auge verringern, so wie nach eben diesem Verhältniß auch alle Gestalten kleiner und mit undeutlichern Umrissen erscheinen (Perspektive). Denn je mehr Luft zwischen dem Gegenstande und dem Auge sich befindet, desto mehr werden die Strahlen gebrochen, und wir sehen eine blässere Beleuchtung.

Die höchste, breiteste Lichtmasse steht am zweckmäßigsten gegen die Mitte des Bildes, weil seine Form und Höhe nur durch umgebende geringere Grade des Lichts (Schatten) erkannt werden kann, wenn uns auch die Natur selbst nicht darauf zurückwiese, indem wir den Bau des Auges betrachten.

Im Schatten ist ein Theil der Figur oder Gruppe, zu welchem weniger Wiederscheine von erleuchteten Körpern gelangen können; ganz beraubt ist er deren nie, weil schon die umgebende Luft Licht in sich aufgenommen hat — also nie ganz schwarz; selbst ein Körper von schwarzer Farbe kann im Schatten nicht schwarz gedacht, wohl aber so gemahlt werden, weil unsre Farbematerialien keine vollkommene Farbe geben. Doch für die ungefärbte Zeichnung wäre jede schwarze Farbe im Schatten zu dunkel: und es ist dem Anfanger praktisch anzurathen, die hellen Theile im Bilde zu schonen, damit er mit weniger Graden des Schattens ausreiche. Das Dunkelste sind immer die durch einen Körper, der zwischen einen andern und das Licht tritt, verursachten Schatten (Schlagschatten), und da am dunkelsten, wo beide Körper sich berühren, und so fast gar nicht Strahlen reflektiren können.

Auch die harmonische Gruppirung der Farben hängt von ihren Kontrasten ab; denn es kann in der ganzen Natur der Dinge nichts mit einem andern wirken und etwas hervorbringen, dem es nicht, in einer Rücksicht wenigstens, gänzlich entgegengesetzt ist. Wie sich des Magnets gleiche Pole abstoßen, eben so wenig vertragen sich Farben, die etwas zu sehr mit einander gemein haben. Reine Kontraste, also harmonisch, sind immer die Hauptfarben Blau, Roth und Gelb zu einander, dann Blau zu Orange und was sich diesem am meisten nähert, Purpur zu Grün, Gelb zu Violet ꝛc.

Mit dem Ausdrucke Töne bezeichnet man die Grade der Helligkeit oder Dunkelheit der Farben. Spricht man aber von dem Ton in einem ganzen Gemählde, so meint man damit eine Farbe, welche allen andern, die darin zusammengestellt sind,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in den Schatten beigemischt ist (wenn die Pigmente nicht von Natur einen Antheil davon hatten) und die also überall ein stärkeres oder schwächeres Uebergewicht hat. Man sieht leicht, daß diese durchgeführte Farbe oder der Ton, aus welchem man mahlt, ein einziger seyn müsse, weil er das Klima, die Art der Dünste, die die Luft erfüllen, oder ihre Menge, also die Grade der Wärme ausdrücken soll. Die Töne, welche sich dem Gelb am meisten nähern, sind die wärmsten, wie man aus Erfahrung weiß. Sie sind auch in der Natur immer dem Auge am nächsten, weil der Zwischentritt der Luft in der Entfernung die Farbe bleicht, so daß sie demselben Gesetz der Rundung folgt, wie das Licht, welchem sie ihr Leben verdankt. Weiß, die eigenste Farbe des Lichts, wenn wir es ganz rein kennten, ist das Hellste und also Nächste, was den Vordergrund einer Zeichnung in wohlgeordneten Massen zieren muß. Schwarz wäre im reinen Zustande keine Farbe, sondern ihr und des Lichts gänzlicher Mangel; unsre schwarzen Färbestoffe haben aber einen Ton oder einen Zusatz irgend einer Farbe, in welche sie spielen; sie brechen also noch einige Lichtstrahlen zurück und können daher gesehen werden. Wir brauchen sie hauptsächlich in der Mischung mit Weiß, wo sie im Gegensatz des Gelben die mildesten blauen Töne hervorbringen.

Alles dieses, was wir in diesem engen Raume nur andeuten konnten, und noch weit mehr, muß der zeichnende Künstler in seinem ganzen Umfange und in allen Beziehungen verstehen. Das praktische Studium der Kunst endlich, in so fern es sich von jenem Allgemeinen, zu den kleinsten Individuen der Natur wendet, und gleichsam seinen Weg rückwärts wieder von neuem beginnt, vermag die sorgfältigste Feder vollständig nicht einmal anzudeuten. Lange, genaue, vergleichende und prüfende Beobachtung der Natur wird endlich zu einem Auswendiglernen, welches dem Künstler bey dem Entwurfe eines Ideals, das er schön oder erhaben in sich geschaffen hat, immer mit Sicherheit aushilft, indem es ihn in den Stand setzt, ohne mühsames Zusammenstoppeln, bloß aus dem eignen unschätzbaren Vorrathe in seinem Gedächtnisse, den noch die Phantasie ohne sein Wissen verschönert, das Schönste, das Beste wählen und seiner Hand zur Verarbeitung darreichen zu können. Am besten erwirbt er sich jenen Vorrath, wenn er nach der Natur zeichnet, und am allermeisten bedarf der Landschaftszeichner dieser Uebung seines Gedächtnisses und seiner Hand. Nur darf er nicht glauben, diese treu nachgebildeten Gegenstände, Bäume aller Art, Felsen, Gewässer, Erdmassen, Hütten und ganze Gegenden, in irgend eine Zeichnung aufnehmen zu können, die ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

poetisches Kunstwerk werden soll. Er würde dadurch verrathen, daß er entweder keine Idee hätte, oder doch sie nicht durchzuführen gedächte. Nichts ist der wahren Kunst mehr zuwider, als ein sklavisch treues Portrait, und ein ängstlich der zufälligen Erscheinung nachgeahmter Prospekt. Denn von der Phantasie muß der Künstler wieder empfangen, was er mit dem Gedächtnisse einsammelte. Sie ist es, die auch seine Uebungszeichnungen nach ihrem Ideal wiederum bilden muß, so daß das Werk ihr ganz und allein anzugehören scheine. Daß dadurch kein eigenthümlicher Charakter — z. B. der Unterschied der Eiche von der Buche — darf vernichtet werden, versteht sich von selbst. Aber es ist darum nicht nöthig, daß in der Ansicht einer Gegend eine Eiche gerade an demselben Orte stehe, wo sie in der Natur steht, wenn sie nicht als Hauptgegenstand interessirt, oder sonst des Künstlers Zweck, den ihm sein untergelegtes Ideal an die Hand giebt, nicht erfüllt.

Da Gestalt das Erste ist, was die bildende Kunst angeht, so betrachtet der Künstler zuerst die eigenthümlichen Gestalten einzelner Theile und ganzer Gruppen an dem mehr Belebenden oder Belebten in der niedern organischen Natur, nämlich an Bäumen, Wasser und Luft, in der festen Ueberzeugung, daß nichts von den Regeln, die er aus Optik, Dioptrik, Katoptrik und Perspektive schöpfte, eine Ausnahme mache. Denn bald findet er die Luft mit ihrem Gewölk eben so wie den Baum der Perspektive unterworfen, und von dem Wasser liest er, daß es schon die ersten Schäferinnen auf der Erde als einen Spiegel gekannt haben. Die Luft erscheint ihm nun hell, nach dem Horizonte durch blässere Tinten hinterweichend, rund in der Beleuchtung des Gewölks — das Wasser klar, beim Fall sich trichterförmig in eine Spitze nach unten vereinigend, und die Gegenstände verkehrt, aber in wahrer Größe zurückwerfend. Er belauscht nun die Luft bey jedem Grade der Witterung und Wärme, bemerkt die verschiedenartigen durch verschiedene Bewegung bedingten Formen der Wolken, so wie die entgleitenden Züge vom Sturm gepeitschter Wellen, und die Regeln, nach welchen der Schaum sich bildet.

Der Baum ist ihm der König der vegetabilischen Natur. Er scheuet selbst des Winters Frost nicht, um sein Knochengerüst, oder den Stamm, mit dem eigenthümlichen Bau seiner Aeste, für sich allein kennen zu lernen. Hier kommt es auf die jedem Baume eigenen Winkel an, in welchen die Aeste am Stamme ansitzen und unter sich verbunden sind; wie auf die Gestalt der Aeste selbst. Unter unsern Bäumen hat die Eiche den am meisten geschwungenen oder nach allen Richtungen oft auch eckig gebogenen Ast. Von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

diesem Studium geht er zur Belaubung über, und bemerkt zuerst wie ihre Masse allezeit auf dem unterstützenden Stamm und Aesten im sichern Gleichgewichte ruht, wenn es nicht von zu heftiger Bewegung der Luft gestört wird. Ein Stamm, der nach der rechten Seite gebogen oder geneigt ist, trägt die größte Wucht seiner Belaubung auf der linken, oder umgekehrt, wie ein Mann, dessen eine Schulter beladen ist. Auf einem gerade emporsteigenden Stamme ist die Belaubung gleichmäßig vertheilt. Der größte Theil einer entblößten Wurzel ist immer auf der Seite zu bemerken, wo der Stamm nicht hingeneigt ist. Die Gestalt des Blattes und der an jeder Baumart eigenthümlich gebildeten Gruppen der Blätter, ferner ob ein Baum leicht oder in schweren Massen sich gestaltete, ob seine Massen flächer oder runder sich verhalten, welchen Boden er liebe und in welcher Gesellschaft anderer Bäume er gern wachse; alles dieses ist für die landschaftliche Beobachtung von der äußersten Wichtigkeit. Ueberall muß bey der dickſten Belaubung der Gang der Aeste, die sie tragen, wo nicht zu sehen, doch deutlich zu errathen seyn. Des Baumes allgemeinster Charakter ist Freiheit, die in Leichtigkeit und Lockerheit besteht; zudem ist er dem Spiel der Winde Preis gegeben, das aber immer nur, wie das Licht der Sonne, von einer Seite wirken darf.

Schmarotzerpflanzen z. B. Epheu, verkündigen einen Ueberschuß von Säften in der vegetabilischen Natur, und wir stellen durch ihren üppigen Wuchs sehr angenehm erhöhte Ausdehnungskraft dar.

Rasen und Kräuter müssen, wie der Baum, ihrem Boden angemessen, karg oder in reicherer Fülle wachsen, und die Verzierung des Vordergrundes durch wohl gruppirte, mehr in die Augen fallende Pflanzen beruht auf dem Studium der Botanik, damit man sie deutlich vortragen könne.

Ich glaube nicht, daß es etwas schwereres gebe, als Erdmassen und befahrne Straßen. Ueberhaupt erfordert immer das Wüste, Verwitterte, Zerbrochene, Abenteuerliche ein beharrlicheres Studium als das Schönere, welches die Phantasie mehr mit eigner Kraft aus sich selbst hervorzubringen vermag.

Felsen haben den Charakter der Stärke. Ein isolirtes Felsengethürm kann, wie die Pompejussäule oder eine einsame hohe Warte, erhaben seyn; denn Gegenstände dieser Art verkündigen ungeheuere Kraft der bildenden Natur, und eine lange, in der dunkelsten Vergangenheit sich verlierende Zeit, die sie zu diesen Werken verwandte: überdieß sind sie hoch, denn kein menschliches Auge kann sie mit einem Blicke übersehen, weil sie den Horizont weit mehr überragen, als er selbst scheinbare Höhe hat. Jedes gestörte

Gleichgewicht der Steinmassen ist abenteuerlich, nicht aber deswegen bey jedem möglichen Zwecke zu verwerfen, nur behutsam in dem Romantisch-Erhabenen zu brauchen. Die eigenthümlichen Gestalten und Lagerungen jeder Gebirgsart, ihre Zerklüftungen, Verwitterungen auf der Oberfläche, ihre Bekleidungen mit Moos und Flechten, sind hierbey vorzüglich kennen zu lernen.

Menschenwerke, als Ruinen und bewohnte Gebäude, müssen nothwendig aus dem Charakter hervorgehen, den wir für unsere Landschaft angenommen haben. Trümmer können auf geschichtliche Veränderungen hindeuten, und Häuser müssen nur in einer anmuthigen, bequemen Gegend liegen, wo Menschen gern wohnen.

Das Erhabene, wo Elemente sich bekämpfen oder gegen die organischen Wesen ihre siegende Gewalt kehren, ist immer schauerlich und einsam. Man sehe es dem Hause an, daß die Bewohner dieselben Empfindungen, Neigungen und Zwecke haben, wie wir an uns bemerken — man gewahre die überall zum Nutzen und Vergnügen, wie zur Sicherheit des Eigenthums bildende Menschenhand; Geräthe und mancherlei Zufälligkeiten mögen ihre geheimsten Geschäfte verrathen, und aus Allem blicke ein Wesen hervor, das, wenn es auch arm und karg versorgt ist, doch sich schadlos zu halten weiß — dann wird die geringste Hütte uns lachend und anmuthig, und wir selbst würden sie in diesem Augenblicke für unsere hohen, hellen, steinernen Zimmer gern bewohnen.

Die belebten Figuren (Staffage) in der Landschaft wünschen wir in demselben Geiste; sie mögen ruhig ihre zweckmäßigen Geschäfte am rechten Orte treiben oder müßig seyn, sinnig ihren Gedanken nachhängen oder leidenschaftlich handeln: nur müssen sie nicht abstrakte Wesen (z. B. Tugend, Laster, Weisheit) ausdrücken wollen, um unsere Illusion nicht zu stören.

Thiere und Menschen gruppiren sich nicht durch Umrisse, nur durch die Grade ihrer Beleuchtung mit den eigentlichen landschaftlichen Gegenständen. Hausthiere (Rinder, Schafe) erfordern ein eigenes Studium, welches uns die schönen Kupferblätter nach Berghem von Fischer, und die von Du Jardin erleichtern und uns leiten können, wenn wir das Zeichnen nach der Natur damit verbinden.

Hier kann ich diese kleine Uebersicht einer Theorie der Landschaft beschließen, und meine verehrten Leserinnen ersuchen, manches, was ich übergehen mußte, wie das, was ich nur andeuten durfte, aus praktischen Werken nachzuholen. Vorzüglich lieb ist mir in dieser Hinsicht Sal. Geßners Brief über die Landschaftsmahlerei an Herrn Füßlin, im zweiten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bande seiner Schriften. Was Natur und Geist zusammen vermögen, leisteten seine eigenen Werke, die bald von Herrn Kolbe in Kupfer geätzt, wahrscheinlich in glücklicher Uebersetzung erscheinen werden. Sie werden diesen würdigen Richter hören, der aus der Tiefe seiner eigenen Erfahrung durch Wort und Bild zu Ihnen redet, und Sie werden aus der Tiefe Ihres eigenen Geschmacks alsdann das Resultat hervorrufen, daß die Landschaft dieselben Ansprüche an das ganze Gemüth dessen, der sie bildet, und dessen, der das Gebildete beschaut, mache, wie jedes andere mit Unrecht mehr geachtete Werk der bildenden Kunst.

Nur noch wenige Worte über die beigelegte Kupfertafel. Sie hat den dreifachen Zweck, die harmonische Gruppirung der Linien und Figuren (Baum-, Erdmassen-, Felsen- und Wasser-Charaktere); durch die Andeutung der Schatten die Gruppirung des Lichts (jour); und durch die Zusammenstellung des Thätigen, Bewegten und des ruhigen, Unbewegten (des Wasserfalls und der schönen Buche in der Mitte) das Kontrastirende in Hinsicht auf Bedeutung zu zeigen.

Die Umrisse sind durch deutliche, durch ihre Schwärze sich auszeichnende Striche gegeben worden, um auf ihre Richtungen in den Laubpartien, Sprüngen des Gesteins aufmerksam zu machen. In einem ausgeführten Werke jedoch müssen sie so durch die angesetzten Schatten verarbeitet seyn, daß man sie nicht bemerkt, oder man muß gleich anfangs die Grenzen der Gestalten bloß durch die Schatten selbst bilden. Denn in der Natur ist nichts mit Strichen umrissen. —

Die Ineinanderfügung (Parallele) der Umrisse, kontrastirt durch das Durchkreuzende oder Zusammenstoßende, ist überall deutlich bemerkbar, wie auch die gleichartig wechselnden Größen der Theile.

Das größte Licht liegt auf der Buche, als dem Hauptgegenstande im Bilde, das höchste aber auf dem Schaume des Wassers und in der Luft.

Die Luft ist still und heiter; man erblickt keinen Kampf der Elemente; nur Spuren vormaliger Ueberschwemmung an den aufgerissenen Erdmassen und an der Aushöhlung des Felsens, die die einst stärkere Gewalt des Gießbachs verursacht hat. Der Felsen, den dennoch nichts ganz zerstören konnte, trägt überdieß Spuren einer Zersplitterung durch den Blitz. Jetzt ist alles ruhig, das Schöne hat gesiegt, und schon weiden Herden auf den Matten. Sie kehren heim, denn es ist Abend, welches die lang gestreckten Schlagschatten beweisen. Des Tages Schwüle ist vorüber, und die Wiesen scheinen zu duften.

An der Buche ist keine Veränderung durch Ele-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ment oder Menschenhand zu gewahren, sie ist ein jüngeres Kind der Natur, als manche ihrer Umgebungen; das milde Klima eines schönen, schon mehr angebaueten Landes erzog sie. Ihre volle, doch nicht überladene Gestalt ist noch hervorgehoben durch einen halbzerfällten, verkrüpelten Baumstamm, der karg und in mehr negativen Umrissen belaubt ist. Ihre Aeste tragen die Laubmassen in sicherm Gleichgewichte, wie der gerade, schlanke Stamm den ganzen Bau. Ihre Beleuchtung kommt von oben; dieß kann auch der scheinbar tiefere Stand der Abendsonne nicht hindern. Doch kann über dem Horizonte auf zurückweichenden Theilen nie helles Licht gesehen werden, weil die Strahlen davon nicht zum Auge gelangen können; es wird nur von den nächsten, dem Auge zugekehrten mittleren Theilen des Hohen zurückgeworfen, welches die Rundung der Belaubung vermehrt. Das Licht bricht ferner von vorn herein: dadurch wird seine Masse auf dem Gegenstande klärer, ununterbrochener, ganzer; denn wir sehen die Schatten, welche jedes Blättchen hinter sich wirft (Schlagschatten) gar nicht oder nicht so breit, als wenn sie dieselben ebenfalls dem Lichte entgegen, aber auf die Seite werfen müßten.

So viel über die beigelegte Skizze, welche die Ideen, Bilder und Begriffe, die Sie an meine vorigen allgemeinen Betrachtungen über das Wesen der bildenden Kunst reihten, noch verdeutlichen und versinnlichen sollte. Mit meinen geringen Erfahrungen über Vortrag und Ausführung denke ich Sie ein andermal zu unterhalten.

Fr. Barthel.

III.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

III.

Tanzkunst.

---

1. Körperliche Bildung oder Erziehung der Jugend.
2. Wahrscheinliche Ursache des Verfalls der Tanzkunst.
3. Ueber Damenkomplimente, für alle Situationen des gesellschaftlichen Lebens sowohl als des Tanzes.
4. Theorie der Tanzkunst.
5. Der Länderer.
6. Tanzmusik.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

I.

Körperliche Bildung oder Erziehung der Jugend.

Es kommt gewiß sehr viel darauf an, wie wir uns, zum ersten Male besonders, benehmen, wenn wir in eine gebildete, sittliche Gesellschaft eingeführt werden, oder — welches noch viel mehr Aufmerksamkeit erfordert — uns selbst einführen. Der erste Eindruck, den wir auf Andere machen, wird bloß durch das Aeußere bewirkt, weil sie, indem wir uns ihnen entgegen stellen, über unsere Geisteskraft und Talente noch nicht urtheilen können. In Ansehung der Folgen ist dieser Gegenstand für das männliche Geschlecht beinahe eben so wichtig als für das schöne, nur daß er bey diesem auf eine weit delikatere Weise behandelt werden muß.

Eine der größten Schwierigkeiten macht der Uebergang aus der Kinderzeit in jene, wo das Mädchen rechtmäßig in Gesellschaften von Erwachsenen erscheinen kann. Die Sache selbst ist an sich nicht besonders schwer; nur ist es eine Kunst, die jeder Mutter zu wünschen wäre, eine gehörige Stufenfolge dabey zu beobachten und nicht von Extrem zu Extrem überzugehen, weil sonst das Ridikule, trotz aller Instruktion, selten vermieden werden kann. Einer gebildeten Mutter, einer Frau, welche bey körperlichem Anstande — der sich mit der Moralität der physischen Erziehung genau verbindet — eine gute Erfahrung, in der richtigen, schönen Mittelstraße sich interessant zu machen, ohne zu kokettiren, auch hinlängliche Menschenkenntniß besitzt — wird es möglich werden, auch ihren Töchtern den richtigen Takt beizubringen, der nöthig zu beobachten ist, um weder eine zu große Dreistigkeit ins gesellschaftliche Leben zu bringen, welche bey den sonst vielleicht untadelhaften Grundsätzen oft mißverstanden wird, noch eine Schüchternheit wurzeln zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lassen, die nicht selten weit unangenehmere Folgen hat, als Unverschämtheit.

Ein unumgängliches Erforderniß zur richtigen körperlichen Erziehung ist unstreitig ein gutes Vorbild zur Nachahmung und eine Aufmerksamkeit der Mütter für ihre Töchter, die durch nichts ersetzt werden kann, wenn sie herzlich geschieht. Alle bezahlte Gouvernanten werden nie die Stelle einer guten Mutter ersetzen. Sind nicht viele, man möchte sagen die meisten, davon selbst Geschöpfe, die oft alle nur möglichen Eigenschaften, nur die nöthigste — eine schöne Bildung ihres eigenen Körpers — nicht besitzen? — Ich glaube behaupten zu dürfen, daß eine jede Bonne oder Gouvernante, wenn sie ihrem Beruf nachleben will, ihr Hauptaugenmerk nicht allein auf Unterricht in den fremden Sprachen und Putzarbeiten, sondern auch — und zwar vorzüglich — auf eine vollendete Ausbildung ihres Körpers in allen Bewegungen richten muß. Sie soll ihre anvertrauten Kleinen gleichsam gymnastisch zu behandeln verstehen, im Gehen, wie im Sitzen, und bey jeder vorkommenden Arbeit sollen auch Verhaltungsregeln für körperliches Benehmen beigefügt werden. Der weibliche Körper soll nie eine Stunde ohne Aufsicht seyn. Aufsicht aber, die nicht diese Eigenschaft hat, ist gar keine, und ich betrachte diese Art Erzieherinnen nicht als Erzieherinnen, sondern als Miethlinge, die bloß Unterricht in weiblichen Geschicklichkeiten zu geben im Stande sind, um die Eitelkeit des Putzes neben dem Nützlichen zu befördern und nebenbey den Kindern als eine Art Gesellschaft gegen die Langeweile zu dienen. Denn die Fälle sind doch nicht selten, daß Mütter ihre Töchter so lange dieser Art von Erziehung überlassen, bis sie mit ihnen in die große Welt einzutreten in Rücksicht des Alters das Recht erhalten.

Gemeiniglich fängt dann eine Mutter erst an, die Fehler ihrer Töchter zu bemerken, und selten ist es dann noch möglich, eine schiefe Richtung zu verbessern, die in frühern Jahren durch fleißigen Umgang nie entstanden wäre.

Betrachten wir einmal die Mittel, wie sie oft anhaltend nöthig sind, unsern Endzweck zu erreichen. Unsere Kleinen lernen Handarbeiten, um sich nützlich zu beschäftigen; wie viel würden sie wohl lernen, wenn nicht jeder Stich beim Nähen, jede Masche beim Stricken, jede mechanische Bewegung bey allen nur nennbaren Beschäftigungen, viele tausend Mal gemacht, verbessert und wieder aufs Neue geübt würde? — Wie oft müssen die Schottischen Tänze und Walzer am Fortepiano exercirt werden, bis endlich Mamma die Freude hat, sie im Takte rasch spielen zu hören! — und so Alles! — Ist denn eine schöne weibliche Figur,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eine graziöse Gestalt, ein schöner leichter Gang, der Anstand, der bey allen Verrichtungen eines Mädchens herrschen soll, das Mimische Interessante des Kopfes, die Folge eines ein Jahr oder oft nur einige Monate langen Unterrichts des Tanzmeisters? — Nein, meine Damen! — Nein! Dieß ist eine Unmöglichkeit! —

Da wir nicht mehr in den Zeiten leben, wo man an Zauberei glaubte, so müssen wir die Sache in ein helles Licht setzen; und ich hoffe, alle meine rechtschaffenen, nachdenkenden und verständigen Kunstverwandten werden mir beipflichten, wenn ich sage: Der Tanzmeister kann einen schon vorbereiteten, durch die Erziehung sorgfältig behandelten Körper sehr veredeln, wenn er ohne Mängel ist, und seiner Kunst allerdings große Ehre machen, wenn er seine Sache versteht; aber — da, wo die Erziehung nachlässig war, wo die Natur keine Freigebigkeit geäußert oder ungünstig gehandelt hatte, da wird seine Kunst zu Schanden — sollte er auch der erste Künstler dieser tanzenden Erde seyn!

Wenn man aber sagt, der Lehrer körperlicher Uebung kann die Fehler verbessern, erträglich machen, wenn er mit Verstand und Fleiß die schicklichen Maßregeln ergreift und einige anatomische Kenntnisse besitzt, ob und wie er seine Schüler von dieser Art, welche ich immer als anatomische Patienten betrachte, behandeln muß, dann — bin ich derselben Meinung. — Aber hier muß der Schüler unverdrossen folgen und sich keine Mühe verdrießen lassen, sonst ist Alles vergebens. Körperlich Verbesserung beruht auf körperlicher Uebung, so lange als es nöthig ist — und unausgesetzt. Es ist hier nie eine Krisis abzuwarten — und wenn das nicht ist, so wird der Tanzmeister seiner Sache eben so ungewiß seyn als der Arzt, wenn seine innerlich Kranken die verordneten Tropfen nicht genießen, weil sie — bitter sind. — Eine Erinnerung an die Mütter, glaube ich, wird hier am rechten Orte seyn. Man wird finden, daß die Kleinen bey gesundem und fehlerfreiem Körper, gewiß alle, bis zu der Zeit, wo sie Lehrstunden bekommen, sich, zur großen Freude der Eltern, sehr aufrecht und nie den Kopf vorwärts geneigt tragen. Aber vom siebenten Jahre an, wo sie schon zu Manchem angeleitet werden, fangen sie an, sich schlechter zu tragen. Die Ursache davon scheint folgende zu seyn.

Wenn die Kleinen alle Gegenstände in den Stuben ꝛc. welche ihre Augen nach sich ziehen, höher als ihre Person sehen, so sind sie gezwungen, den Kopf empor zu heben und hoch zu tragen, welches sie auch thun müssen, wenn größere Personen mit ihnen beschäftigt sind, oder man mit ihnen umgeht. Von der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zeit an aber, wo sie anfangen zu lernen, sehen sie auf die Gegenstände, mit denen sie in Verbindung kommen, herab, und zu dieser Zeit fängt auch die Richtung ihres Kopfs an, sich zu verschlimmern, und oft so sehr, daß dieser Fehler für die ganze Lebenszeit bleibt. Dieß also ist eine Periode, welche bey dem weiblichen Körper, soll er gebildet werden, sehr in Acht genommen werden muß. Man muß den Körper nie über seiner Beschäftigung vergessen, weil Gewohnheiten nur mit der strengsten Sorgfalt — und stark eingewurzelte oft nie — abgeschafft werden können.

Diese Zeit der frühern Kindheit ist es, wo noch kein Tanzmeister zu Rathe gezogen wird und wo man nicht nöthig findet, vorzuarbeiten. Diese Zeit aber ist es auch hauptsächlich, die den wahren Grund zur schönern Bildung des Körpers legt, welche dem schönen Geschlecht, außer seinem Beruf und Berufsgeschäften, bey dem männlichen einen so hohen Werth giebt und ihm Achtung einflößt.

Geselschaftlicher Umgang muß in jedem Verhältnisse, an jedem Orte, zu jeder Zeit, auf Achtung gegründet seyn. Diese Achtung aber äußert sich nicht immer in einem leeren Wortkram von Freundschaftsversicherungen und Erkundigung nach dem Wohlbefinden. Auch Anstand in körperlicher Bewegung ist Achtung gegen Andere, die gröste Achtung gegen sich selbst, das erste Mittel, die Achtung Anderer zu gewinnen und zu erhalten. Wie oft spricht man nicht von gewissen Menschen, daß ihr Benehmen plump sey, oder eckicht! ein Beweis, daß es auffallend ist, sonst würde es nicht bemerkt werden. Das schöne Geschlecht mit diesen fatalen Bemerkungen verschont zu sehen, ist der innige Wunsch des Verfassers.

II.

Wahrscheinliche Ursache des Verfalls der Tanzkunst als Privatvergnügen.

Jedermann, der Kenntnisse von der schönen Tanzkunst besitzt und weiß, welchen Einfluß sie auf das gesellschaftliche Vergnügen hat, wird gewiß bedauern, daß uns nichts als einiges Springen davon übrig geblieben ist. Zu der Zeit, wo noch alle Theater, selbst die kleinsten, außer den Komödien auch Ballette aufführten, wo man beständig das Schöne der bildenden Tanzkunst vor Augen hatte, war auch die Tanzkunst in gesellschaftlichen Zirkeln weit künstlicher. Und noch

jetzt wird da, wo sich die Ballette erhalten haben, unstreitig besser getanzt, als an den übrigen entferntern Orten, welche sie nur selten oder nie sehen. *)

Der Einfluß, den die Ballette auf den gesellschaftlichen Tanz hatten, war zu jener Zeit sehr deutlich zu bemerken. Der gebildete Theil des Publikums besonders, mit richtigem und ästhetischem Beurtheilungsvermögen ausgerüstet, benutzte damals dieses öffentliche Vergnügen zur eigenen Ausbildung auf eine leichte Art, indem er das Schöne beständig vor Augen hatte. Der Kontrast eines schlechten Tanzes mit jenen künstlichen Tänzen war zu groß, als daß nicht jeder Liebhaber des Tanzes alles für sich hätte thun sollen, sich solche Fertigkeiten zu erwerben, die ihn, wenn auch nicht zu einem künstlichen, doch wenigstens regelmäßigen und brauchbaren Tanzgesellschafter machten.

Hätten wir nicht von der Mahlerei und dem Meisel des Bildhauers Kunstwerke der Alten, die wir immer vor Augen haben, was würde aus diesen Künsten werden? Das, was durch beständiges Anschauen in uns eine richtige mechanische Nachahmungslust erzeugt, ist es, was eine Kunst, besonders eine solche, die durchaus eine deutliche sinnliche Vorstellung erfordert, befördert; dieß waren die Ballete. Das Vergnügen ganz abgerechnet, welches sie in einem gewiß hohen Grade gewähren, *) zeigen sie uns oft die ganz verschönerte, durch Kunst veredelte Natur, und auch der Nichtkenner wird hingerissen, ohne sagen zu können, warum er alles schön findet. Die unzähligen Formen, welche künstliche Tänzer in ihrer Gewalt haben, der Ausdruck so vieler unendlichen Charaktere und Leidenschaften, wenn die Ballete pantomimisch sind, die verschiedenen Attitüden, Gruppen und Tableaux sprechen so stark auf den Zuschauer, daß es eine Unmöglichkeit ist, keine Wirkung hervorzubringen.

Welcher gesellschaftliche Tänzer wird nicht bey Erblickung dieser reichhaltigen Kompositionen von künstlichen Schritten, die mit Kraft, Anstand und Leichtigkeit für alle Situationen des Tänzers passend gewählt sind und das Auge so angenehm unterhalten, welcher wird nicht die Armseligkeit seiner Tanzkunst in den Füßen zu verbessern suchen? Jetzt ist es schwer! — Es fehlt am Besten dazu. — Es fehlt allgemein an geschickten Tanzmeistern.

*) In Wien soll, einer Nachricht vom Januar zu Folge, das schöne Ballet entlassen werden. Was soll aus der schönen Tanzkunst werden, wenn sie an solchen Orten nicht geschätzt wird? —

*) Ich meine solche, die im identischen Charakter ganz das ästhetisch Schöne zu erreichen suchen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Damals konnten Tanzliebhaber auf bessern Unterricht rechnen als jetzt. Balletmeister und Tänzer gaben Unterricht, und hatten auch in dieser Hinsicht Einfluß auf den Privattanz. — Tanzmeister von Profession gingen zu Theatraltänzern in die Schule. Mancher Tänzer verließ die Schaubühne und widmete sich zum Lehrer dieser Kunst. Auf diese Art konnte eine Kunst als Privatvergnügen an Interesse gewinnen, das jetzt nicht mehr Statt findet.

Wir haben bloß noch einige Ballete: in Paris, welches immer die hohe Schule für diese Kunst bleiben wird; in Wien, welches den Untergang derselben fürchten läßt; in London, Berlin, Petersburg und vielleicht noch einige wenige an andern Orten. Bekannt ist es, daß in Paris sehr brillante Privattänzer und Tänzerinnen sind, neben welchen selbst mittelmäßige Theatertänzer keine glänzende Rolle spielen. In Berlin tanzt das gebildete Publikum sehr artig. Es ist gewiß Folge des Unterrichts, der unmittelbar von Mitgliedern des Ballets gegeben wird — und kann nicht anders seyn.

Es fehlt an der nöthigen Theorie für die Tanzkunst im Allgemeinen. Unter den Sudeleien, welche über Tanz und Tanzkunst existiren, so wenig deren auch sind, ist keine, worin ein brauchbares Blatt zur Kunstbeförderung zu finden wäre *) — die Lettres sur la Danse von Noverre ausgenommen, die aber bloß für Theatral-Künstler geschrieben sind und wovon unsere gemeinen Tanzmeister nicht ein Wort verstehen.

Die schöne Tanzkunst, wenn sie Einfluß auf Bildung haben soll, kann nicht durch Privatbestreben emporgehoben werden, sondern die Beförderung derselben ist eine Sache des Staats.

Man wird die Bemerkung machen, daß an Höfen sowohl als an bedeutenden öffentlichen Instituten der Tanzmeister unentbehrlich ist. Die Wahl wird auch in der That nie den ersten besten treffen, der sich zu einer vakanten Stelle meldet, sondern man wird sich vorher von seinen Fähigkeiten für dieses gewiß nicht unbedeutende Fach so viel als möglich zu überzeugen suchen. Es sind meistens Theatraltänzer, Balletmeister, welche engagirt werden, oder solche, die eine ähnliche Schule haben; denn selten findet man bey einem andern die Kenntnisse, um mehr zu leisten, als was zu einer Hopsangloise nöthig ist.

*) Sollte das Publikum ferner meinen guten Willen nicht verkennen und meine Bruchstücke über diese Kunst mit Beifall aufnehmen, so könnte ich wohl meine praktischen Erfahrungen sammeln, um mit Hülfe meiner Theorie ein systematisches Werk über die Tanzkunst in ihrem ganzen Umfange an's Licht zu befördern.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Indessen, so lange uns die Schaubühnen die sinnliche Vorstellung des schönen Tanzes als Aufmunterung und Sporn zur Nachahmung entziehen, müssen wir desto mehr die Theorie zu fassen suchen. Was ich in dieser Rücksicht thun kann, um einiger Maßen die Kunst zu befördern, werde ich immer sehr gern und mit wahrem Vergnügen thun.

III.

Ueber Damenkomplimente, für alle Situationen des gesellschaftlichen Lebens sowohl als des Tanzes.

Es wird in diesem Jahrbuche nicht am unrechten Orte seyn, auch jenes Ceremoniel, welches Sie, meine Damen, jeden Tag so oft zu beobachten haben — die Begrüßung Anderer — einer umständlichern Erörterung zu würdigen.

Verbeugung ist ein Wort, welches oft mit Unrecht dabey gebraucht wird, und ich möchte diese Verwechslung der Ausdrücke gern vermeiden. Biegen ist eine Bewegung der Knie — Beugen eine Bewegung des Oberkörpers, wie bey einem regelmäßigen Kompliment eines Mannes. Neigen aber ist die Bewegung des Oberkörpers, ohne eine krumme Linie damit zu machen.

Eine Dame behält bey jedem Kompliment den Oberkörper gerade, und läßt den Kopf nicht sinken.

Das Unterwürfige, die Erniedrigung, die Demüthigung vor einer andern Person, oder wie wir auch immer die Sache benennen wollen, drückt sich durch die Bewegung aus, der man den Namen Kompliment gegeben hat.

Fast könnte man auf die Vermuthung gerathen, als hätten wir Teutschen dieses Ceremoniel von den Orientalern, welche sich darin sehr stark ausdrücken, entlehnt, nur mit einer für uns mehr passenden Modifikation — denn unsere Voreltern, die alten Teutschen, hatten diese Gewohnheit nicht. Daher ist mir noch nie etwas Lächerlicheres vorgekommen, als eine Schauspielerin in Altteutschem Kostüme auf dem Theater ein Kompliment nach der Französischen Schule machen zu sehen.

Doch, wir wollen nun das für das schöne Geschlecht passende und schickliche Kompliment zergliedern. Es sind acht einzelne Theile, woraus nach gehöriger Uebung ein Ganzes entsteht.

1. Ein Vor-, Seiten- oder Rückpas, je

nachdem das Kompliment bald vorwärts, seitwärts, oder zurück gemacht wird.

2. Das Nachsetzen des zurückgebliebenen Fußes, welches dicht an den andern Fuß mit gehobener Ferse auf die Spitze des Fußes geschieht, daß, indem Sie auf den vordern Fuß degagirt sind, der rückwärts stehende Fuß auf der Spitze sein Knie so hoch bringe, daß er dem andern Knie gleich, weder höher noch tiefer, weder weiter vor- noch weiter rückwärts als der andere komme. Dieses Egalhalten der Knie muß ja nicht vernachlässigt werden; die Draperie bekommt sonst ein schiefes Ansehen, und die ganze Darstellung des Körpers wird schief. Eine deutliche Vorstellung dieser Stellung giebt uns Tab. 4. Fig. 1.

3. Biegen, ohne jedoch nur im mindesten die Lage der Füße zu verändern. Der Vorderfuß trägt allein den Körper; auf diesem Fuße müssen Sie ganz sicher in Balance seyn; der Körper aber ist noch immer gerade. Fig. 2.

4. Neigen des Körpers. Fig. 3. Der Körper neigt sich vorwärts aus der Perpendikularlinie gegen die Person, welche man begrüßt, so weit, daß, wenn er sich weiter neigte, die Balance verloren ginge. Der Kopf darf dabey keineswegs sinken; seine Richtung bleibt immer der guten Haltung des Körpers gemäß; mit dem Neigen des Körpers nähert er sich ohnedieß der Erde, und bey dieser Bewegung nur verliert man den Anblick derjenigen Person, die begrüßt wird. Dieß ist das Eigentliche, was diejenige Ehrerbietung ausdrückt, welche wir Jedem durch unser Kompliment zu erkennen geben wollen. Es ist also sehr falsch, mit aufgerecktem Halse und steif auf die andere Person gerichteten Augen ein Kompliment zu machen. Dieses wird und muß bey einem Verständigen immer eine karrikaturmäßige Wirkung hervorbringen.

5. Rückschritt. Tab. 5. Fig. 4. Der rückwärts noch auf der Spitze stehende Fuß wird etwas rückwärts gestrichen, aber nur sehr wenig, höchstens eine Hand breit. Das Knie muß aber dessen ungeachtet dem andern gleich behalten werden. Dieses Zurücksetzen des Fußes ist deswegen nöthig, damit der Körper nicht auf der nämlichen Stelle sich wieder hebt, auf welcher er gesunken war, welches man einen Knicks nennt. Auch unterstützt dieses die Balance, welche bey noch ungeübten Schülerinnen meistens da verloren gehen will, wenn sich der Körper vorwärts neigt.

Da alle Bewegungen der Tänzerin sowohl als der Dame im gesellschaftlichen Leben gerundet seyn sollen, so muß auch die Bewegung des Körpers beym Komplimente durch den Schwung rückwärts eine runde Linie formiren.

6. Den

1 2 3

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

6. Den Körper auf den Fuß rückwärts bringen. Bis hieher hat der Fuß, welcher vorn war, immer die Last des Körpers tragen müssen; jetzt aber geht der Körper, noch etwas tiefer sinkend, auf den Fuß zurück, welcher den Schritt zurück gemacht hatte, und hebt sich gegen das Ende etwas, damit er die vorige Höhe erreiche und einen kleinen Bogen abwärts dadurch beschreibe. Fig. 5.

7. Heben des Körpers. Der Körper hebt sich auf dem rückwärts stehenden Fuße gerade in die Höhe, bis das Knie sich streckt. Auch der vordere Fuß bleibt mit gestreckter Spitze ausgestreckt auf der Erde liegen, welches die nämliche Figur ist, die im vorigen Jahrgange Tab. 5. Fig. 4. in der vierten Position steht.

8. Position und Schluß. Der ausgestreckte Fuß geht, ohne einen Strich zu machen, leicht und beinahe unbemerkt entweder in die fünfte Position oder in die erste zurück. Der Körper ist nun wieder in der Perpendikularlinie und ganz in der schönen Form, welche er vorher angenommen hatte.

Bey dem Komplimente kommt nun freilich sehr viel darauf an, welcher Person ich es mache. Dieß verursacht eine eben so vielfältige Abstufung, als die Verschiedenheit der Personen ist, mit denen man umgeht und zusammenkommt. Vertrauter Umgang und freundschaftliche Anhänglichkeit verbannt viel von dem ceremoniellen Wesen, aber nicht die Achtung, welche sich jedoch bey herzlichen Freunden mehr durch einen Händedruck oder eine Umarmung ausdrückt. Aber wohl nur der kürzeste Theil unsers Lebens wird auf diese angenehme, ungezwungene Weise verlebt. Daher ist es sehr nöthig, sich die gehörige Fertigkeit zu erwerben, Jedem das zu geben, was ihm zukommt und was man ihm, vermöge seiner Würde und seines Einflusses, oder der Verhältnisse, welche zwischen uns und ihm Statt finden, schuldig ist. Eine noch sehr wichtige Nebensache, die ich aber immer gern zur Hauptsache machen möchte, ist, sich so darzustellen, daß Erziehung und Bildung des Körpers hervorleuchte. Dieser Abstufungen des Kompliments kann man, von dem gnädigen Kopfnicken einer unumschränkt mächtigen Person bis zur tiefsten, ehrerbietigsten Erniedrigung einer Supplikantin, unzählige wahrnehmen. Dieß ist Sache des feinen Gefühls und der humanen Erziehung, und charakterisirt ungemein. Sich darin unterrichten zu lassen, ist mit großen Schwierigkeiten verbunden — denn die vorkommenden Fälle sind unendlich und kaum zu berechnen. Aber im Allgemeinen lassen sich Regeln angeben, die auf jeden Fall mit Verstand eine Abänderung und Anwendung leiden, und diese wollen wir näher betrachten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zuerst von Komplimenten bey einer Visite, von beiden Seiten betrachtet, sowohl in Rücksicht der hereintretenden Dame, als auch jener, welcher der Besuch gilt.

In Häusern, wo Anstand und Bildung herrscht, werden die Stuben so arrangirt seyn, daß jedem Eintretenden ein freier Raum bleibt, um sich ohne Hindernisse mit Anstand produciren zu können. Wo dieß nicht der Fall ist, da muß der Eintretende durch seine Gegenwart des Geistes alle Hindernisse auf eine artige Weise zu bekämpfen wissen.

Tritt eine Dame ein und kommt hinter ihr Niemand mehr, so ist es Regel, erst die Thür zuzumachen, ehe sie zum Kompliment schreitet. Ich habe unzählige Mal die Bemerkung gemacht, daß das Kompliment mit der Thür in der Hand gemacht wurde. Bey dieser Unschicklichkeit hat erstens der Körper seine Freiheit nicht, und bekommt, indem die Hand mit der Thür beschäftigt ist, meistens eine verdrehte Wendung — und dann ist es ein Mangel an Achtung gegen die andere Person.

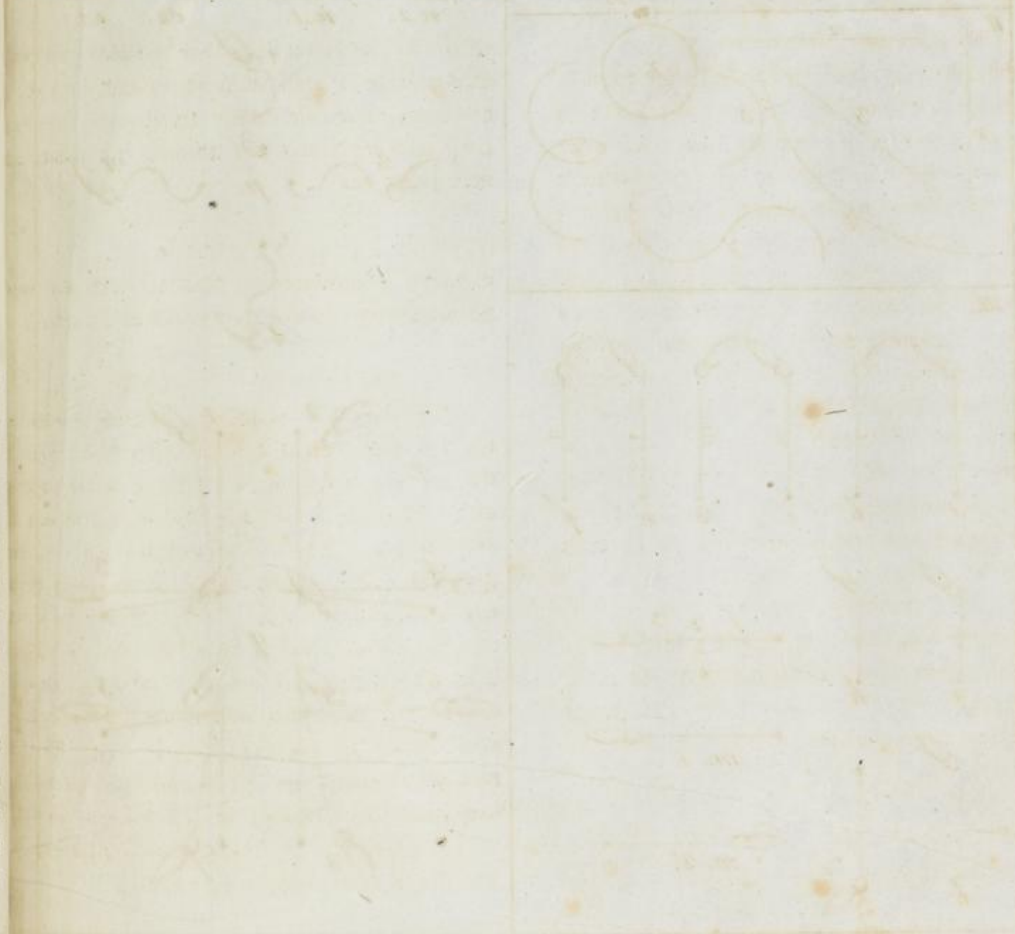
Die Dame vom Hause kommt, besonders wenn noch mehrere zugegen sind, entgegen, mehr um — wenn die eintretende Person fremd ist, — sich entgegen zu stellen und jedem Irrthum oder jeder Verlegenheit vorzubeugen, als zu bewillkommnen. Bey Bekannten ist dieß weniger nöthig, und das Entgegenkommen ist bloß Bewillkommnung.

Bey dem Eintritt, besonders in eine noch nicht bekannte Stube, ist eine kleine Aufmerksamkeit nöthig, um sich, ohne langes Besinnen, sogleich frey genug hinstellen zu können und von den Wänden gut entfernt zu seyn. In diesem Falle wird jedes Kompliment mit einem Vorschritt gemacht.

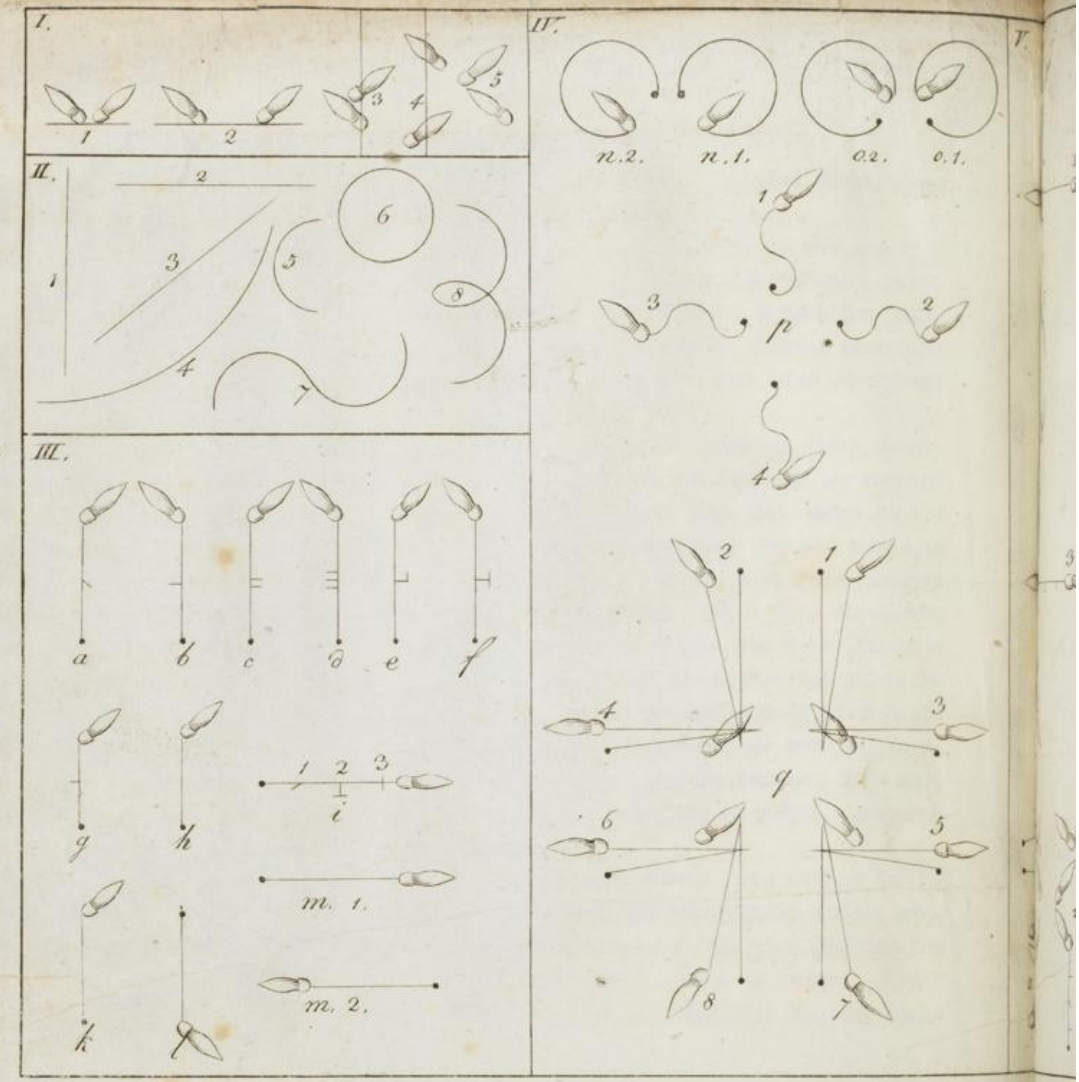
Die Dame des Hauses erwiedert dieses Kompliment; aber erst wenn das Kompliment der eintretenden zu Ende ist — denn sonst wird weder die eine noch die andere die gegenseitige Achtung empfangen und würdigen können, da der Blick beider Personen zu gleicher Zeit zu Boden sinkt. Das Kompliment der eintretenden Person ist als eine kleine Anrede zu betrachten, worauf das Kompliment der andern die Antwort ist. Zu gleicher Zeit gemacht, sind sie also eben so unschicklich und komisch, als wenn die Frage: Wie befinden Sie sich? und die Antwort: Sehr wohl, zugleich, wie nach dem Takte verabredet, ausgesprochen würden.

Es ist auch nicht einerlei, mit welchem Fuß der Vorschritt bey einem Entreekompliment gemacht wird, und es gehört Uebung dazu, sich jedes Mal nach dem Lokale einer Wohnung gehörig zu finden. Kommt man durch die Thür, so wird das Auge die Person

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

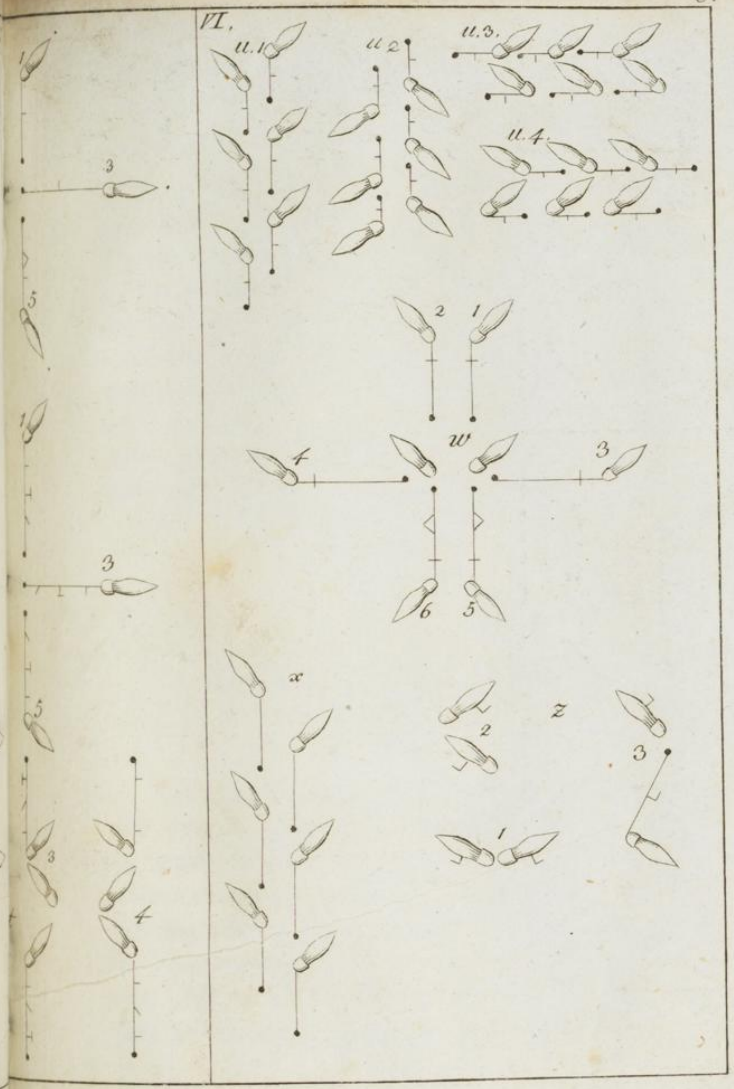


Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Choregraphische Versinnlichu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Tanzschritte.

suchen, zu der wir kommen. Finden wir dieselbe beim Eintritt uns gerade gegenüber, so ist es einerlei, mit welchem Fuß man anfängt; ist aber die Person sehr auf der linken Seite, so ist es der rechte Fuß, welcher anfängt, so wie es der linke thut, wenn wir die Person weit rechts erblicken. In diesem Falle ist es besser, um sich eine volle Wendung gegen Jedermann geben zu können, das Kompliment mit einem Seitenschritt zu machen, welches ungezwungener aussieht und besser gegen die Mitte eines Zimmers führt.

(Die Fortsetzung folgt.)

IV.

Theorie der Tanzkunst.

(Fortsetzung.)

Die Damen, denen einzig diese Blätter geweiht sind, würden mit mir gewiß unzufrieden werden, wenn ich immer von ihren Mängeln und Fehlern sprechen wollte, ohne ihnen den Weg zu zeigen, der zur Verbesserung derselben führt. Darum sey es mir erlaubt, jetzt da weiter fortzufahren, wo ich voriges Jahr stehen blieb, nämlich den Unterricht in der Tanzkunst fortzusetzen und alles so sinnlich als möglich darzustellen.

Zuerst also lassen Sie uns näher mit Allem bekannt werden, was zum Tanzen gehört und Alles so viel als möglich zergliedern, um jedes Ganze überblicken zu können.

Um eine sinnliche Vorstellung für jeden Schritt zu haben, müssen wir die Choregraphie *) zu Hülfe nehmen. Vermittelst derselben und der Kupfertafel VI. werde ich im Stande seyn, mich Ihnen so deutlich zu machen, als Sie es nur immer wünschen können.

I. Die fünf Positionen sind im vorigen Jahre

*) Choregraphie ist die Kunst, die Tänze durch Zeichen anzudeuten. Sie lehrt jede Bewegung des Fußes und ganze Tänze, nicht allein in Rücksicht der Touren, sondern auch der Schritte zu zeichnen, alle Gruppirungen der Arme auszudrücken u. s. w. Der Erfinder derselben ist der berühmte Tanzmeister Beauchamp, welcher unter Ludwig XIV. in Paris einer Tanzakademie vorgesetzt war und vom Könige den Titel: Directeur de l'Académie de Danse, bekam. Er wurde in frühern Zeiten allgemein der Vater aller Tanzmeister genannt, und es ist sonderbar, daß er selbst, so viel man aus der Geschichte weiß, weder eine vortheilhafte Figur als Tänzer hatte, noch auch im Tanze selbst angenehm gewesen seyn soll. Aber desto stärker war seine Theorie, die er mit großem Glück auf seine Schüler anwendete. Wir haben ihm ein sehr ausführliches System der Tanzkunst zu verdanken, welches um so schätzbarer ist, da von den Griechen und Römern sehr wenig davon auf uns gekommen ist.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

durch ganze Figuren erläutert worden, und diese nach der Choregraphie mögen bloß dazu dienen, sich mit den Zeichen der Füße bekannt zu machen. Das Zeichen o bedeutet die Ferse, und das Uebrige versteht sich von selbst.

II. Zeigt die verschiedenen Linien an, welche sowohl für die Schritte selbst, als auch für die Touren, ihres richtigen Erkenntnisses wegen, zu wissen nöthig sind.

1. Gerade Linie, vor- und rückwärts, zu Vor- und Seitenpas.
2. Seitenlinien zu Seitenpas.
3. Schiefe Linie zu Vor- und Seitenpas und Rückpas durch Wendungen.
4. Ovale Linie für alle Pas.
5. Halbrunde Linie für alle Pas.
6. Zirkellinie.
7. Wellenlinie.
8. Geschlungene Linie.

Aus diesen Linien werden alle Bewegungen der Füße und alle Touren, sie mögen noch so sonderbar seyn, komponirt.

Um regelmäßig tanzen zu können, ist nöthig, daß man lerne:

Positions, welche im zweiten Toiletten-Geschenk abgehandelt sind.

Pas simple. Darunter versteht man jede Bewegung des Fußes, groß oder klein, hoch oder niedrig; und wenn der Fuß nur die Erde verläßt und sich wieder hinsetzt, so ist es nach dem System der Tanzkunst ein Pas simple.

Pas composé, ist eine aus mehrern Pas simples gemachte Komposition; hat daher auch die Namen Pas double, triple etc.

Um diese Pas aller Art richtig zu machen, muß man sich auch die Fertigkeiten erwerben, aus welchen ihre Mannigfaltigkeiten und unzählbaren Veränderungen hervorgehen, als:

Pas pliés, mit Biegen.	Taf.	6.	III.	a.
— élévés, mit Hebung.	—	—	—	b.
— sautés, mit Hüpfen.	—	—	—	c.
— capriolés, mit Springen.	—	—	—	d.
— tombés, mit Fallen.	—	—	—	e.
— glissés, Streichen.	—	—	—	f.
— pied en l'air, mit frei gehaltenem Fuß.	—	—	—	g.
— marché, gegangen.	—	—	—	h.

Sie werden am Ende eines jeden Strichs das Zeichen des Fußes finden; da ist das Ende eines jeden Schritts. Ein Punkt zeigt die Stelle an, wo der Fuß gestanden hatte, ehe er sich in Bewegung setzte. Die Linie, welche von dem Punkte bis zum Zeichen des Fußes geht, ist der Weg, den der Fuß von einer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stelle bis zur andern gemacht hat, und man setzt diese Zeichen, nach welchen die Veränderung der Schritte Statt findet, dahin, wo diese Veränderung angebracht werden soll. Zum Beispiel: Es soll ein Schritt gemacht werden, der mit Biegen anfängt, dann gestrichen wird, und zuletzt der Fuß in die Luft gehoben werden soll; so wird er gezeichnet werden, wie Fig. i.

Auf diese Weise, hoffe ich, werden die Damen mich verstehen, und vielleicht bekomme ich dadurch eine Anzahl Schülerinnen, denen ich so glücklich bin Unterricht zu geben, ohne sie zu kennen.

Die Schritte werden ferner in fünf verschiedene Arten eingetheilt:

1. Pas droit en avant, gerader Vorschritt, k.
   — — en arrière, gerader Rückschritt, l.
2. — — à coté, gerader Seitenschritt, m1, m2.
3. Pas rond en dehors, auswärts runder Schritt, IV, n1, n2.
   Pas rond en dedans, einwärts runder Schritt, o1, o2. *)
4. Pas tortillés, gedrehte Schritte, p1, 2, 3, 4.
5. Pas battus, geschlagene Schritte, q1—8.

*) Dieses Einwärtsschreiten hat bloß Bezug auf die Linie, welche der Fuß macht, nicht auf den Fuß selbst, welcher immer sehr streng auswärts geführt werden muß.

Erklärung aller dieser Schritte.

Die fünf Positionen, s. im zweiten Jahrgange.

Um Kraft in die Füße zu bekommen, und zu gleicher Zeit auch für das Leichte und Geschmeidige jeder nur möglichen Bewegung zu sorgen, stellen Sie sich in die erste Position und üben sich sehr anhaltend im Biegen und Heben.

Daß der Körper vor jeder Bewegung der Füße erst in die gehörige Richtung gebracht werde, wie im zweiten Jahrgange erklärt wurde, darf durchaus nie vergessen werden, wenn man richtig zu Werke schreiten will.

Ganz so, wie Fig. 1. Tab. 4. im vorigen Jahrgange zeigt, stellen Sie sich, und halten den Körper fest und ruhig. Die Knie stark auswärts zu wenden, sey das Erste. Der Körper fängt an, in seiner perpendikularen Haltung, welche er nicht verlieren darf, zu sinken. Indem Sie tiefer kommen, heben Sie beide Fersen, und lassen die Vorderfüße, auf welchen jetzt allein die Last des Körpers ruht, auf beiden Seiten gut und gleich aufliegen; denn es verderbt auf der Stelle die Knie, wenn der Fuß bloß auf die Kante, zunächst der Ballen, gestellt wird, in welchen Fehler beinahe alle Schüler im Anfange verfallen.

Lassen Sie sich so tief nieder, als Sie können,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und beide Arme leicht und gerade hängen, so, daß dieselben hinter den Schenkeln herab fallen.

Um wieder in die Höhe zu kommen, beobachten Sie Folgendes: Beide Fersen bleiben gehoben, und die Knie fangen an, sich nach und nach wieder zu strecken, bis zur strengsten Steifheit. Die Fersen müssen so hoch als möglich seyn, und auf der äußersten Spitze der Füße müssen Sie gehoben da stehen. Dieß alles so langsam als möglich, wenn es nützen soll.

Ferner ist Folgendes zu beobachten: Die Schultern zurück, tief; gehobene Brust; gerade gehobenen Kopf; stark aus den Hüften gehobenen Körper; keine Gestikulation, keine Grimasse. — Man gewöhnt sich sehr leicht bey dieser ersten Uebung Mancherlei an, welches nachher schwer wieder abzugewöhnen ist. Alles Ausstrecken der Finger, Verziehen des Mundes, Heben der Schulter ꝛc. hilft nichts und bringt vielmehr den Körper aus seiner ruhigen Haltung, welche das einzige Mittel ist, jene richtige und zu dieser Uebung so nöthige Balance des Oberkörpers zu gewinnen und zu erhalten. Es muß Alles durch reine Muskelkraft der Füße hervorgebracht werden. — Die Meisten verlieren die Balance des Körpers vorwärts; dieß ist zu verhüten, wenn der Körper recht steif gehalten wird. Es ist alle Mal eine Art Zaghaftigkeit, vorwärts zu fallen. Das Steife in der Haltung des Körpers ist nöthig, und es verliert sich ohne Erinnerung bey andern Uebungen von selbst wieder und geht ins Natürliche über.

Diese Uebung des Biegens und Hebens bezweckt besonders die Kraft des Unterfußes, welcher für die Tanzkunst nicht gestärkt genug werden kann. Um leicht und schnell zu tanzen, muß man stets auf den Spitzen seyn, sonst ist das schwerfällig Ermüdende gewiß unvermeidlich.

Beim Erheben heben sich die Arme nach der Regel, die bey der Bewegung der Arme im vorigen Jahre gegeben ist. Es ist äußerst nothwendig, bey jeder Uebung die Arme nicht zu vergessen.

Degagiren,

heißt in der Sprache der Tanzkunst seinen Körper während des Tanzens mit Gewandtheit und mittelst einer schönen Manier von einem Fuß auf den andern dergestalt übertragen, daß er die größte Sicherheit im Balanciren hat, ohne welche man nie im Stande ist, schön zu tanzen. Ein Fuß kann nur immer tanzen, der andere tragt den Körper. Ist dieses nicht richtig getroffen, so fällt der Körper entweder auf den tanzenden Fuß, oder verliert auf der entgegengesetzten Seite die Balance: durch beide Fehler wird jeder Pas verdorben, und auf beiden Füßen kann man nur im

Stehen degagirt seyn, oder, eine Ausnahme der Tanzregel, wenn man Sprünge macht, wobey beide Füße zugleich in die Luft müssen.

Entfernung und Größe der Tanzschritte.

Hierüber ist kein bestimmtes Maß festzusetzen, sondern sie müssen sich nach der Taille eines Jeden richten. Man hat angenommen, daß jeder Tanzende die Schritte ungefähr so groß, als die Länge seines Fußes beträgt, machen kann. Dieses Maß ist aber unbestimmt und oft unrichtig, da eine kleine Person in Verhältniß einen zu großen, eine größere aber oft in Verhältniß einen sehr kleinen Fuß haben kann. — Die bestimmte Größe ist die: Nie darf der Tanzschritt größer seyn, als bey einer richtig degagirten Stellung der Fuß mit der Spitze beim Ausstrecken reicht. Macht man den Schritt größer, so wird der Körper von dem andern Fuße aus seiner Balance gebracht. Dieß heißt in der Kunstsprache eine überschrittene Position und ist ein Fehler, der durchaus nicht gestattet werden darf.

Pas tendu, V. 11—6. *)

Ist ein bloß ausgestreckter Fuß, der aus der ersten, dritten und fünften Position in die zweite und vierte, entweder rechts, links, vorwärts oder rückwärts gemacht werden kann.

Man steht nach allen Regeln in einer geschlossenen Position *) und degagirt, d. h. man rückt den Körper, ohne seine gerade Haltung zu verändern, so weit auf den andern Fuß, daß er darauf in Balance ruht. Dann streckt man den Fuß, welcher Pas tendu machen soll, in die Position, so, daß bloß die äußerste Spitze auf dem Boden ruht, und gut auswärts. Es ist nöthig, jedes Mal eine Weile in dieser Stellung auszuhalten, um die Muskeln zu üben und zu stärken. Dann zieht man ihn wieder mit Gelassenheit in die geschlossene Position, und übt wechselsweise beide Füße.

Bey diesem Pas rückwärts ist jedoch zu bemerken, daß das Knie eben so gehalten werden muß, als würde der Pas seitwärts gemacht. Der Schritt wird rückwärts etwas kürzer genommen, der Fuß auf die Spitze gestellt, und die Ferse gegen den andern Fuß gedrückt, so, daß die Spitze des Fußes rückwärts, also mehr wie auswärts steht, und mit der Linie des andern

*) Der Winkel auf der Schrittlinie bey 5 und 6 bedeutet das gebogene Knie.

*) Die erste, dritte und fünfte sind geschlossene Positionen. Beim Stehen in denselben, sobald die Füße unten sich berühren, schließen Waden und Knie fest. Auch daran muß man sich gewöhnen, um das Brillante zu erreichen, welches durch beständig von einander stehende Knie verfehlet wird.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

parallel läuft. *) Dieß ist darum nöthig, um die Knie auch für alle Schritte rückwärts auswärts zu gewöhnen, welches die größte Schwierigkeit macht, die ich hinlänglich aus Erfahrung kenne und der ich nie stark genug entgegen arbeiten konnte.

Pas coupé, V. 81—6.

Ein Pas, welcher viel Uebung erfordert, um ihn mit Fertigkeit, Leichtigkeit und Zierlichkeit zu machen. Meistens wird dieser Pas aus der fünften Position seitwärts und vorwärts, oft auch aus der ersten vorwärts und rückwärts gemacht; die Verfahrungsart aber ist immer die nämliche.

Stehen Sie in der geschlossenen Position, so biegen Sie; in der fünften Position müssen sich die Füße gleichsam an einander reiben, damit die Knie eine gleiche Linie machen und nicht das eine weiter vor-, das andere weiter rückwärts sey, welches besonders bey Damen etwas Windschiefes in die Draperie bringt. Während Sie sich heben, wird der Fuß in die offene Position, entweder in die zweite oder vierte, gestrichen, und zuletzt der Fuß gestreckt. Beim Pas coupé darf nicht eher degagirt werden, als bis man anfängt den Strich mit dem Fuß zu machen, weil sonst auch ein Knie höher als das andere seyn würde. Das Heben des Körpers und der Schritt müssen zu gleicher Zeit anfangen und auch in einem Moment enden. Ist der Körper gehoben und der Pas folgt nach, so ist es ein Fehler; eben so auch, wenn sich der Körper erst hebt, nachdem der Pas schon fertig ist. Beides muß sehr mechanisch mit einander vereinigt werden. Beim Biegen sinken die Arme, und sie heben sich, so wie sich der Körper erhebt — dieß darf nicht vergessen werden.

*) Wenn der Fuß vorn gestreckt ist, so ist die Spitze des Fußes am weitesten vom andern Fuß entfernt, die Ferse aber näher. Dieß muß nach der Regel im ganzen halben Kreise, den der Fuß aus der vierten Position vorwärts bis in die vierte Position rückwärts machen kann, beobachtet werden. Der Fuß muß also beim Pas tendu rückwärts durchaus so gewendet werden, daß die Ferse gegen den andern Fuß, die Spitze aber wegsteht.

Pas pliés glissés, V. 11—3.

Sind alle Schritte, welche aus einer offenen Position mit Biegen und Streichen wieder zurück an den andern Fuß gemacht werden. Man läßt den Körper sinken und streicht zu gleicher Zeit den andern Fuß in die Position. Wenn der Pas gemacht ist, ist man auf beiden Seiten gebogen und hebt sich wieder empor, ohne einen Schritt zu machen. Die Arme, welche beim Pas coupé sich erhoben haben, müssen dabei wieder sinken.

Pas

Pas élévés, VI. u1—u4.

Man übt sie vor- und rückwärts, ohne die erste Position viel zu überschreiten, indem man sich hoch auf die Spitzen der Füße, welche strenge auswärts gewendet sind, hebt, mit steifen Knien, ohne dieselben im mindesten zu bewegen; macht ganz kleine Schritte, als dürfte man nicht von der Stelle, und streckt bey jedem dieser kleinen Schritte aufs neue den Fuß, um jedes Mal mit der äußersten Spitze erst den Boden zu berühren. Dadurch werden die Fußzehen sehr geübt, welches nöthig ist, um Elevation zu bekommen und einen guten Grund für leichte springende Pas zu legen. Denn, ist der Unterfuß (coup de pied) nicht gehörig geübt, können die Zehen keine Federkraft äußern und beim Fallen nach dem Sprunge keinen Widerstand leisten und leicht auffangen, so ist beim Tanzen auf Leichtigkeit nie zu rechnen.

Elévés, als Seitenpas, werden immer in der fünften Position gemacht, und, so wie die andern, sehr klein. Wenn man in der fünften Position steht, so fängt der rechte Fuß an, einen sehr kleinen Pas rechts zu machen; der linke folgt und schließt von unten bis oben fest an, so daß man alle Mal nach dem zweiten Pas wieder in der nämlichen Stellung ist, als ehe der erste Pas gemacht wurde.

Werden die Pas rechts gemacht, so tanzt der rechte Fuß vorn, der linke aber rückwärts; werden die Pas aber links gemacht, so ist der linke Fuß vorn und der rechte schließt sich immer hinten an. Diese Regel gilt, bis auf einige Ausnahmen, für immer, und man nennt das

Croisiren,

wenn bey Seitenschritten rechts der linke Fuß vorgenommen wird, oder zur linken Seite der rechte.

Balancé, VI, w1—6.

Ist vom Pas tendu bloß dadurch unterschieden, daß bey dem Balancé der Fuß nicht bloß gestreckt ist, sondern auch frei von der Erde in der Luft gehalten wird. Er giebt eine schöne Probe ab, ob man gut degagirt sey. Der Körper muß fest auf dem einen Fuße ruhen und gerade gehalten werden; die Schultern müssen gleich seyn, und die Arme beide so hoch gehalten werden, daß sie höher sind, als der gehobene Fuß. Auch kann der dem gehobenen Fuße entgegengesetzte Arm ganz hoch gehalten werden, wie Fig. 6. auf Tab. 6. im vorigen Jahrbuche zeigt. Bey dem Balancé rückwärts soll der Körper nicht vorwärts gehalten und der Fuß eben so, wie bey dem Pas tendu, behandelt werden — nämlich geöffnete Knie seitwärts, und strenge gewendeten Fuß rückwärts.

Pas marché, VI. x.

Wird im Tanzen jeder Pas genannt, welcher keine andere Fähigkeit erfordert, als den Fuß von einem Platz auf den andern zu bringen, wie man gewöhnlich geht.

Um einen guten, fehlerfreien, leichten und sichern Gang zu bekommen, übt man diese Pas auf folgende Art: Man macht mit dem rechten Fuß einen Pas tendu vorwärts, der hintere, linke Fuß wird gewendet, wie bey dem Pas tendu rückwärts gesagt wurde, zugleich der Körper vorwärts auf den rechten Fuß gebracht, worauf er nun ruht. Jetzt wird der linke Fuß aus der Stellung, welche er noch in der vierten Position hinter dem rechten hat, vor diesen gebracht und zuerst auf die Spitze gesetzt, dann langsam auf die Ferse niedergelassen. Das nämliche wird dann mit dem andern Fuße, und so wechselsweise fort geübt. Es muß besonders darauf gesehen werden, daß der Fuß, welcher sich von einer Stelle auf die andere setzt, frei über den Boden gehoben wird, um den schleppenden Gang zu vermeiden. Er muß deshalb auch durchaus zuerst auf die Spitze gesetzt werden, damit dem schwerfälligen Gange, wobei die Ferse zu sehr auf die Erde gehackt wird, entgegnet werde. — Dabei ist nicht zu vergessen, daß der Körper gestreckt und strenge aus den Hüften gehoben werde.

Pas tombés, VI. 21—3.

So heißen alle Pas, wobei der Körper aus seiner eigenen Schwere fällt. Es geschieht auf folgende Art: Man fängt an, als wollte man hüpfen, aber indem beide Füße so eben den Boden verlassen wollen, biegt man schnell mit beiden Füßen und stürzt auf diese Weise gleichsam in die Figur, welche durch langsames Biegen mit den Knien gemacht wird. Sie sind in allen Positionen zu machen und müssen gut geübt werden, um einen guten Pas de sison machen zu lernen.

Pas sautés.

Darunter versteht man alle diejenigen Schritte, welche leicht gesprungen werden, so wie bey III. d. die einer eigenen Abhandlung unterworfen werden müssen.

Pas capriolés.

Hierunter versteht man stärkeres Springen, wie z. B. bei allen Entrechats und battirten gesprungenen Schritten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

V.

Der Länderer.

Ein gewisser, gern gelesener Autor sagt in einer Reisebeschreibung, daß die Persischen Mädchen einen Tanz hätten, welcher noch nie die Rosen von ihren Wangen gebleicht, und der viel Aehnlichkeit mit unserm Länderer habe. Dem sey indeß, wie ihm wolle, so viel ist entschieden, daß in unserer Art zu ländern nichts Sanftes liegt, weil das Tempo der Musik beinahe immer zu rasch gespielt wird. Das eigentliche Ländern, das überall nachgeahmt wird, ist um und bey Linz, in den Gegenden von Oberöstreich und den angrenzenden Provinzen nationaler Tanz — ein Tanz, welcher von keinem Tanzmeister besser gelehrt werden kann, als ihn dort die liebe Natur, verbunden mit dem Nationalcharakter, welcher viel Naives hat, selbst lehrt. Eigentlich ist es ein Bauerntanz, aber von der Art, daß ihn die Städter, selbst die künstlichsten Tänzer, nicht treffend nachahmen können.

Ein junger Tänzer erscheint mit seiner eben so flüchtigen Tänzerin in den mannichfaltigsten Attitüden und Wendungen; er dreht seine Dirne im Kreise, er wirft sie leicht durch die Luft, läßt sie um sich herum trippeln und dreht sich wohl auch zuweilen Arm in Arm mit ihr einige Mal herum. Dieses Herumdrehen, welches bey uns überall so sehr in Aufnahme gekommen ist, ist nur ein Etwas aus diesen länderischen Tänzen, und findet sich in einer Menge von Abstufungen.

Die meisten tanzenden Nationen drehen, und dieses Drehen ist bald unter dem Namen Ländern, Walzen, oder Schleifen, je nachdem es in verschiedenen Provinzen, wo man es aufnahm, modificirt wurde, bekannt.

In Wien war das Drehen noch vor 20 Jahren unter dem Namen Redouten-Deutsch bekannt, und auf allen Bällen galt die bestimmte Regel, eine Stunde Menuet zu tanzen und eine Stunde Deutsch zu drehen. Selten wurde noch etwas anderes getanzt, und eine Angloise kam damals die Nacht nur ein, höchstens zwei Mal an die Reihe.

Zu der Zeit, als die Oper Cosa rara auf die Bühne kam, änderte sich der Geschmack im Drehen. Das Redouten-Deutsch wurde abgeschafft und das leichte, flüchtige, damals sogenannte Langaus oder Cosa rara *) wurde allgemein Mode. Man tanzte

*) So nannte man auch jede roth und schwarz gestreifte Farbenmischung Cosa rara, weil die Personen dieser Oper, Lubin, Lita, Ghita, Lilla, schwarz und rosa gekleidet waren. Ja, überhaupt alles Bunte, wo diese beiden Farben nicht einmal zu finden waren, wurde späterhin Cosa rara genannt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

diesen Tanz mit sehr flüchtigen und vorwärts fliegenden Französischen Pas, weswegen er auch von Vielen das Französische Walzen genannt wurde; welche Benennung aber bloß auf den Pas, keineswegs aber auf den Tanz Bezug hat: denn die Französische Nation ist nie für den Dreher oder Walzer eingenommen gewesen.

Der Wiener Walzer ist nichts anderes, als dieses Langaustanzen, und also sehr spät erst bey uns zur Nachahmung hervorgesucht worden.

Dieses flüchtige Walzen muß durch Unterricht befördert werden, aber Ländern lernt beinahe Jeder von selbst. Es scheint, als wenn eine andere Art Schritte natürlich dabey gar nicht Statt finden könnte, wenn sich zwei Personen drehen; und wer Ländern nicht von selbst lernt, der wird gewiß auch durch den besten Unterricht kein sonderlicher Tänzer.

Die Haltung des Körpers ist jedoch bey allen diesen Arten Drehern und Walzern sehr in Acht zu nehmen — in Ansehung des Anstandes, und zweitens in Rücksicht auf die Vortheile der leichten und gegenseitigen ungenirten Stellungen, die dieses Drehen erfordert.

Es ist ein großer Anstoß wider die sittliche Art zu tanzen, wenn beim Walzen der Tänzer und seine Dame sich so fassen, daß sie zu nahe beisammen sind. Es ist überdieß ein Hinderniß leicht zu tanzen und beleidigt das Gefühl in Hinsicht des Moralischen, besonders aber das Auge in Rücksicht des Aesthetischen.

Der Tänzer halte seine Dame mit dem rechten Arme und lege seine rechte Hand auf das linke Schulterblatt derselben, abwärts unter dem linken Arm. Er halte seinen Arm mit gehobenem und nicht tief liegendem Elbogen, damit der Arm theils eine schöne runde Form habe, theils die Dame ihren linken Arm darauf ruhen lassen könne.

Die Tänzerin legt ihre linke Hand auf die rechte Schulter des Tänzers, so daß ihr Arm überall auf dem des Tänzers ruht. Die rechte Hand der Tänzerin liegt in der linken Hand des Tänzers. Die Arme werden in einem Zirkel gehalten, so daß die Elbogen etwas tiefer als die Schultern, die gehaltenen Hände aber etwas tiefer als die Elbogen liegen. — Die Entfernung der Körper sey so weit als möglich: dadurch werden beide in den Stand gesetzt, ihre Schritte sehr ungenirt zu machen, und es wird kein Fehler wider den moralischen Anstand begangen.

Taf. 5. stellt ein Paar Tanzende in der regelmäßigen Haltung beim Länderer dar.

Bey dem Wiener sowohl, als bey andern Walzern, die in einem andern Zeitmaß oder mit andern Schritten getanzt werden, ist die Haltung anders. Die Hal-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tung beim Länderer muß einen sehr sanften Ausdruck haben, so auch die Schritte und die Musik. Beim Walzer aber ist alles gleichsam stürmischer und jene Haltung ist nicht mehr dazu geeignet, daß sie beim schnellen Walzer beibehalten werden könnte. Folgende ist besser und zweckmäßiger. Der Tänzer, so wie die Tänzerin, halten wechselseitig ihre rechten Hände unter den Schultern unter dem linken Arm; die Hände der linken Arme legen sich wechselseitig unter die rechten Arme, in der Gegend zwischen den Elbogen und der Schulter, gleichsam als Stütze, damit beide, wenn es rasch gehen soll, einander durch etwas Hebung Leichtigkeit geben können. — Die Körper seyen so weit entfernt als möglich ist, ohne die rechten Arme steif ausstrecken zu müssen.

Um für die Gesundheit zu sorgen, tanzt man schnelle Walzer auf folgende Art: Paar und Paar stellen sich hinter einander; das erste Paar walzt bis hinter das letzte Paar und bleibt so lange stehen, bis dieses vor ihm weggetanzt hat und jenes nun wieder das erste ist. Das folgende Paar läßt die vorweg Tanzenden so weit avanciren, um Raum genug zu bekommen, und befolgt Alles, wie das vorhergehende Paar. Anhaltend und lange zu tanzen, erfordert eine sehr gute Brust und Lunge und überhaupt festen Körperbau.

Roller.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein paar Worte über die nachstehende Tanzmusik.

Zuerst finden die Musikliebenden Damen eine Polonoise von Friedrich Schneider, die ihnen gewiß Freude machen wird. Sie ist ganz in dem Charakter einer echten Polonoise gehalten, und die Wendung des Hauptgedankens in die weiche Tonart überrascht sehr angenehm. Der Verfasser ist der musikalischen Welt durch seine trefflichen Klaviersonaten schon rühmlich bekannt.

Dann folgen zwei Walzer und zwei Allemanden von A. Wendt, die sich sowohl durch angenehme Melodie, als auch durch schönen lebendigen Rhythmus auszeichnen — zwei der ersten Haupterfordernisse eines guten Tanzes!

Die Deutschen Tänze von C. G. Hofmann sind schön und brav gearbeitet; zwar ein bischen schwerer, als gewöhnliche Deutsche Tänze zu seyn pflegen, aber darum auch gehaltvoller.

Der Walzer von Ebers wird gewiß auch gefallen. Herr Ebers hat sich früher schon, unter andern auch durch die Herausgabe mehrerer guten Tänze, beliebt gemacht.

Einige Ecossaisen von Riem machen den Beschluß, und sind ein sehr interessanter Beitrag zu dieser Tanzmusik. Diejenigen von unsern Leserinnen, welche fertig Klavier spielen, werden gewiß den Verfasser aus seinen vortrefflichen Sonaten kennen. Auch in diesen Kleinigkeiten ist Geist und Leben.

A. H.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Polonoise.

Fr. Schneider.

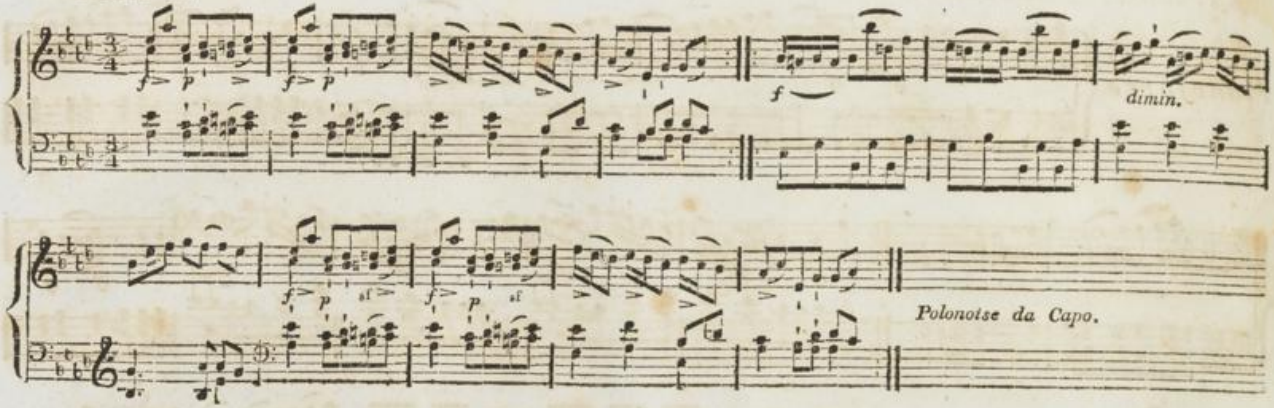
Pianoforte.

Trio. 1.

Da Capo Polon. dopo Trio 2.

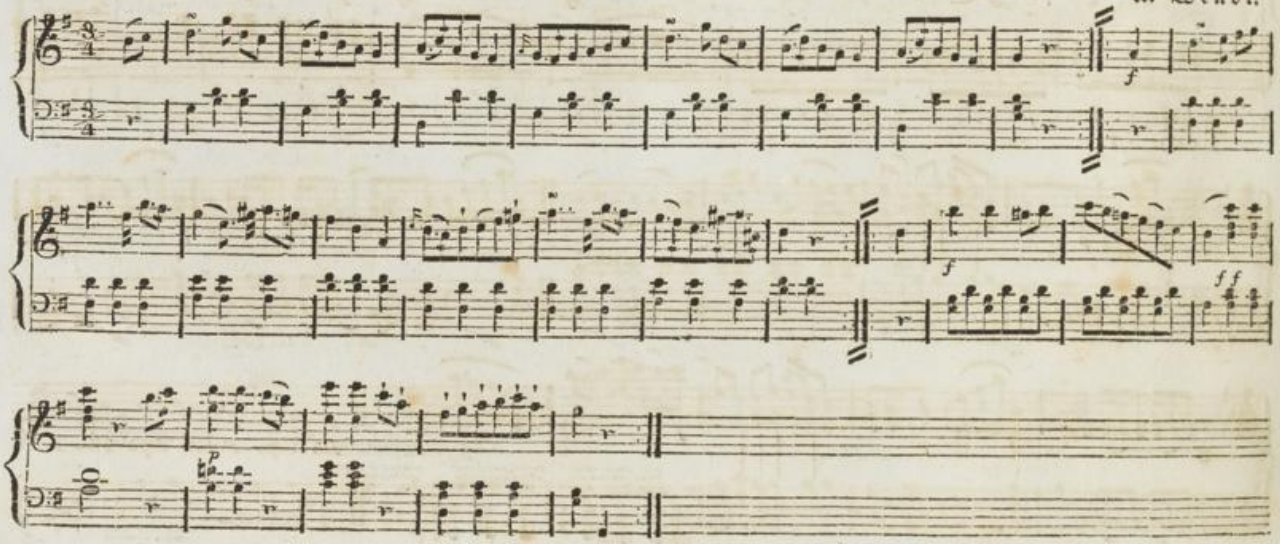
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Trio. 2.



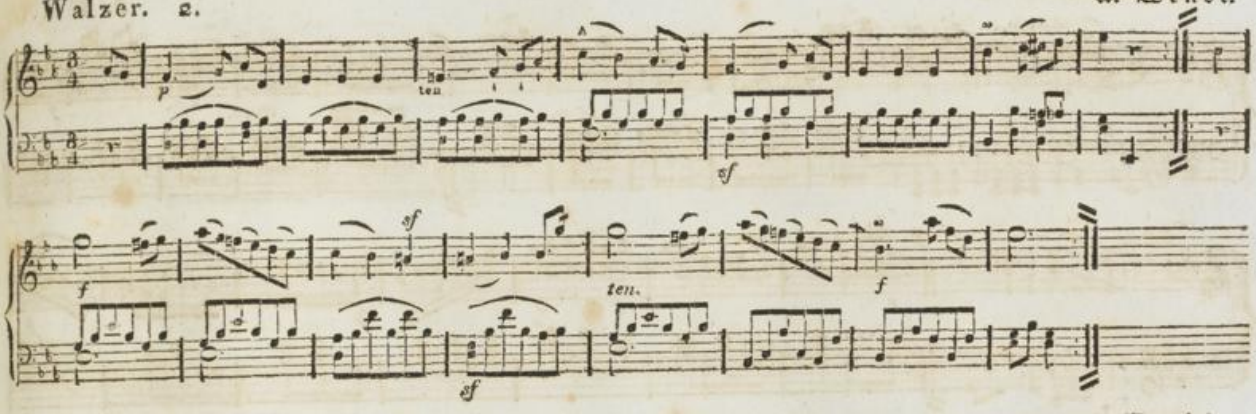
Walzer. 1.

A. Wendt.



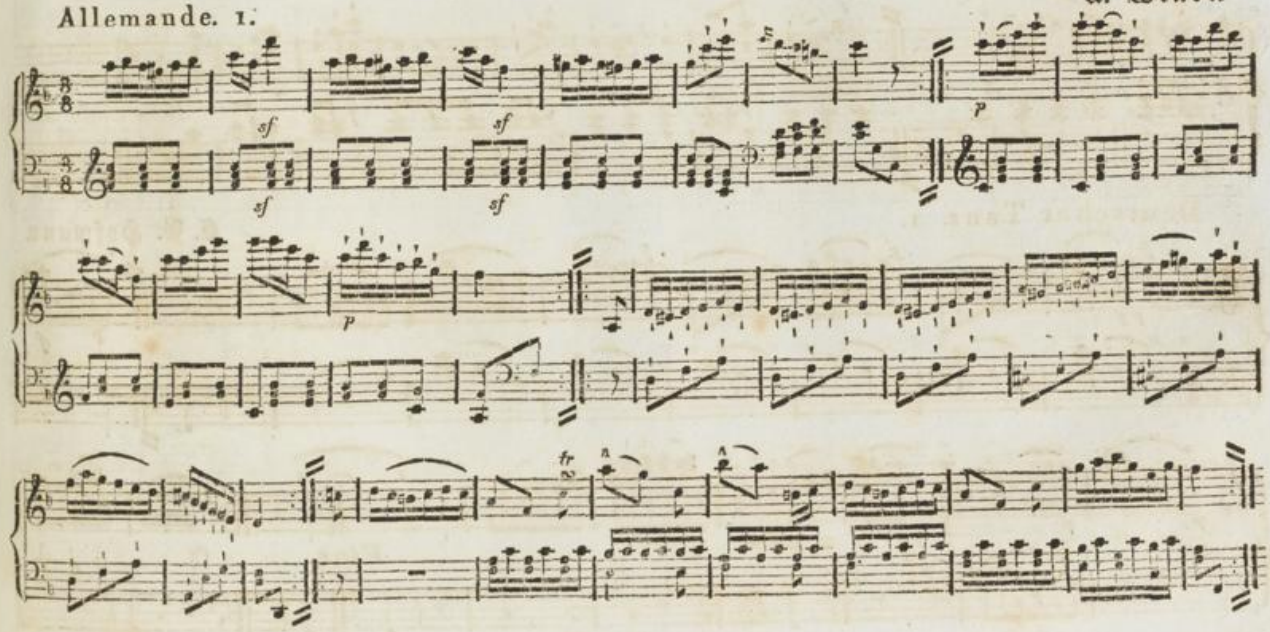
Walzer. 2.

A. Wendt.



Allemande. 1.

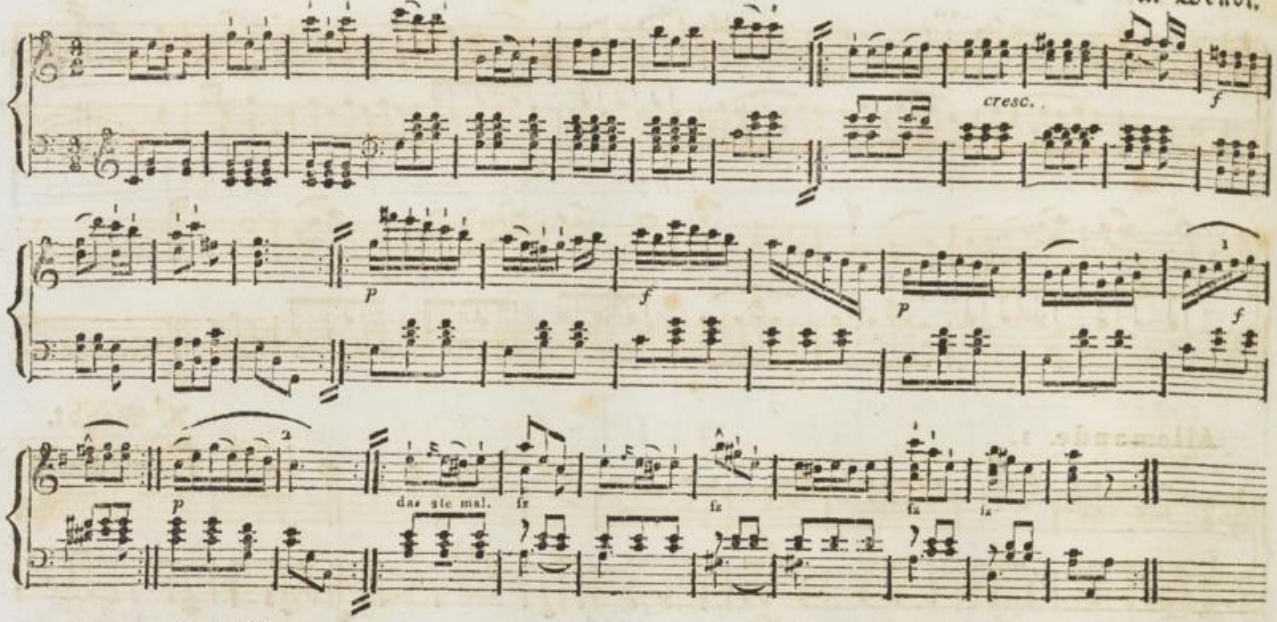
A. Wendt.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

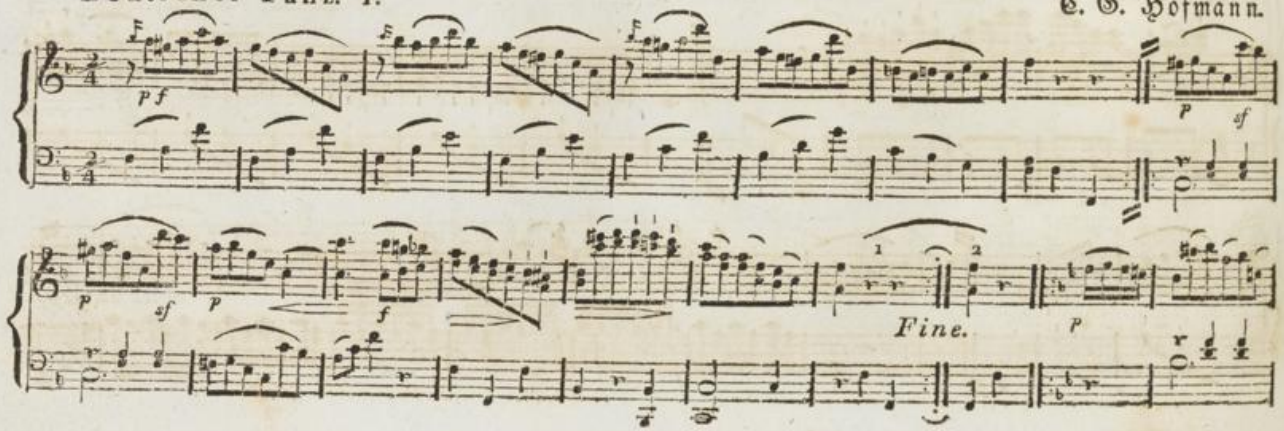
Allemande. 2.

A. Wendt.

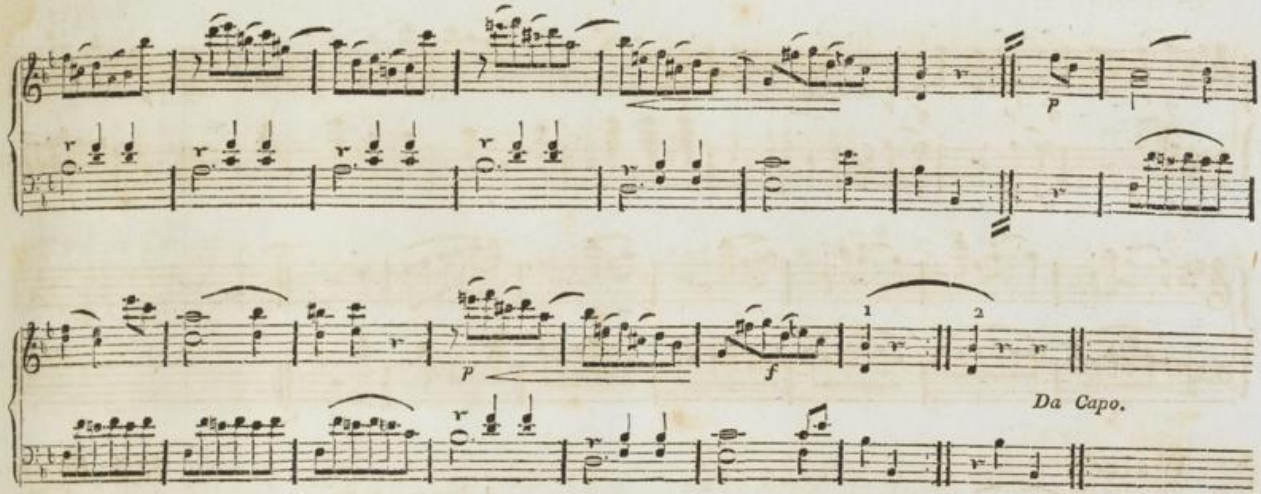


Deutscher Tanz. 1.

C. G. Hofmann.

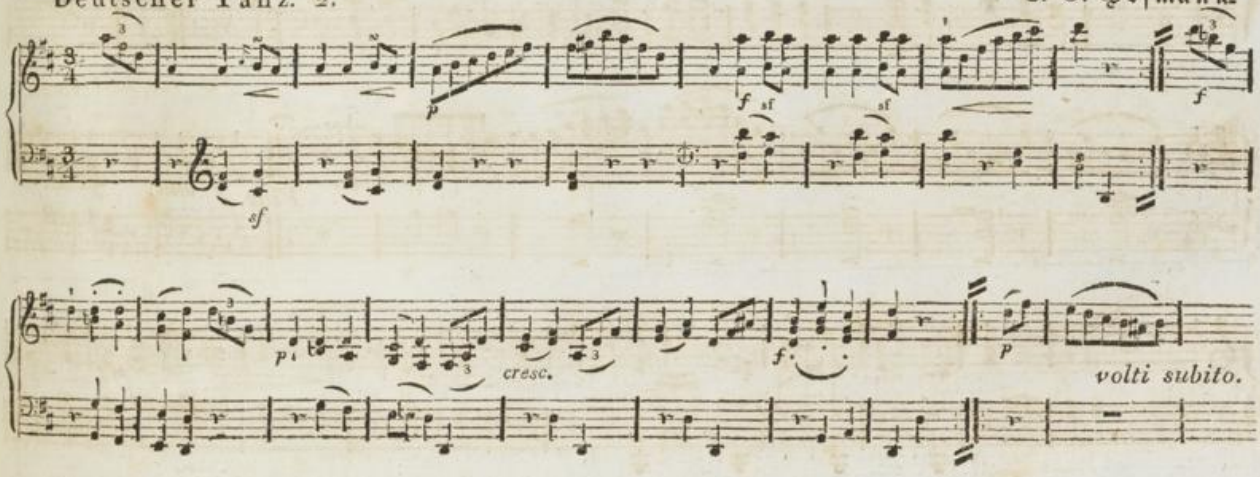


Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

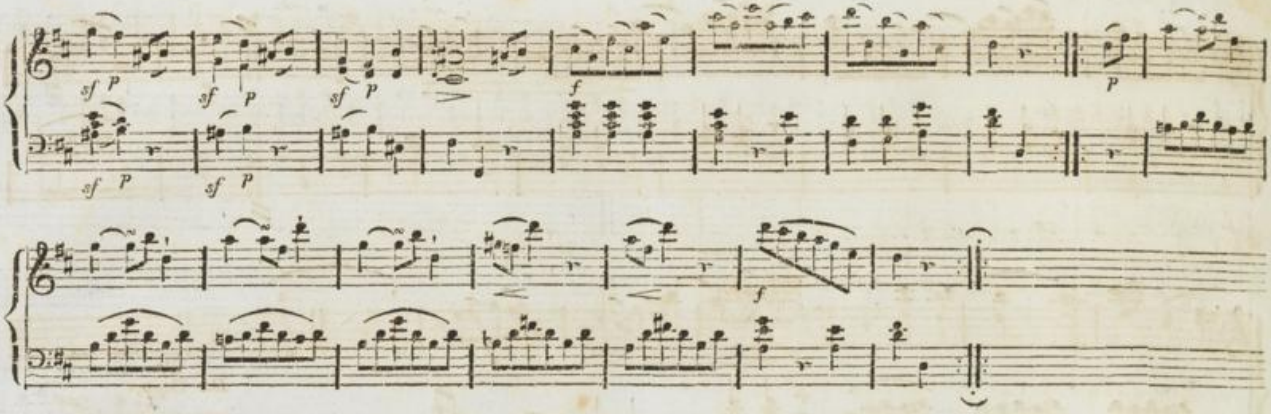


Deutscher Tanz. 2.

C. G. Hofmann.

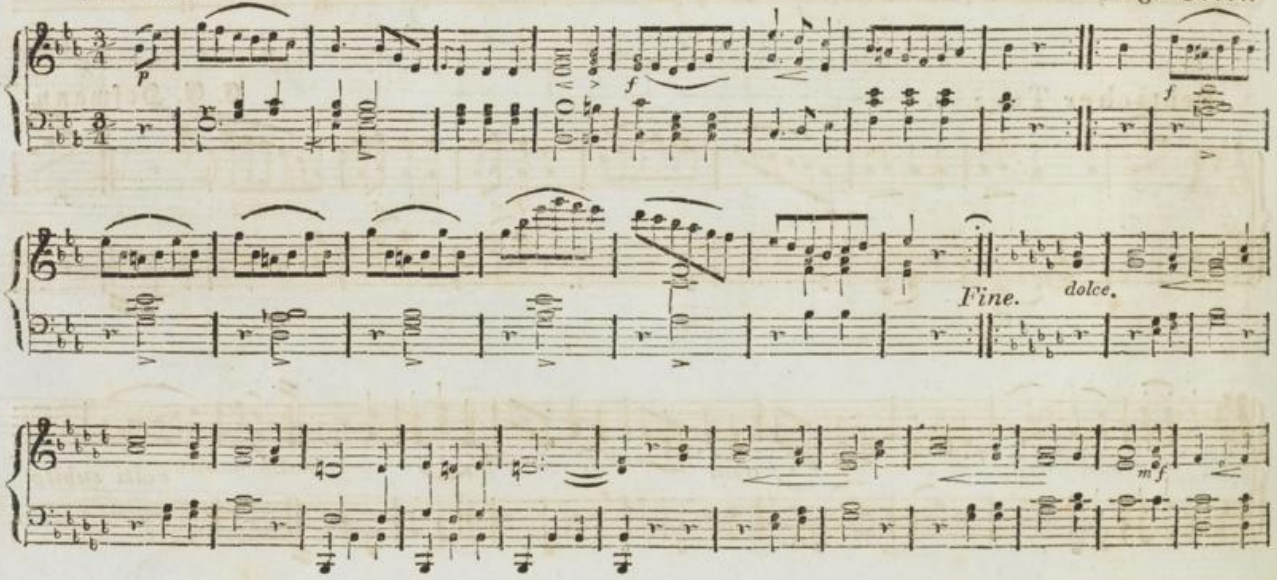


Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

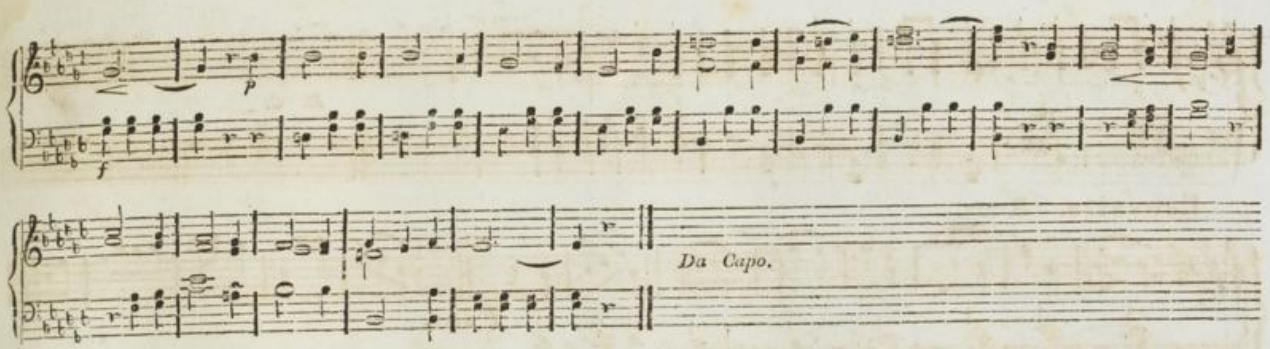


Walzer.

E. F. Eberl.

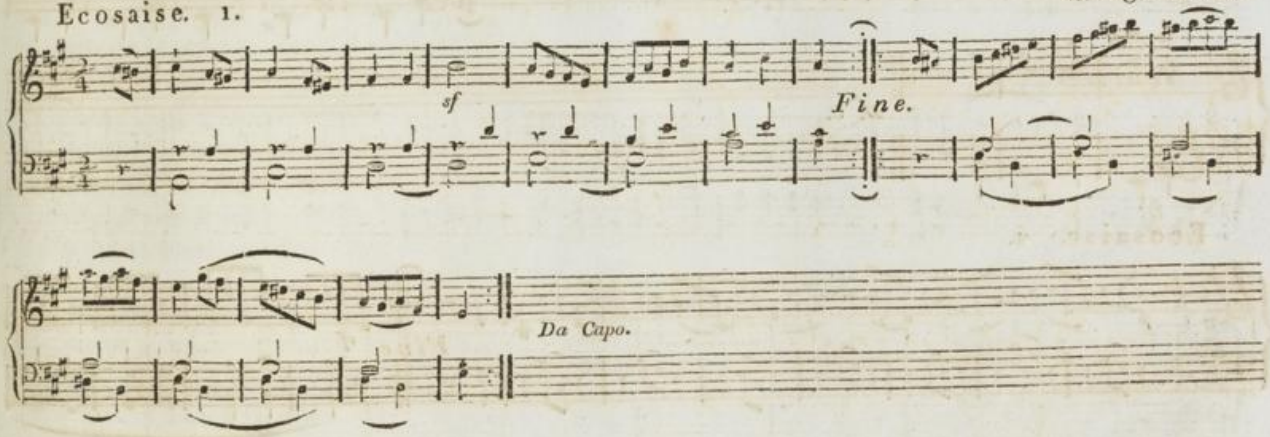


Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

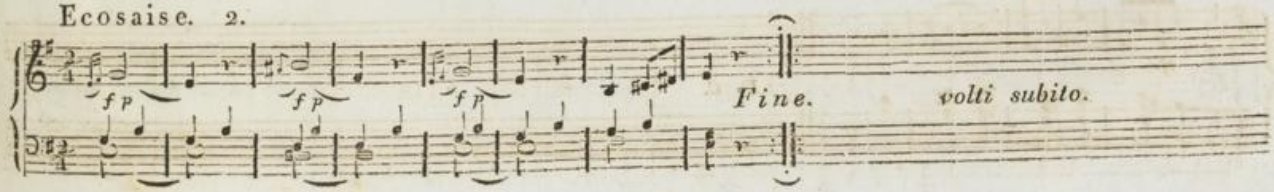


Ecosaise. 1.

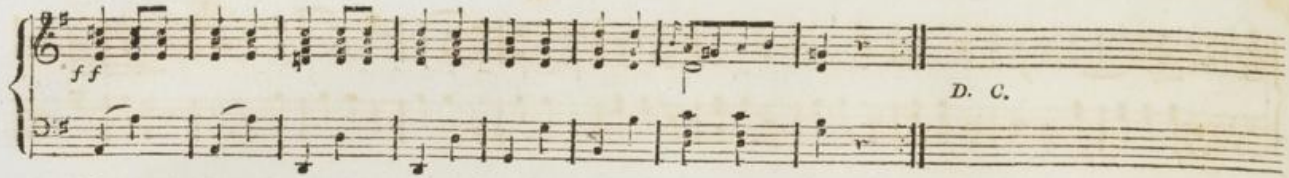
W. F. Riem.



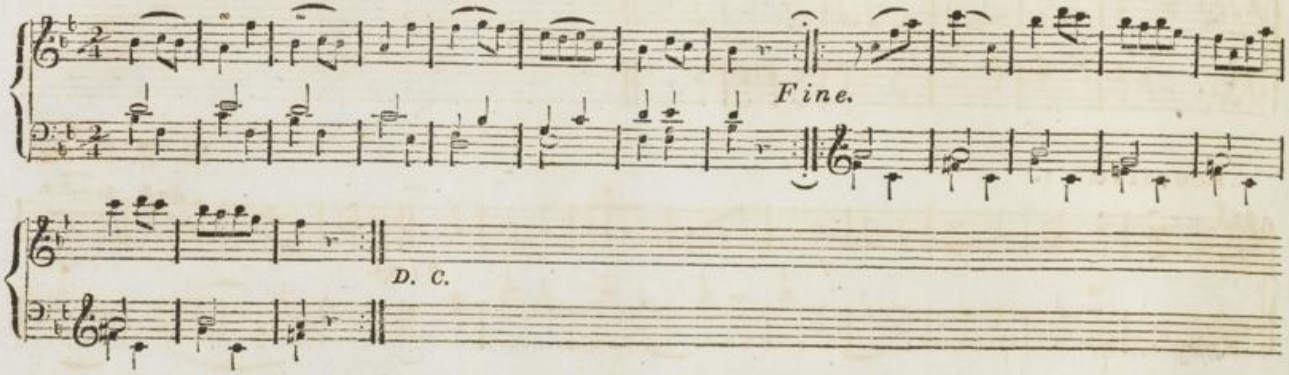
Ecosaise. 2.



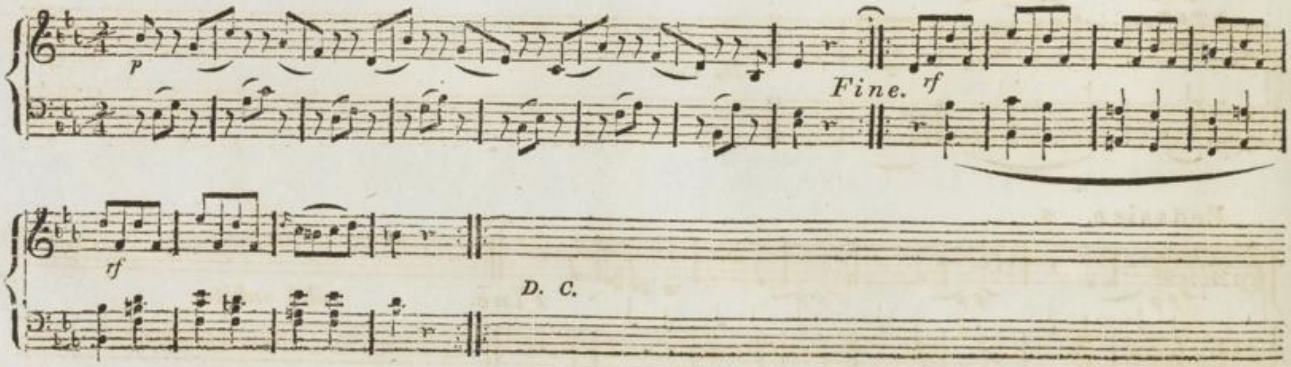
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Ecosaise. 3.



Ecosaise. 4.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ueber Musik und Lyrik.

Brief.

Du überraschest mich nicht, liebste Marie! Wen die Verpflegerinnen und Bewahrerinnen alles Schönen, die Chariten, so begünstigten, wie die Frauen und unter ihnen Dich ins Besondere, welche sie mir so freundlich zuführten, dem kann nichts fremd, noch gleichgültig seyn, was die Bildung angeht, berührte es sie auch noch so fern. Schon deshalb freute ich mich Deines Wunsches, etwas über Musik und Lyrik, ihre gleichzeitige Erscheinung und Bedeutung in der Bildungsgeschichte zu vernehmen. Aber ich habe noch einen andern Grund, dessen ich mich nicht schämen werde, und sollten mir alle hochmüthige Philosophen ihn verargen und über meine Beschränktheit eifern; nämlich den, daß ich Dich immer am liebsten als Resonanz alles dessen ansehe, was ich bin und habe. Eine solche Ansicht, wie enge sie auch manchem Vornehmen scheinen möge, dünkt mich doch sehr menschlich, und ich muß es für Gewinn achten, auch in dem scheinbar Kleinen der Persönlichkeit noch das Menschliche zu ehren und zu üben; denn dem religiösen Gemüth lächelt aus Allem das Göttliche freundlich entgegen. Einen andern ferner liegenden Grund, der aber auch den angegebenen trägt, mögen die errathen, welche an dergleichen Dingen ihren Verstand üben zu können glauben.

Mit vollem Rechte ehrst Du die Poesie als die höchste und umfassendste aller Künste. Sie bewährt sich als solche auch darin, daß, nachdem sie in ihrer Heimath, dem Orient, das Leben selbst herrlich geschmückt hatte, und nun, dem ewigen Kreislauf aller Dinge gemäß, auswandern, und in der Schrift sich einbürgern mußte, sie dennoch auch hier wieder als Leben, als Gesammtheit einer großen Bildungsepoche sich offenbarte — im Epos. Ich darf Dich wohl nur flüchtig erinnern an den göttlichen Homeros, um

das Bild eines Lebens in Dir hervor zu rufen, worin alle Elemente in großartiger und genialer Ungesondertheit auf- und niederwogen, so daß das Ganze gleich einfach, wie verwickelt, gleich erhaben, wie schlicht und kindlich, erscheint, gerade wie das innerste Leben der Natur; wobei Du gelegentlich die Bemerkung machen wirst, daß eben alle Ansichten, welche ein so herrliches Ganze auf einer Einzelheit festhalten wollen, ihre eigene Vernichtung mit sich führen und nichts sind, als Worte. Eine für die Modernität gleich bedeutende Erscheinung, wie jene für das Antike, hast Du gewiß auch im Dante geahndet; und wenn Du in diesen, stets, aber immer anders, wiederkehrenden Erscheinungen nur das unwandelbare Gesetz der heiligen Natur fromm anzuerkennen vermochtest, so hast Du den Dante schon weit besser verstanden, als alle seine bisherigen Ausleger.

Aber auch die Poesie, wie sie einmal, die Menschen durch ihre Nähe zu beglücken, freiwillig sich vermenschlichte, ohne darum ihre Würde aufzugeben, durfte frei sich an die Gesetze der Welt binden, und, wie sie im Epos Welt und Schicksal sich als Natur in Stetigkeit entwickeln ließ, im Drama aber späterhin die Rollen dieses großen Schauspiels gleichsam an die Einzelnen vertheilte, und so aus der Ungesondertheit herabstieg in das Besondere, auch hier dennoch ihre Einheit groß und göttlich bewahrend, so siehst Du sie auf ihren kosmopolitischen Wanderungen sich sogar in die Subjekte einsenken, und hörst sie aus ihnen göttlich ertönen in der Lyrik. Denn auch das Leben des Einzelnen verschmäht sie nicht zu verschönen, und als eine in aller Geschlossenheit bewegliche Gestalt hinzustellen, wie sie endlich noch in einzelnen Fulgurationen die einzelnen Theile des Ganzen erleuchtet und aus dem Schatten hervorhebt. Als solche Blitze darfst Du die unter dem Namen Anthologie vorhandene Sammlung ansehen — gleichsam der Tod des schönen Adonis, der letzte Lebensblitz eines edeln Geistes, ehe die reale Seite der Welt zurücktritt, um der idealen Platz zu machen. Wirf noch einen Blick auf diese Seite der Welt und siehe, wie ruhig und edel die hohen Bildwerke zu Dir herüberschauen und lächeln, und den Sieg und Adel der Gestalt, die Vergötterung des Leibes verkünden! Sind sie nicht gleichsam die Mammuthe für uns, an welchen wir die Großartigkeit jener Epoche ermessen können?

Doch, wie der Weltgeist ewig jugendlich waltet, selbst wo er zu altern scheint, so lockte er auch hier aus den Trümmern der alten eine neue Welt hervor, deren Bau sich herrlich wölbte. Die Lyrik, womit die alte Welt schloß, ward der Anfang und Ausgangspunkt der neuen, ihr hervorstechender, durchgreifender

Charak-

Charakter, der sich besonders in der größern Ausbildung der Musik entschieden darstellte. Hatte die alte Welt, als eine sich ausdehnende Einheit, die Musik ihren poetischen Schöpfungen vorzüglich als Maß (Rhythmik) eingeboren, griff hier die Rhythmik in das Leben ein, in Opfern, Schauspielen ꝛc. als Mimik, in der Poesie als Metrik erscheinend, gleich so vielen in einer Einheit befaßten Gliedern: so siehst Du in der neuen Welt eben diese Kunst aus der Rhythmik übergehen in die Melodie — die alten Kirchengesänge sind es, welche diesen mit Melodie verbundenen Rhythmus in aller Einfalt aussprechen — und diese wiederum in die Harmonie, als ihre Einheit, aufgenommen werden. Dort gingen sie von ihr aus, hier laufen sie in sie zurück. Aber überall siehst Du sie in zauberischer Verwirrung und blühendem Wechsel walten. Mit den Strahlen des heiligen Lichtes bekleiden sie sich, und rücken ihre Bildungen heraus aus der unerfreulichen Wirklichkeit in eine eigne Welt, wo sie in lieblichem Zugleich als Zeichnung, Helldunkel und Kolorit alles überschweben. — Die noch frische Urkraft dieser Zeit stellte zwar auch hier in der Poesie das Epos, als Basis hin, aber doch schon in größern Beschränkungen, in Fragmenten gleichsam, welche durch mehrere Nationen (Spanier, Italiäner, Deutsche) abwärts fließend zu einem Ganzen strebten. Aber die Musik eigneten sich die herrlichsten Geister an, und Mozart ist unstreitig das Centrum aller Musik zu nennen. Sein Leben, wie er es in seine unsterblichen Werke gehaucht hat, ist das große musikalische Epos der neuen Welt, er selbst, wenn ich so sagen darf, der musicirte Homeros. Wie an jenen, näher oder entfernter, schlossen sich auch an diesen alle Geister dieser Sphäre an, und jeder hier hervortretende Einzelne ist gleichsam ein in ihn, als seine Harmonie, zurücktretender Akkord. Aber mit Begeisterung schuf er, und mit Begeisterung will er erfaßt seyn.

Wir wollen sogleich auf diesen Punkt zurückkommen. Zuvörderst aber halten wir einen Augenblick an, um nachzusehen, ob wir uns nicht auch in dieser Ansicht der neuen Zeit geirrt haben. Wir nannten sie die ideale, im Gegensatz gegen die alte, reale. Daß Mahlerei in ihrem innersten Wesen ideal sey, wirst Du, theure Marie, wohl leicht zugeben. Auch die Musik ist es; denn sie vor allen ermißt die Zeit, sie für das Ohr bildend, und sehr sinnreich nannte ein trefflicher Geist unserer Zeit eben darum das Ohr ein Auge für die Zeit, wie das Auge ein Ohr für den Raum. Darum aber ist sie Element und Grund unserer Zeit. Sie ist es, die in ihrer ewigen Einheit, der Harmonie, zu welcher sie hinzustreben scheint, wie sie vordem von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihr ausging, unserer Zeit gleichsam einen Spiegel vorhält, ob sie darin erblicken möchte, wohin sie zu streben habe, nachdem sie, von dem Besondern und Einzelnen ausgehend, in ihm zerfließen zu wollen schien. Laß Dich es aber nicht befremden, Du Gute, wenn Du, bey dieser Uebermacht der Musik in unserer Zeit, die Poesie gleichsam zurückweichen, und nicht in ihrer vollen Glorie, vielmehr hauptsächlich nur dienend, als Lyrik, auftreten siehst. Musik und Lyrik sind beide einer und derselben Sphäre angehörig; die Lyrik in dieser ihrer Erscheinung gleichsam ein Planet, der sich um die Musik, als seine Sonne, bewegt, und noch gar manche verwandte, von ihm wiederum beherrschte Gestalten in dem Gemählde unserer Zeit haben möchte. Laß Dich es nicht befremden, wie die Musik in einzelnen Momenten ihrer Entwickelung — auch Generationen sind Momente — besonders in der Melodie sich gefällt, nachdem sie die Lyrik in der Oper zu verklären gestrebt, und auch hier wieder eine, obwohl untergeordnete, Einheit erzeugt hatte. Du erräthst leicht, daß ich hier von Strebungen spreche, wie sie in Himmel ganz vorzüglich sichtbar wurden; und wenn Du in ihm den Koryphäen der Lyrik in der Musik, auch nur in einzelnen Blicken erkennst, wie dieß Voß in der Poesie seyn möchte, in Reichardt aber und andern, die sich täglich mehren, zum Theil nicht unwürdige Nachtreter, sollten sie auch in dem versinken, was ich am liebsten Liedelei nennen möchte: so wirst Du doch auf der andern Seite, in den, freilich auch erborgten, Liederspielen noch immer das unbewußte Streben zu einem Ganzen ehren, sollte es auch, wie es wohl seyn möchte, ein vergebliches bleiben, und die Zeit selbst diese Männer als unnütze Gefäße zerschlagen.

Ich nannte kurz vorher die Oper eine versuchte Verklärung der Lyrik, und Du wirst mir dieß bald eingestehen, wenn ich Dich erinnere, wie in ihr die Elemente der Lyrik noch ununterschieden sind, wie sie der Mitwirkung mehrerer Künste, wie der Mahlerei, Plastik, Musik, ja sogar dem Abbild der Plastik, gleichsam ihrer Wiedergeburt, der Schauspielkunst, als idealer einerseits, andererseits als realer Künste, sich bediente, um als ein geschlossenes Ganze aufzutreten. Stellte ich nun die Kirchenmusik, als Ilias, der Oper, als Odyssee, gegenüber: so würdest Du mindestens, nach dem Gesagten, hierin gewiß kein leeres, phantastisches Spiel, kein Nebeln und Schwebeln entdecken, vielmehr selbst die oben genannte Liedelei in ihrem Hinneigen zum Liederspiele als einen Umweg ansehen, um zur Oper zu gelangen, nach welcher alles, wie nach seinem Eldorado, hinstrebt. Als durchgreifend aber wirst Du immer die Musik erblicken und das erfreu-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

liche Ringen derselben mit der Lyrik. Wolltest Du aber in der Sonettenwuth, in dem Vergnügen am Reim in Sylben, Vokalen (Assonanzen) und Konsonanten (Alliterationen), kurz in dem gesammten bis zur Aefferei und Leerheit getriebenen Spiel des Formalismus mehr erkennen, als Anklänge der Lyrik unsrer Zeit?

Haben diese allgemeinen, nur in Umrissen verzeichneten Bemerkungen Deinen Blick für die Zeit geschärft und gekräftigt, so wirst Du mir wohl nicht ungern folgen, wenn ich als Korollar einige Erscheinungen anreihe, welche, obwohl sonst als zufällig angesehen, doch nur nothwendige Ergebnisse unsres modernen Strebens sind, gleich so vielen Tentakeln.

Die gleich beliebte, wie oft unverständig getadelte Mystik unsrer Tage — scheidet sich denn das Edle vom Unedlen und Nichtswürdigen nicht immer? — hat viel von einer musikalischen Bildung gesprochen. Sollte dieß gleichbedeutend seyn mit harmonischer Bildung, so möchte allerdings diese Forderung nicht bloß uns, sondern überhaupt der Menschheit eignen, und nichts aussprechen, als worauf die höchsten und edelsten Gemüther aller Zeiten, von welchem Punkte sie auch ausgingen, sich wie durch eine göttliche Gewalt getrieben fühlten. Betrachtet man aber diese Forderung näher und im Verhältniß zu der Zeit, aus welcher und an welche sie ergeht, so entdeckt sich leicht, wie etwas viel Beschränkteres sie enthalte. Doch auch so liegt ihr Sinn noch tiefer, als man anfänglich glauben möchte, und sie ist fürwahr tief in der Zeit, als ihrer Wurzel, gegründet. Daß musikalische Bildung keineswegs eine Bildung *für* die Musik sey, sondern eher eine Bildung *durch* Musik, wäre, nachdem die Sache öfterer zur Rede gekommen, unnöthig zu erinnern, wenn nicht eben aufmerksam gemacht werden sollte, wie diese Forderung von Lyrik aus- und zu Lyrik hingehe. Die Musik, als Element der platonischen Erziehungskunst war freilich etwas anderes, schon in wie fern sie sich der Gymnastik gegenüber stellte; aber Plato erschien auch hier als ein Januskopf; die Gymnastik blickte rückwärts in die alte, die Musik vorwärts in die neue Welt, welche er ahndete. Ganz zum Mittelpunkt dieser gemacht, was kann nun Musik der Bildung uns anders seyn, als etwas Passives, die Ansprechbarkeit, Bildsamkeit des Gemüths, sein Offenerhalten für alle Anklänge des innern und äußern Lebens, so daß das Gemüth gleichsam die Grundharmonie wäre, in welche jene, als so viele Akkorde, zurückstreben sollen? Wohl vereinigt sich diese mit der Stille und Schweigsamkeit des Weibes, welches von jeher der Natur am treuesten blieb, und der anerlogenen Passivität der Männer, welche wir unter den Karika-

turen der Zeit nur in gefälligern Umrissen auftreten sehen. Wahr ist es, das Weib ist Naturpoesie; aber auch ihr pflanzt sich, als solcher, die Zeit ein, und wer weiß, ob nicht eben die größere, bis zur Affektation getriebene, Theilnahme an poetischen Produkten ein solcher Eindruck der Zeit seyn möchte. Fürchten wir denn, daß unsre Frauen aufhören möchten, poetisch zu seyn, wenn sie nicht handelnd, als Dichterinnen, oder leidend, wohl gar als Kunstrichterinnen, poetische Produkte gäben und annähmen? Oder ist es mit diesem Glauben an die Poesie der Weiber, wie mit manchem andern unsrer Zeit, etwa nicht so weit her, als man uns überreden möchte? Sollten wir vielleicht, dem Zwange der Natur gehorchend, sie höher hinaufrücken müssen, weil wir sie erst zu tief gestellt hatten? Die früheren Chevalerie- und Minnezeiten, die wahrlich höchst lyrisch waren, unterschieden sich denn doch wohl auch von den unsrigen noch darin, daß die Frauen fest und sicher anerkannte Schiedsrichterinnen des Schönen waren, aber weniger der mit Druckerschwärze abgeschatteten Schönheit, als der Kraft und Anmuth des Leibes, des Adels und der Zartheit der Gesinnung, oder der Stärke und Festigkeit des Charakters; Kampfrichterinnen gleichsam über Gymnastik und Musik des Mannes. Die Ritter offenbarten diesen ihren frommen Glauben an weibliche Trefflichkeit durch Kämpfe und Thaten, die Minnesänger durch süße Weisen; aber, wie beides reine Ergüsse des Innern waren, so wurden sie auch mehr ein lieblicher unwillkührlicher Zoll, als ein frei hingeworfener Zankapfel. Dafür blühte aber auch freilich damals das Leben selbst schöner, kräftiger und üppiger, als jetzt; denn noch bewegte es sich in großen, allgemeinen Verhältnissen, an welche die Künstelei der Gesellschaftlichkeit noch nicht rührte. —

Nicht mehr die Webe und Spindel werden von den Frauen gehandhabt, mehr die Nadel, der Pinsel, die Feder und das Plektrum, wenn ich in dieser Reihe mit diesem Worte die Theilnahme an Musik im engern Sinne bezeichnen darf, und auch hierin wieder das lyrische Streben der Zeit bemerklich machen. Ich werde es gewiß nicht beklagen, wie wohl vor einigen Jahren geschah, daß Maier, wie ein Arion, in Italien umherzog und alle Ohren und Herzen für die Guitarre gewann, oder daß jetzt unsre Frauen es als ein wesentliches, leicht sich anzueignendes Stück der Bildung ansehen, Guitarre zu spielen. Ich werde nie mit Schubert fürchten, der wahre solide Kunstgeschmack müsse in dem Maße abnehmen, in welchem der Geschmack an jenem Instrumente zunehme. Vielmehr erblicke ich auch hierin nur den ewigen Zug der Natur, welche auch in dieser Sphäre sich ganz aus-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

messen wollte, und bin gewiß, daß, so wie ihm alle, bewußt oder unbewußt, folgen, so auch diese Einzelheit nur Glied eines größern Ganzen sey. Du weißt es ja, meine theure Einzige, wie oft ich Dich eben dazu auffordere, wie ich dann froh und spielend Dir die zarten Finger küsse, welche die Saiten so lieblich rühren, und wie dankbar ich es hinnehme, wenn Deine liebe Stimme, von den Akkorden getragen, mein Ohr mit süßen Tönen küßt. Vernachlässige mir das ja nicht! Du wirst mich noch oft damit erfreuen, und doch Dir den Sinn offen erhalten für das volle Leben der Harmonie, welches aus dem Pianoforte Dich anspricht, aus dem vollstimmigen Orchester, und wirst auch hier nur dasselbe Gesetz wieder erkennen, wodurch die Natur Welten, wie Individuen, zusammenknüpft.

Laß mich noch ein Wort hinzufügen, welches zugleich ein Sühnungswort für die so oft getadelte Mode seyn mag. Die Mode in ihrem rasch abspringenden Wechsel, besonders unter den Männern, könnte allerdings eben darum für etwas höchst Zufälliges gehalten werden, und es mag leichter seyn, gegen sie, wie gegen ihren Vater, den Luxus, als gegen eine Erniedrigung zu deklamiren, als sie in ihrer Idee zu erkennen. Was würdest Du aber sagen, wenn ich auch hier die Spur des Musikalischen und Lyrischen unsrer Zeit verfolgte? Gewiß ist es, daß, wenn einerseits in den vereinfachten Formen der Frauenkleidung, besonders der höhern Stände, ein ruhiger, dem antiken sich anschmiegender Styl die Oberhand zu gewinnen scheint, andrerseits die romantischen und musikalischen Seelen in diesen Ständen diese Formen durch Bedeutsamkeit heraufheben in das Ideale, indem sie dieselben an die Subjektivität hinzugeben scheinen. Die gemeinen Gafferinnen und Neiderinnen, welche etwas Aehnliches, oder vielmehr einen Schein davon nur durch Ueberladung mit fremdartigen Zierathen erschwingen können, mögen freilich oft Abenteuerliches und Barokkes finden, wo der tiefere Blick nur die Harmonie des Innern und Aeußern, lieblich überrascht, anerkennt. Ist es aber nicht oft an einem Weibe eben eine kleine Verletzung der Mode, was man gemeinhin Caprice nennt, was gerade dem sinnigen Manne das Lieblichste ist, eine Stylseigenheit, dasjenige, was die geliebte Erscheinung gleichsam mehr individualisirt den Sinnen sichert, indem die darin erkannte Willkühr sie aus der Beschränkung emporhebt? Eine ungewöhnliche Blume am Hut, die Anordnung derselben im Ganzen, die Form und das Tragen des Huts selbst, scheinen allerdings auf den ersten Anblick etwas Gleichgültiges, der Laune anheimfallendes; aber wenn das auch seyn könnte, so giebt es doch tiefere Gemüther, in welchen dergleichen Erscheinungen eine tiefere Be-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

deutung erhalten und in sehr leise und zarte Berührungen mit dem Innersten treten.

Soviel indeß! Du wirst sehen, wie viel der hier angeregte Gegenstand interessante Seiten bietet, welche dieser Brief freilich nicht erschöpft zu haben sich anmaßen möchte; aber es gnügte mir, Dich auf einiges noch Unerwogene aufmerksam zu machen, und auch hierin Deinen Blick an Maß und Gestalt gewöhnend zu üben. Und hiermit lebe wohl, und bleibe mir immer treu und hold!

A.

Ueber Rhythmus und Metrik.

Die Fluth von rhythmisch schlechten Versen, die bis diese Stunde selbst von den größten Dichtern über uns geführt wird, nimmt noch nicht ab, ungeachtet man die schönen Rhythmen unserer bildsamen Sprache mit großem Glück entwickelt und in herrlichen Vorbildern dargestellt hat. Die Ursache jenes Uebels liegt am Tage: man achtet es geringe, sich um den Rhythmus zu bemühen, weil man ihn nicht kennt, und kennt ihn nicht, weil Alle, die ihn in den Werken der Griechen aufgesucht haben, sich damit hinter philosophische Systeme oder Schwierigkeiten anderer Art zurückziehn. So wird er auf immer das Eigenthum von wenigen bleiben, die ihn als Wissenschaft behandeln. Mögen diese über mißgeschaffene Rhythmen, über klägliche Hexameter und Distichen und alle Arten rhythmischer Mißgeburten die gerechteste Klage führen, die getroffene Partey wird nicht aufhören über Sylbenstecherey und leeren Klingklang zu spotten, um so dem Vorwurf der Unwissenheit und Bequemlichkeit zu entgehen. Sollten einmal die Gesetze deutlich dargelegt werden, nach denen der Rhythmus in Rede und Gedicht erscheint, daß man durch ihren Gebrauch seinen hohen Werth erkennen und die Ohren, die für den Rhythmus in der Poesie von Natur allzumal verhärtet sind, gegen die schneidenden Mißtöne schlechter Rhythmen empfindlich machen könnte, so würde am Ende die gute Sache von selbst Eingang finden. — Was ich beym Lesen der Griechischen Dichter und ihrer metrischen Grammatiker auch der neuern Werke über Rhythmus und Metrik gedacht habe, davon will ich einiges, so deutlich und einfach es nur irgend möglich ist, hier mittheilen, nur die ersten Anfänge und unvollkommen, wie es an diesem Orte nicht anders seyn kann; doch hinlänglich für Jeden, der darauf achten will und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Muth hat, mit dem widerstrebenden Element der Sprache zu kämpfen, und den Sinn für die Anmuth des Rhythmus zu wecken.

Daß ich aber diese Bemerkungen im Geschenk für Ihre Toilette niederlege, meine Damen, geschieht darum, weil Sie gewöhnlich in diesen Dingen ganz vernachlässiget werden und, wandelt Ihnen die Lust an zu dichten, statt Ihres zarten Gehörs, wohl gar die leidigen Finger zu Hülfe nehmen müssen, die denn freylich vom Rhythmus so viel, wie das Eselein vom Lautenschlagen verstehen sollen. — Welche aber von Ihnen nicht Dichterinnen sind, die werden mir auf dem anfangs trocknen, freudenleeren Gange auch deshalb gern folgen, um sich über Dinge zu belehren, die man jetzt bey nur einiger Bildung nicht missen kann, ohne Blößen zu geben, und um die Uebersetzungen aus Griechischen Dichtern sammt den neuesten Werken, die in ihrem Geist und Rhythmus gedichtet sind, lesen und in ihrer ganzen Vollendung verstehen zu lernen.

I. Man kann sich die Zeit vorstellen als eine unendliche Linie, die langsam an uns vorüber geht, an die sich unsere Gedanken und Empfindungen, wie sie einzeln und nach einander sich in uns entwickeln, ohne Aufhören anknüpfen und an ihr in die Vergangenheit ziehn. Läßt man die Nebenbegriffe weg und behält allein das allmälige Vorübergehn der Zeit in Gedanken, so hat man den reinen Begriff der Zeit, so weit er möglich ist: den einer unendlichen Reihe oder Linie.

II. Aus dieser unendlichen Reihe oder Linie der Zeit läßt sich ein jeder Theil von bestimmter Länge abgesondert und in eine beliebige Anzahl kleinerer Theile zertheilt denken.

1. Bemerken Sie z. B. an Ihrer Hand den Schlag des Pulses, so haben Sie in der Zeit von einem Schlage zum andern einen bestimmten Theil aus der unendlichen Zeitenreihe abgesondert, den Sie nun nach Belieben in eine Anzahl gleicher Theile zerlegen können: Sie zählen z. B. während der Zeit mit gleicher Geschwindigkeit sechs, so haben sie ihn in 6 gleiche Theilchen zerlegt. Man nennt diese in der Kunstsprache Zeiten oder Zeittheile.
2. Denkt man sich jeden dieser Zeittheile mit einem Häkchen |⏑| bezeichnet, so bekommt man diese Figur:

   |⏑⏑⏑⏑⏑⏑|

   welche also nichts ausdrückt, als die Form eines bestimmten Zeittheils, der aus der unendlichen Zeitenreihe in Gedanken abgesondert und in mehrere gleiche Theile zerlegt ist.
3. Eben so ließe sich derselbe Theil statt in sechs, auch

auch in acht, oder mehr gleiche Theile zerlegen, ohne deshalb größer zu werden: die Zeittheile selbst würden dann nur kleiner seyn. Umgekehrt auch läßt sich, statt des gegebenen, jeder andere, noch so große oder kleine Theil in sechs Zeittheile zerlegen, und die Figur ist also die allgemeine Form für jeden in sechs Zeittheile zerlegten Theil aus der unendlichen Reihe der Zeit.

III. Die Zeiten oder Zeittheile werden, so rein wie in der Figur hingestellt, für die Sinne und das Gefühl nicht bemerkbar. Das einfachste Mittel dieses zu bewirken, sind Schalle, die man, statt bloß zu zählen, in gleichmäßiger Geschwindigkeit auf einander folgen läßt, daß ihrer in diesem Falle sechs gehört worden sind, wenn der Pulsschlag eben vollendet ist.

Wir wollen den Schall durch den einfachsten Wortlaut: |da| bezeichnen. Die Figur

|dă dă dă dă dă dă|

ist also bloß eine versinnlichte Darstellung der vorigen.

IV. Wenn von diesen gleichen Zeittheilen der Figur zwei zusammen gezogen werden, so hat das auf die andern keinen Einfluß, und die zusammengezogenen dauern jetzt gerade so lange, wie sie zuvor neben einander dauerten. Man deutet die Zusammenziehung durch einen Querstrich an |⏑⏑| oder bloß |—|, daß man die einzelnen in dem zusammengezogenen Zeittheile ganz aufgelöst denkt.

1. Die Figuren

|— ⏑ ⏑ ⏑ ⏑| daa dă dă dă dă|
|⏑ — ⏑ ⏑ ⏑| dă daa dă dă dă|
|⏑ ⏑ — ⏑ ⏑| dă dă daa dă dă|
u. s. w. u. s. w.

sind also der obigen ganz gleich und der Strich deutet, wie auch die beygeschriebenen Schalle zeigen, nur an, daß zwey Zeittheile in einen zusammengezogen wurden.

2. Dergleichen Zusammenziehungen können in derselben Reihe, hinter einander oder getrennt, mehrere eintreten. Die Figuren

|⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑| dă dă dă dă dă dă|
— ⏑ ⏑ —	daa dă dă daa
— — ⏑ ⏑	daa daa dă dă
— — —	daa daa daa
u. s. w. u. s. w.

sind alle von gleichem Gehalt.

3. Auch sehen Sie wohl, daß nicht bloß zwey, sondern auch drey Zeittheile sich in Einen vereinigen lassen. Wir deuten es an durch einen punktirten Strich |—.| oder |—,|. Also

—. — ∪ daaa daa dă

— ∪ — ∪ daa dă daa dă

sind sich völlig gleich.

4. Man nenne dieß eine doppelte Zusammenziehung. Die einfache Zusammenziehung heißt eine Länge und besteht, wie wir wissen, aus zwei Zeittheilen oder Zeiten. Im Bezug auf die Länge nennt man die einfachen Zeiten auch Kürzen.

V. Und hiermit wären wir auf den Punkt gekommen, wo man sich über Rhythmus erklären kann. So lange nämlich die Zeitreihe in lauter einfachen Zeittheilen abläuft, kann in ihr kein Ruhepunkt gefunden werden; sie gleicht dem Schlage einer Taschenuhr, dem Klappern eines Mühlrades, und niemand wird Rhythmus darin suchen. Sobald aber zwey Kürzen sich in eine Länge zusammenziehn, bildet sich ein Ruhepunkt und der Rhythmus entspringt daraus, wie aus seiner Wurzel, schwingt sich durch eine, oder mehrere Kürzen auf, bis er durch einen andern Ruhepunkt gehemmt und so ein rhythmisches Glied geschlossen wird —|. Den Aufsprung des Rhythmus nennt man Arsis, Hebung und bezeichnet ihn mit einem Perpendikel (ˈ)

| daa dă dă daa | ˈ ∪ ∪ — | ist also ein geschlossen rhythmisches Glied.

2. Wenn an dem zweiten Ruhepunkte wieder ein neues rhythmisches Glied anschießt,

| ˈ ∪ ∪ ˈ ∪ ∪ — |

so entsteht eine rhythmische Reihe, die demnach aus mehreren, nicht gerade aus zwey, rhythmischen Gliedern zusammengesetzt ist.

3. Es ist nicht nöthig, daß die Glieder einander gleich sind, aus denen die Reihe besteht,

| ˈ ∪ ∪ ˈ ∪ — |

denn jedes Glied ist für sich abgeschlossen und steht mit dem andern nur als Größe derselben Art in Verbindung.

4. Soll der Rhythmus sich weiter entfalten, so müssen mehrere Reihen verschiedner Art an einander angeschoben werden und die Verschlingungen gehen so ins Unendliche fort; doch darauf werden wir unten zurückkommen.

VI. Nicht jede Zusammensetzung rhythmischer Reihen giebt einen schönen Rhythmus; doch läßt sich Anleitung geben, unter welchen Bedingungen er hervorgeht, ungeachtet sein Wesen, wie das der Schönheit im Raume, unergründlich ist.

VII. Wir haben bis jetzt den Rhythmus in der Zeitenreihe gesucht und ihn mit den einfachsten Tönen ausgefüllt, um überhaupt einen Begriff von ihm zu gewinnen, ohne jedoch zu fragen, wie er in die Dinge,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

welche in der Zeit erscheinen, übergehe. — Jede Bewegung nun, welche die Zeit nicht in gleichförmige Theile schneidet, wie die Schläge einer Uhr, führt den Rhythmus, nach den vorigen Sätzen, nothwendig herbey. Das einfachste Bild davon sind Regentropfen, die in wechselnden Zeiträumen vom Dache fallen. „Auch in dem Geräusch, wenn wir Erzarbeiter wechselnd die Hammer schwingen sehen, vernehmen wir Rhythmus; dann in des Rosses Gang hat man Rhythmus gefunden, im Bewegen der Finger, wie in den Gestaltungen der Melodie, im Schwunge der Saiten und im Flügelschlage der Vögel," sagt der Scholiast zum Hephästion S. 76.

VIII. Aber nicht bloß in diesen einfachen Zeiterfüllungen erscheint der Rhythmus, sondern auch in der mannigfaltigsten und vieltonigsten, ich meine in der Sprache, wo seine Schwingungen sich ins Unendliche entfalten.

1. Die Sprache nämlich, in rhythmischer Hinsicht betrachtet, ist eine Erfüllung der Zeitenreihe durch Töne von verschiedener Art und Dauer, und wo sie hervortritt, muß demnach nothwendig Rhythmus erscheinen.
2. Wir werden also den Rhythmus in ihren einzelnen Theilen, in den Wörtern, aufzusuchen und zu sehen haben, wie er aus den einzelnen Bestandtheilen der Wörter, aus den Sylben, hervorgehe. Die Formen dazu sind oben entwickelt worden und ich erinnere an die Bestimmung von einfacher und doppelter Zeit, oder von Kürze und Länge, in welche nun die Bestandtheile der Wörter eingeschoben werden.

IX. Man nimmt an, daß die einfachsten Bestandtheile der Wörter, die einfachsten Sylben, eine einfache Zeit, oder eine Kürze ausfüllen und nennt sie deshalb kurze Sylben, oder Kürzen, die andern gewichtigern aber lange Sylben, oder Längen, weil man annimmt, daß sie eine doppelte Zeit, oder eine Länge ausfüllen.

1. Es wird hier also der Ort seyn, zu bestimmen, welche Sylben, lang und welche kurz sind. Man hat diese Untersuchungen sehr ins Weite gesponnen und Voß beschäftiget sich damit in seiner „Zeitmessung der deutschen Sprache" auf 121 Seiten; doch fällt sie sehr zusammen, wenn man sich erinnert,
   a. daß die einfachsten Sylben Kürzen sind: Gĕsang, ĕrhört, dĭe Nătur, Felsĕnhöh, Liebĕ, scheidĕn. Gewichtigere Kürzen sind schon: glücklĭch, fürchterlĭch, Königs, liebĕst.
   b. Tritt zu diesen zwey Consonanten in demselben, oder im folgenden Worte noch ein dritter, so

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hören sie auf, Kürzen zu seyn und werden durch dieses Zusammentreten von Consonanten, was man Position nennt, mittelzeitig, d. h. sie können bloß da gebraucht werden, wo man eine Kürze oder Länge setzen darf. Durch Position mittelzeitig werden also: Königstochter, Liebesgott, schrecklich steigt, denn hier treten ch, s, t, hinter das i, liebest kaum u. s. w.

c. Tritt ein Doppelvokal ein, so werden die Sylben lang: Freiheit, auf, aus. Ferner sind lang, die das lange a oder u am Ende haben: furchtbar, seltsam, Kühlung, und alle Stammsylben: Gnade, sehen, Felder, Schlachten, Feldschlacht.

Man könnte auch die ganze Lehre in Einen Kanon bringen: Lang sind die Stammsylben und die einen Doppelvokal, oder ein langes a und o haben; kurz die Beugungssylben, die jedoch durch Position mittelzeitig werden.

Dieser Kanon ist zwar sehr strenge und schließt vieles aus, was Voß zuläßt; doch enthält er das Ziel, dem man sich nähern muß, wenn in unserer Metrik ein sicherer Grund gelegt werden soll.

X. Wenn zwey, oder mehr Sylben zusammen genommen und als ein Ganzes betrachtet werden, so entsteht ein Fuß. Seine Größe wird nach den Zeiten bestimmt, die er enthält. Wir wollen die merkwürdigsten darnach angeben: ein- oder zweizeitige giebt es nicht, weil man so das Maß nur von einer Sylbe, einer kurzen oder langen, hätte, zu einem Fuße aber mehr als eine gehört. Es folgen also:

1. Dreizeitige Füße.
   - ⏑ ⏑ ⏑ der Tribrachys. Durch Zusammenziehung vorn entsteht
   - — ⏑ der *Trochaeus*, Liebe. Durch Zusammenziehung von hinten
   - ⏑ — der *Jambus*, geliebt. Sonst kann es keine dreizeitigen Füße mehr geben.
2. Vierzeitige
   - ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ der Proceleusmaticus. Durch Zusammenziehung
   - — ⏑ ⏑ der *Dactylus*. Fröhliche, fürchterlich, leuchtete.
   - ⏑ — ⏑ der Amphibrachys. Geliebte, erscheinen, verfolgte.
   - ⏑ ⏑ — der Anapaestus. Element, die Gestalt.
   - — — der *Spondeus*. Furchtbar, Ehrsucht, Schlachtfeld. Eine andere Zusammenziehung und folglich ein anderer Fuß ist hier unmöglich.

3. Fünfzeitige

⏑⏑⏑⏑⏑ der Orthius. Durch Zusammenziehung zweier Kürzen liefert er die Paeonen: —⏑⏑⏑, ⏑—⏑⏑, ⏑⏑—⏑, ⏑⏑⏑—, den ersten, zweiten, dritten, vierten Paeon: Fröhlichere, Geliebteste, unerhörte, Religion. Durch doppelte Zusammenziehung entsteht.

— ⏑ — der Creticus Reigentanz, Fröhlichkeit.

⏑ — — der Bacchius, Gewaltsam, Erhörung.

— — ⏑ der Palimbacchius, Hochheilge, Bergrücken.

Von den 4 sechszeitigen bemerken Sie den Choriambus, — ⏑ ⏑ —, Grauenerfüllt, Schlachtengesang, den steigenden Ionicus ⏑⏑ — —, die Gewaltthat, und den sinkenden Ionicus, — — ⏑⏑, Furchtbarere. Von den 5 siebenzeitigen den Strophus, — ⏑ ⏑ ⏑ —, und von den 6 achtzeitigen den Dochmius, ⏑ — — ⏑ —.

In wie fern diese Füße mit dem Rhythmus in Verbindung treten, wird aus dem Folgenden erhellen. An sich haben sie keinen Rhythmus, wenn sie nicht ein rhythmisches Glied in sich schließen, sondern dienen nur, eine rhythmische Reihe in gleichförmige Theile zu zerschneiden und ihr darnach den Namen zu geben.

XI. Das einfachste rhythmische Glied ist nach frühern Sätzen der Creticus ˈ ⏑ —, wo sich der Rhythmus von seinem Entstehungspunkte nur durch Eine Kürze zum Ruhepunkte fortschwingt. Zunächst nach ihm steht der Choriambus ˈ ⏑ ⏑ — und zuletzt der Strophus ˈ ⏑ ⏑ ⏑ —. Ein viertes einfaches Glied ˈ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ — anzunehmen, hat man nicht nöthig. Aus jenen drey Gliedern aber

ˈ ⏑ —, ˈ ⏑ ⏑ —, ˈ ⏑ ⏑ ⏑ —

müssen sich alle Versarten erklären, und ein vollständiges System der Metrik muß sich darauf gründen lassen.

XII. Ein Vers nun entsteht, wenn der Rhythmus nach bestimmten Gesetzen wiederkehrt; ist das nicht der Fall, so wird die ungebundene Rede der Prosa hervorgehn. Das Wiederkehren des Rhythmus nach einem bestimmten Gesetz aber erkennt man, wenn nur ein oder einige Füße sichtbar sind. Deshalb sagt man auch, um das Ding leicht zu machen: Ein Fuß entsteht, wenn mehrere Sylben, und ein Vers, wenn mehrere Füße zusammen gestellt werden.

Es wird darauf ankommen, aus den angegebenen drey Grundrhythmen alle Versarten, für diesen Ort aber nur einige, zu entwickeln und Anleitung zu geben, wie ihr Rhythmus schön gebildet werden könne.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Von den Versen, die aus dem ersten Grundrhythmus entstehn.

XIII. Es geschieht oft, daß der Rhythmus am Ende des Gliedes nicht sogleich verschwindet, sondern über den Ruhepunkt hinausläuft. Man nennt dieses Auslaufen Catalexis, Ausgang, und es findet sich durch die ganze Metrik bey jedem Rhythmus wieder. — Wenn der erste Grundrhythmus nun

! ∪ — Felsengrund

ausläuft, oder eine Katalexis bekommt, so entsteht

! ∪ — ∪ Felsengründe,

oder

! ∪ — — Felsenwölbung,

denn da die Katalexis an den Rhythmus, der schon vollendet ist, anschießt, so hat sie kein bestimmtes Maß, und hier eine Länge, oder Kürze ohne Unterschied. — Die Figur

! ∪ — ⏑

ist folglich der erste Grundrhythmus mit einem Ausgange.

XIV. Diese rhythmische Reihe aber wird von den Metrikern anders behandelt, und wir müssen uns schon ihnen bequemen. Sie schneiden sie in zwei Theile, oder Füße

! — | ∪ ⏑

und da es sich findet, daß der erste Fuß ein Trochäus ist, so nennen sie das Ganze eine trochäische Dipodie d. h. eine trochäische zweifüßige Reihe, machen auch das Gesetz, daß in dem zweiten Fuße statt des Trochäus |— ∪| ein Spondeus |— —| stehen könne, ohne jedoch recht zu wissen, wie das zugeht; doch ist es gegründet und die Ursache bereits angegeben.

XV. Die trochäische Dipodie, als ein Vers betrachtet, heißt ein trochäischer Monometer; denn in den trochäischen und jambischen Versen gehören zu einem Maße (metrum) zwei Füße. Monometer aber heißt ein Einmesser.

Aus der Wolke ! ∪ — ⏑
Quillt der Segen
Strömt der Regen.

Schiller.

Nimmt man dieses als das Ganze an, wie die Metriker thun, so muß natürlich die reinere Form

! ∪ —

als einer Sylbe ermangelnd erscheinen. Man betrachtet sie als einen Trochäus mit einem Ausgange, dem Anfange des zweiten Fußes, also auch als eine Dipodie, aber mit dem unvollkommenen Fuße des Ausgangs, Catalexis, und nennt sie deshalb monometer catalecticus. So oft diese Form ! ∪ — also einen Vers schließt, ist er ein Katalektikus; ist die Form

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aber voll, ˈ ◡ — ⏓, ein Acatalecticus. Der volle, schwerfällige Name des kleinsten Verses ist also trochaeus monometer catalecticus, die Wörter selbst werden Sie nun verstehn, als

Das ist Sturm! ⏑́ ◡ —

Schiller.

Schiller vermischt in der Glocke katalektische und akatalektische dieser Art, und sie thun sehr gute Wirkung.

Von dem Dome
Schwer und bang
Tönt der Glocke
Grabgesang.

oder

Das ist Sturm!
Roth wie Blut
Ist der Himmel,

denen gleich ein längerer beigemischt wird

Das ist nicht des Tages Gluth,

um die Einförmigkeit zu meiden, die in den kleinen Gliedern sehr bald eintritt. Dann weiter:

Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf, ⏑́ — —,
Flackernd steigt die Feuersäule u. s. w.

Im dritten Verse ändert sich der Rhythmus sehr schön in drei Längen und mahlt das Aufschweben des Rauches.

1. Wenn zwey Dipodien an einander geschoben werden, so entstehen Dimeter, Zweimesser, und zwar katalektische, wenn die zweite Dipodie die Katalexis hatte (man sehe den vorigen §.) mit diesem Maße

⏑́ ◡ — ⏓ ⏑́ ◡ —

Dieß Gebild der Menschenhand.

oder akatalektische, mit zwey vollen Dipodien, also

⏑́ ◡ — ⏓ ⏑́ ◡ — ⏓

Durch der Hände lange Kette
Fliegt der Eimer, hoch im Bogen
Sprützen Quellen Wasserwogen.

Doch man lese selbst jene Stelle der Glocke nach, um sich von der bald stürmenden Wirkung dieser Versart, die durch einen doppelten Katalektikus, wie dort von der Flamme

Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewaltger Flucht,

wo der Rhythmus zwey Mal in den heftigsten Stößen bricht, die höchste Gewalt ersteigt, und von dem schwebenden Gange der Wehmuth beim Tode der Mutter und dem stillen Weben der Ruhe in der Beschreibung der bürgerlichen Ordnung, selbst zu belehren.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Da diese Versart nicht zu den langen gehört, so ist es nicht nöthig, ihre Gestalt durch Spondeen, wo diese stehn können, zusammen zu halten. Man findet sie deshalb auch selten (ich rede von guten Dichtern), aber leider zuweilen an Stellen, wo sie nicht stehn dürfen und sehr unangenehm ins Ohr fallen.

Nicht die zarte Jungfrau wähle,
Nicht der Hirtin weiche Seele,
Schiller.

Wer wird bey nur etwas feinem Gehör nicht an dem Spondeus anstoßen? Der Grund: er steht an einer Stelle, wo der Rhythmus einen Trochäen verlangt (man sehe die letzte Formel), und jeder Verstoß gegen ihn rächt sich sogleich durch Uebellaut. Niemand wird anstoßen, wenn der Spondeus an seine Stelle zurücktritt:

Nicht der Jungfrau weiche Seele.

Beachten Sie diese Uebellaute beim Lesen von Gedichten und suchen Ihr Ohr dagegen empfindlich zu machen; es ist die erste Forderung an einen schön gebildeten Trochäus.

Nächst dem, daß Sie den Spondeus nur an den Stellen brauchen, die ihm zukommen, sorgen Sie, daß nicht jedes Wort einen Fuß ausmache!

Deine Blumen kehren wieder,
Deine Tochter kehret nicht.
Schiller.

Denn so wird der Rhythmus in Stücken zerlegt und die Füße liegen nackend da, die ihm ursprünglich nicht angehören, sondern nur als Maßstab angelegt sind; aber keine einzige Schwingung entfaltet sich. Die Füße müssen verborgen und in den Rhythmus verschlungen werden. Dieses aber geschieht, indem der ursprüngliche Rhythmus (hier ! ⏑ — oder ! ⏑ — ⏑) mit der langen Endsylbe eines Worts anfängt, oder schließt, als:

Doch vergeblich —
Augen treibt —
ungestüm

So hat der Rhythmus einen merkbaren Aufsprung, oder Fall, die Füße verschwinden; denn man wird bis zum Ende der Reihe fortgezogen, ohne anzuhalten, die Füße haben sich verschlungen. Löst man solche Reihen in Füße auf, so ist es jedes Mal die erste Sylbe des Fußes, die von der Endlänge des Worts getroffen wird. Durch diesen Umstand kommt ein Einschnitt in den Fuß, da er im Gegenfall ein ungetheiltes Ganzes macht. Also „doch vergeblich" hat den Einschnitt in den ersten, „Augen trübt der" — in dem zweiten

Fuß.

Fuß. — Die zweite Regel also bey Bildung der Verse ist:

Suche die Cäsur, doch nicht immer in demselben Fuße des Verses anzuwenden. — Grund und Ursache dieser weitgreifenden Regel, die man bisher bloß aufstellte, denk' ich hinlänglich entwickelt zu haben. — Man untersuche diese Regel in einer Stelle aus der Johanne, wo durch den Gebrauch und schönen Wechsel der Cäsur ein gar herrlicher Rhythmus hervorgeht:

Willst Du deine Macht verkünden,
Wähle sie, die frei von Sünden
Stehn in Deinem ewgen Haus.
Deine Geister sende aus,
Die unsterblichen, die reinen,
Die nicht fühlen, die nicht weinen,
Nicht die zarte Jungfrau wähle,
Nicht der Hirtin weiche Seele.

Eine so schöne, anmuthige Gestalt, ein in so wechselnden Falten hinfließendes Gewand, in dem so die Poesie auftritt, verdient wohl, daß man sich der Bequemlichkeit entschlägt und nicht länger von heiliger Begeisterung spricht, die durch künstliche Form gedämpft werde. Habe Du nur den Muth, Dich Deiner Trägheit zu entreißen und mit der Sprache um den Rhythmus zu kampfen; der Kampf wird kurz und der Sieg gewiß seyn, und Dir dann auch in der Begeisterung die schöne Form nicht entstehn.

Außer dem schon gerügten Spondeus, den „Jungfrau" macht, stört jedoch in dem Verse „die nicht fühlen, die nicht weinen," zwey Mal das kurz gebrauchte nicht und das langgezogene die daneben. Man wird versucht, zu messen ∪ ⏑ ⏑ ∪, ∪ ⏑ ⏑ ∪. In diesen kürzern Versen macht sich der Rhythmus auch gut, wenn eine nothwendige Länge mit einer Kürze vertauscht wird: Die unsterblichen, die reinen, ∪∪ ⏑ ∪∪∪ ⏑ ∪. Der Rhythmus bekommt dadurch einen schwebenden Gang; doch muß man behutsam damit umgehn. In längern Versen, die nur durch einen steten festen Gang zusammengehalten werden, ist es gar nicht zulässig.

2. Werden drey Dipodien an einander geschoben, so entstehen trochäische Trimeter, die katalektisch oder akatalektisch sind, je nachdem die letzte Dipodie eine Katalexis hat, oder nicht.

Dumpf erbrausend tönt der Meerfluth Wogenschlag,
Gleich des Sturms furchtbarem Annahn durch den Haingrund.

Diese Versart schlägt schon in die längern Gattungen und erfordert vollere Lungen. Deshalb tritt der Spondeus häufig ein und der heftige

Rhythmus muß durch passende Cäsuren unterstützt werden. Er ist unsern Dichtern fremd, nicht aber den Griechischen Lyrikern. Pindaros:

Doorioo phoonan enarmoxae pedilo.

3. Trochäische Tetrameter, Viermesser, entstehn, wenn vier Dipodien mit einem verbunden werden. Sie sind katalektisch, wenn die letzte Dipodie eine Katalexis hat. Mit ihnen haben wir es jetzt zu thun, da die akatalektischen von unsern Dichtern und in der Griechischen Tragödie nicht angewendet werden. Das Maß von jenen ist demnach

– ⏑ – ⏑, – ⏑ – ⏑, – ⏑ – ⏑, – ⏑ –.

Denn es weht angstvoll der Ahndung kalter
Todeshauch mich an.
Die Aetolier.

Man sieht, daß sie aus zwey Dimetern, einem akatalektischen

– ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑

und katalektischen

– ⏑ – ⏑ – ⏑ –

bestehn. Da nun diese bey unsern Dichtern oft abwechseln, so ließen sich leicht je aus zweien Tetrameter zusammensetzen, als:

Stilles Thal, o hätt' ich nimmer | mit dem
Schwerte dich vertauscht,
Hätt' es nie in deinen Zweigen, | heilge Eiche,
mir gerauscht,
Wärst du nimmer mir erschienen, | hohe Himmelskönigin,
Nimm, ich kann sie nicht verdienen, | deine
Krone, nimm sie hin.
Schiller.

Der Einschnitt in der Mitte, am Ende der zweiten Dipodie, muß immer gehalten werden und es ist Fehler, wo hier das Wort nicht endiget. Schlegel im Jon hält ihn genau, nicht so der Verfasser des Polyidos und der Aetolier:

Den ich wahnsinnsvoll den Tod bereitete.

Der Vers ist zu lang, daß man durch seine Rhythmen nicht kommen kann, wenn man nicht auf einen Ruhepunkt stößt, der immer wiederkehrt. Je mehr Spondeen darin erscheinen, desto gewichtiger wird er; doch darf dann die eine Hälfte nicht bloße Trochäen enthalten, sonst wird der Rhythmus gestört und hüpft wie in die Luft hinaus, wie:

Denn es weht angstvoll der Ahndung kalter
Todeshauch mich an.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schon besser, wenn es hieße:

Denn es weht angstvoll der Ahndung kalter
Hauch mich tödtend an,

wo eine Cäsur und ein Spondeus mehr hineinkommt und die letzte schwächliche Hälfte gegen den heftigen starken Gang der ersten in einiges Gleichgewicht setzt.

Man kann den starken Gang durch Häufung der Spondeen bis zum Ungestümen steigern:

Graun umhüllt, Nachtgraun die Feldschlacht;
donnernd speien furchtbaren Tod
Feuerschlünd', aufleucht die Last wild, glutgeschweift, stürzt schmetternd ein ꝛc.

Doch auch hierin nicht zu viel!

Man suche immer zwey Dipodien dadurch zu verbinden, daß dasselbe Wort die eine schließt und die andere auch anfängt, sonst wird man glauben, es seyen kleine Verse durch Zufall an einander geschoben werden.

Uebrigens hört sich auch die Auflösung einer Länge in zwey Kürzen gut an:

In den Korycischen Bacchus-Grotten, und
Dryaden und Napäen.
Schlegel.

Um sich mit dieser Versart vertraut zu machen, lesen Sie die herrlichen Muster in dem Jon S. 91—94, dann in den Aetoliern S. 124 und 125. So schön gebaut übrigens die Verse sind, geht der Rhythmus häufig ohne Abschnitt durch den ganzen Tetrameter, obschon mit der zweiten Dipodie das Wort endet, als:

Weg vom Holzstoß eilt' ich, bahnend mit der
Fackel mir den Weg,

und so mehrere, wo der Sinn den Abschnitt überläuft.

Von den iambischen Versen.

XVI. Die Art, wie der iambische Vers aus dem ersten Grundrhythmus hergeleitet werden kann, ist folgende.

Da jedes rhythmische Glied einen Theil der unendlichen Zeitreihe ausfüllt, so kann es sich an beiden Enden ausdehnen. Läuft es hinten aus dem Endpunkte, so entsteht die Katalexis; dehnt es sich über den Anfangspunkt aus, oder geht vor dem Anfangspunkt noch etwas voraus, das dem Auftakt in der Musik ähnlich ist, so entsteht die Anakrusis, der Vorschlag.

Ist also in dem Grundrhythmus

! ∪ —

vor dem Anfangspunkt noch ein Vorschlag vorangegangen

⏑ ‖ ⏑ –

oder

– ‖ ⏑ –

so ist dadurch der Rhythmus selbst nicht gestört worden; der Vorschlag liegt außer seinem Bezirk und ist nur vorn darangeschossen. Er ist übrigens, wie die Katalexis, lang und kurz, weil kein Gesetz ihn, als etwas dazugekommenes, nöthiget, lang oder kurz zu seyn. — Wenn man nun den Grundrhythmus mit der Anakrusis

⏑ – ‖ ⏑ –

in zwey gleiche Hälften, in die leidigen Füße, zerschneidet,

⏑ – ‖ ⏑ –

so findet sich, daß die zweite Hälfte einen Jambus bildet und die erste auch einen bilden kann. Man hat deshalb das Ganze eine iambische Reihe von zwey Füßen, eine iambische Dipodie genannt und das Gesetz gestellt, daß die erste Sylbe in der iambischen Dipodie lang, also der erste Fuß ein Spondeus seyn könne, wie in der trochäischen der zweite es war.

1. Die Dipodie, als ein Vers betrachtet, heißt, wie bey den Trochäen, ein Monometer. Ihr Maß

⏑ – ‖ ⏑ –

bekommt oft noch eine Katalexis, die aber Hyperkatalexis heißt, weil sie über das Maß der Dipodie steigt.

⏑ – ‖ ⏑ – ⏑

Ich lobe mir
Mein Dörfchen hier;
Denn schönre Auen,
Als rings umher
Die Augen schauen,
Giebts nirgend mehr ꝛc.

Bürger.

2. Sie rathen nun schon selbst, daß Dimeter entstehen, wenn zwey Dipodien mit einander verbunden werden, deren letzte, wenn sie voll ist, den Vers akatalektisch, ⏑ – ‖ ⏑ – ⏑ – ‖ ⏑ –, wenn sie abgestutzt ist (⏑ – ‖ ⏑), katalektisch, und wenn sie übervoll ist (⏑ – ‖ ⏑ – ⏑), hyperkatalektisch macht. — Doch das sind Namen und dienen weiter nicht zur Sache. Beispiel:

Mühselig ringt die kargen Loose (hypercatal.)
Der Mensch dem harten Himmel ab; (catal.)
Doch leicht erworben aus dem Schooße
Der Götter, fällt das Glück herab.

Schiller.

3. So ist dann auch leicht zu erachten, daß iambische Trimeter solche Verse sind, die aus drey

iambischen Dipodien bestehn, und zwar kata-lektische, wenn die dritte Dipodie nicht vollständig ist, sondern nur (⏑ ˉ) oder (⏑ ˉ ⏑) enthält. Von dieser Art sind nun die gewöhnlichen Jamben, in denen unsere Tragödien geschrieben werden. In der katalektischen Dipodie wird der Jambe rein gehalten.

Ehrwürd'ger Herr, Johanne nennt man mich;
(⏑ ˉ letzte Dipodie)
Ich bin nur eines Hirten niedre Tochter
(⏑ ˉ ⏑ desgl.)
Aus meines Königs Flecken Dom Remi ꝛc.

Doch gehört eine eigne Kunst dazu, in diesen Versen schönen Rhythmus zu gewinnen und besonders die Einförmigkeit zu vermeiden. Das Geheimniß dagegen ist 1) man beachte, wie bey den Trochäen die Cäsur und die Stellen, die keinen Spondeus leiden, so werden die Verse einzeln gut, und 2) man lasse die Reihen, aus denen sie bestehen, nicht eine der andern gleich seyn. — Das bedarf noch einiger Erläuterung: die Rede macht nämlich oft Pausen und Einschnitte, ich meine die ganz gewöhnlichen, welche man durch die Interpunktion unterscheidet. Von einem solchen Einschnitt zum andern kann man eine Reihe des Verses rechnen. Treten nun diese Einschnitte immer am Ende des Verses ein, daß immer mit dem Verse die Reihen auslaufen, so entsteht Einförmigkeit. Wollte jemand anstimmen

Wenn, sinkend in den Schooß der Abendröthe,
Die Sonne ihren Scheideblick entsendet
Und Silberwolken an dem blauen Himmel
Und Blütenregen in den Lüften schweben ꝛc.

er würde schnell einförmig und am Ende zuwider werden. Man sorge daher, daß die Reihen ungleich werden und sich demnach in wechselnden Stellen des Verses endigen. Man zerlege z. B. irgend eine Stelle aus Schiller in ihre Reihen:

Du hassest ihn! —
Nein, nein, du kannst ihn nur nicht lieben —
Doch, wie solltest du ihn hassen!
Man haßt nur den, der den Geliebten uns entriß.
Doch dir ist keiner der Geliebte;
Dein Herz ist ruhig —
Wenn es fühlen könnte —

Hier ist kein Glied, keine Reihe der andern gleich, und doch greift alles in einander, und so schlingt sich der Rhythmus in einer ewigen Kette fort, statt daß er in den vorigen Versen nach jedem Anlauf, wie ein lahmes Uhrwerk, abschnap-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

te. — Ueberlesen Sie noch ein Mal das Gesagte und vergleichen damit einige längere Stellen aus der Eugenie, wo diese Versart fast ganz tadellos und in ihrer größten Vollendung auftritt. —

Die doppelte Katalexis (◡ –́) und (◡ –́ ⏓) macht einen doppelten Ausgang, von denen jener der männliche heißt, weil er kurz und kräftig abbricht, dieser aber, der sich in einer Kürze verliert, der weibliche genannt wird:

Männlich: Beklage mich, beweine mein Geschick! (◡ –́)

Weiblich: Was könnte Dir zu Deinem Glücke mangeln? (◡ –́ ◡)

Man wird finden, daß diese Ausgänge nicht immer auf einerley Art abwechseln. Geschieht es aber doch, so wird der Reim nöthig und es entstehn Strophen oder Stanzen, unter denen Sie die achtzeilige (ottave rime) als die berühmteste kennen: es wechseln drey weibliche mit drey männlichen Endungen in ihr, an die sich dann zwey weibliche, oder männliche anschließen.

Doch es wird Zeit, daß wir zu dem akatalektischen Trimeter, der Trimeter vorzugsweise genannt, der jetzt eine bedeutende Rolle zu spielen anfängt und vielleicht mit der Zeit auf unserer Bühne einheimisch werden wird, übergehen. Schiller hat ihn schon, in der Scene, wo Johanne den Montgomery tödtet und in der Braut von Messina, wo sich der Brudermörder zum Tode bereitet, eingeführt und würde wahrscheinlich noch weiter gegangen seyn, wenn ihn der Tod nicht gehindert hätte. Alle Uebersetzungen Griechischer Trauerspiele, die auf Anerkennung Anspruch machen und — was das Hauptsächlichste ist, die zwey neuesten großen Kunstwerke in der tragischen Poesie, der Polyidos und die Aetolier, sind darin geschrieben. — Er ist der Griechischen Tragödie abgeborgt und muß mit einer ganz besondern Reinheit und Kunst behandelt werden, wenn er gefallen und den Vorwürfen entgehen soll, die man nicht mit Unrecht schlechten Trimetern gemacht hat, die aber nur die gröbste Unwissenheit auf den Trimeter überhaupt ausdehnen kann.

Er besteht aus drey vollkommnen iambischen Dipodien:

⏓ –́ ◡ – | ⏓ –́ ◡ – | ⏓ –́ ◡ – |

Weh mir! was seh ich! dort erscheint die Schreckliche

Aus Brandes Flammen, düster leuchtend, hebt sie sich,
Wie aus der Hölle Rachen ein Gespenst der Nacht.

Schiller.

Erinnert man sich der Regeln, die bis jetzt für die Bildung des Verses aufgestellt worden sind: Beschränkung der Spondeen auf die gehörigen Füße, Anwendung der Cäsur, Verbindung der Dipodien und Bildung abwechselnder Reihen, und sucht sie beym Bau des Trimeters auszuüben; so kann es nicht fehlen, daß er bey einiger Uebung gut gerathen muß. Wir wollen einige Stellen durchgehn und auf ihre Fehler oder Schönheiten aufmerksam machen. Schlegel im Jon:

Her komm ich von Olympus — wonnelichtem Saal.

Schlecht! — Man muß nämlich sorgen, daß vor allen die erste Reihe, mit der der Vers seinen Anlauf nimmt, gut ausgebildet werde, und deshalb wo möglich einen kräftigen Anfang, einen Spondeus habe, als die folgenden:

Wo mich inmitten ewgen Musen Chorgesangs
Fernher umsäuselt Deine Sehnsucht, lieber Sohn.

Im erstern dieser zwey ist die erste Reihe fast unmerkbar; man wird fortgezogen über „wo mich in mitten" zu „ewgen Musen" ohne merkbaren Aufenthalt. Desto schöner ist die erste Reihe des Folgenden „Fernher umsäuselt," die im Spondeus einen schönen Anfang hat und ihren Abschluß sogleich ankündiget. — Aber in dem zuerst genannten Vers ist gar keine erste Reihe sichtbar, man wird taumelnd fortgerissen durch

Her komm ich von Olympus

bis über den „wonnelichtem Saal" hinaus. Dazu kommt, daß „von" eine Kürze ist, die durch ihr Aufhüpfen den Rhythmus aus seinem Takt emporschnellt. — Fängt eine Länge an, wie hier, so versteckt sich hinter sie noch eher eine Kürze. — Hübe der Vers so an:

Her von Olympos —

so wäre „von" maskirt durch die vorangehende Länge, und die erste Reihe träte bestimmt hervor. Man sorge, diese Anfänge von verschiedener Länge und Gehalt einzuführen. Daselbst:

Mit Zevs gemeinsam —
Eh das Gestirn —
Trägt einen Zweyten
Gedenkt mir gastbefreundet —

Ist die erste Reihe so lang, wie hier die letztgenannte, so ist es fast nöthig, daß sie sich im Anfang auf einen Spondeus stütze; besser also

Denkt auch mir gastbefreundet.

Ist so der Anlauf gut genommen, so wird sich der Vers leicht weiter entwickeln. Man hüte sich aber, am Ausgange (⊥ ◡) zu straucheln. Die erste Länge ist hier so heftig, daß, wenn eine Kürze in ihr zu stehn kommt, nothwendig der Rhythmus in die Luft geht, oder die Sylbe widerwärtig lang gezogen werden muß:

Daheim noch an der Savern blühendem Gestad.
Schiller.

Ich überlasse es Ihnen, die sonstigen rhythmischen Fehler dieses Verses aufzusuchen.

Uebrigens hat sich noch niemand die Mühe genommen, diese Verse rein auszuführen. Wohl findet man im Ganzen den Bau glücklich und einzelne Stellen fleckenlos, wie

Die Todten neid' ich, die mit festgeschloßnem Aug,
Still ruhend, nicht mehr schauen diese Jammerwelt
Und in dem kalten, unbewegten Busen nicht
Das Leid empfinden, das die Brust mir herb erfüllt.
Viel Ungemach in ewgem Streit bekämpft der Mensch;
Zahllos auch sind die Leiden, die ihn rings bedrohn.
Der Freuden zählt er wenig, und die köstlichste,
Die Liebe selbst, verwandelt sich in herbes Leid.
Ein Gut allein nur kenn' ich, das uns nie entflieht:
Daß sich der Schmerz den Tod bereitet, der ihn stillt.

aus den Aetoliern S. 143, ein wahres Muster schön gebildeter Rhythmen, wo auch das leiseste Hinhören wenig, oder nichts vermißt; aber ungeachtet hier und in den verwandten Tragödien so viel geleistet ist, stößt man doch bald auf einen Spondeus an unrechtem Ort, bald auf eine verdehnte Kürze und Unebenheiten andrer Art, denen das Deutsche Ohr sich freylich nur nach und nach entwöhnen wird. Die Uebersetzung des Sophokles, die vom Verfasser der genannten Tragödien erwartet wird, wird sich wahrscheinlich auch in dieser Hinsicht als ein vollendetes Kunstwerk einführen, und, indem sie allen metrischen Forderungen genügt, zuerst eine Deutsche Prosodie gründen.

Die künstlichern Versarten, die aus dem ersten Grundrhythmus hervorgehen, die metrischen sammt den Oden-

Odenmaßen, müssen für eine Fortsetzung aufgespart werden, da ihre Kenntniß den zweiten und dritten Grundrhythmus nebst ihrem Gefolge vorausetzt. Nach jener Fortsetzung, wo mit vielen andern Versen der Hexameter austritt und erklärt wird, und nach der Art wie sie behandelt werden, und nach dem Nutzen, der aus jeder Darstellung nicht nur für Rhythmus, sondern auch für die Lesung und die Würdigung der beliebtesten Dichter hervorgeht, die man auf der Toilette und in den Händen jeder gebildeten Dame findet oder finden sollte, darnach und nicht nach diesem etwas trockenen Anfange, der bloß Theorie und größtentheils bekannte Versarten abhandeln mußte, bitte ich diesen Aufsatz zu beurtheilen: man wird ihn dann nicht als ein Allotrium aus diesem Buche verdrängt wünschen, sondern sehr aus der Zeit und für die Zeit und das weibliche Publikum geschrieben finden, dem man die schönsten Dichter ohne alle Anleitung in die Hände giebt, und das man auffordert, an Kunstwerken Gefallen zu finden, ohne ihm die Chiffern und Hieroglyphen daran, die zum Verstandniß gehören, erklärt zu haben und — erklären zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

—rsch.

Gesang-Musik.

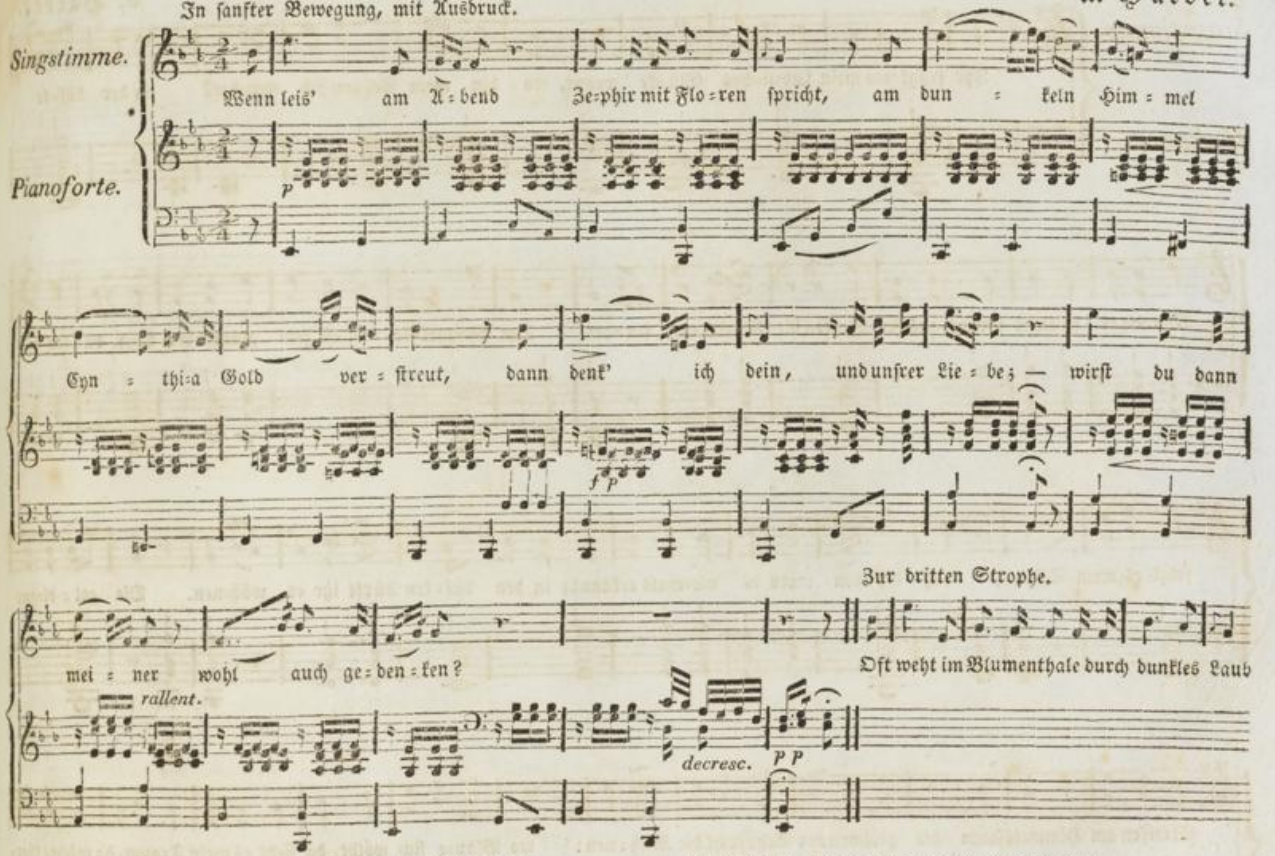
1) Erinnerung, von A. Kuhn, komponirt von A. Harder.
2) Sehnsucht, komponirt von A. Harder (für die Guitarre).
3) An die Geliebte, von L. Th. Kosegarten, komponirt von F. Schneider.
4) Abschied von dem Geliebten, komponirt von F. Schneider.
5) Lied, von Brentano, komponirt von A. Wendt.
6) Lied, von Friedrich Kind, komponirt von G. W. Fink.
7) Die Hoffnung, von Peucer, komponirt von C. F. Ebers.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erinnerung.

A. Harder.

In sanfter Bewegung, mit Ausdruck.



Wenn Morgenwinde flüstern im Ulmenhayn,
Wenn Silberblüthen Cos mit Purpur malt,
Denn denk' ich dein, geliebte Minna! —
Wirst du denn meiner auch wohl gedenken?

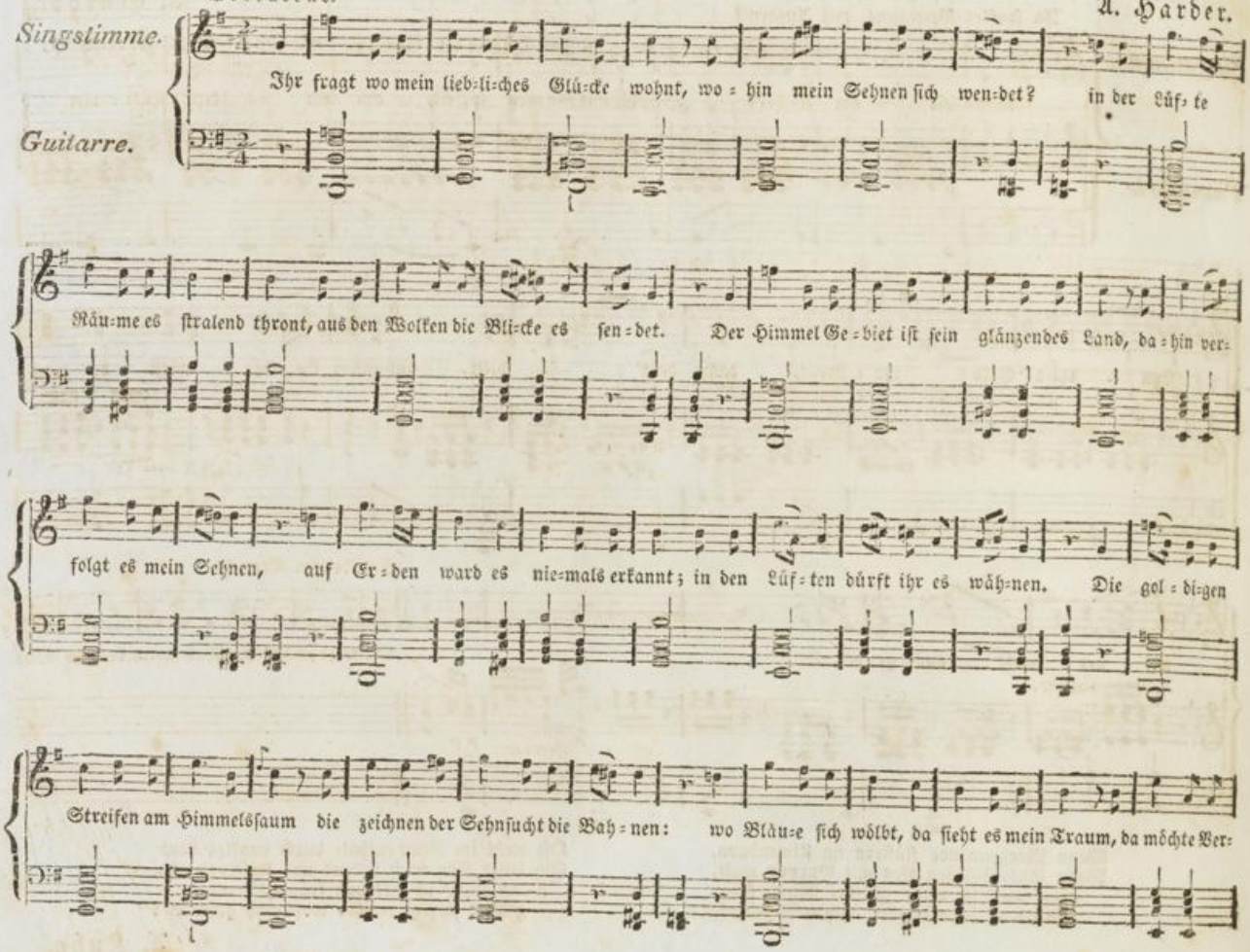
Oft weht im Blumenthale durch dunkles Laub
Ein leiser Ton mich liebend und flüsternd an;
Dann seufz' ich tief und frage zitternd:
„Wird sie jetzt meiner wohl auch gedenken?"

A. Kuhn.

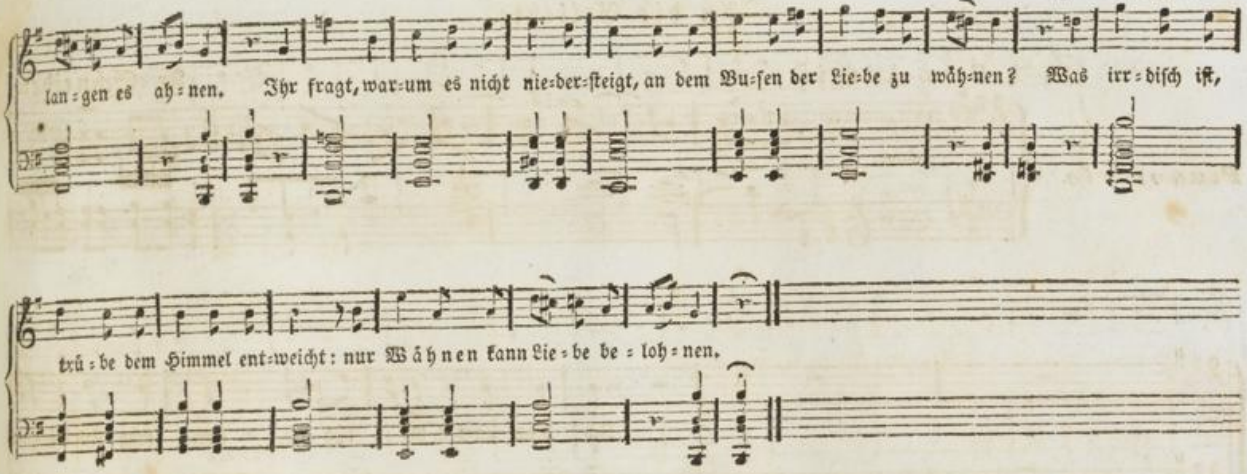
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lied.

Bedeutend. A. Harder.



piu Adagio.



Minna — r.

An die Geliebte.

Poco Adagio. Fr. Schneider.

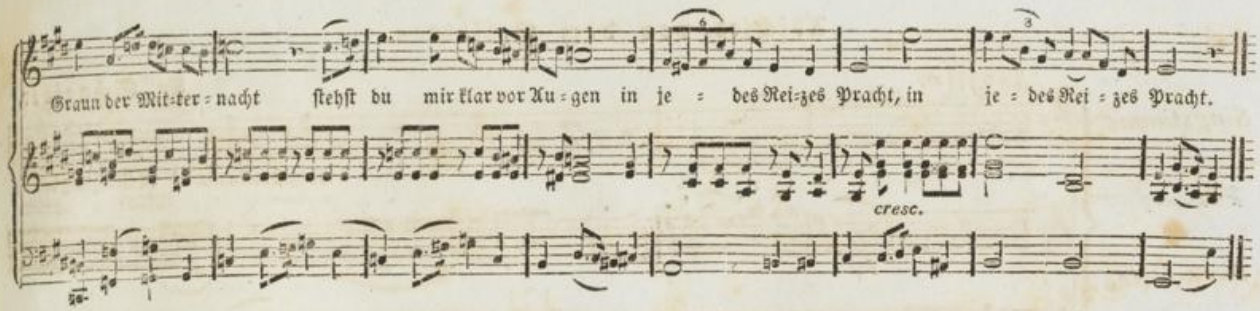
Pianoforte.

dolce.

Ich denk' an dich Ge = lieb = te, vom früh = sten Dämmer=

strahl, bis Kron' und Ley=er fun=keln am ew = gen Himmels=saal. Im leich = ten Mit=tags=glan = ze im

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Mir winkt das Lied des Dichters,
Mich lockt des Denkers Buch,
Süß klingt des Sängers Harfe,
Und ernst des Weisen Spruch.
Umsonst! hinweggezogen,
Folgt der entrückte Geist
Dem Strom, der ihn magnetisch
In seine Wirbel reißt.

Wenn Nachts aus halben Schimmer,
Der Sehnsucht Sturm mich weckt;
Wenn mich der Schlag der Wachtel
Aus süßen Träumen weckt,
Breit ich den Arm und drücke
Dich weinend an mein Herz;
Der Wahn zerrinnt, und einsam
Bin ich mit meinem Schmerz.

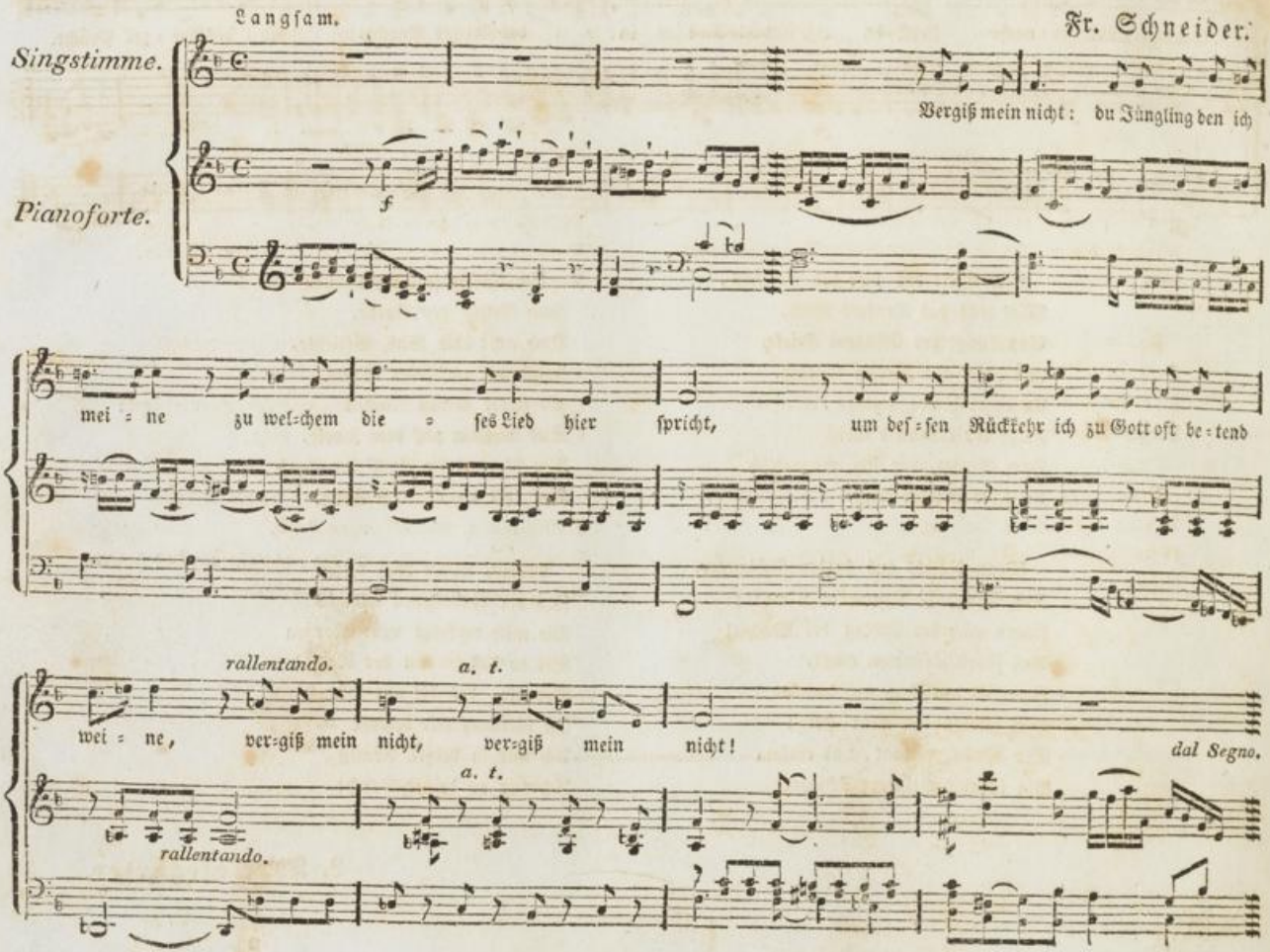
Ich flüchte sehnsuchts=müde
Zum Busen der Natur.
Doch ach! dein Bild, Geliebte,
Folgt mir auf jeder Spur.
Es flötet deinen Namen
Das Vöglein auf dem Zweig,
Ihn schwirrt die Grill' im Grase,
Ihn ruft die Unk' im Teich.

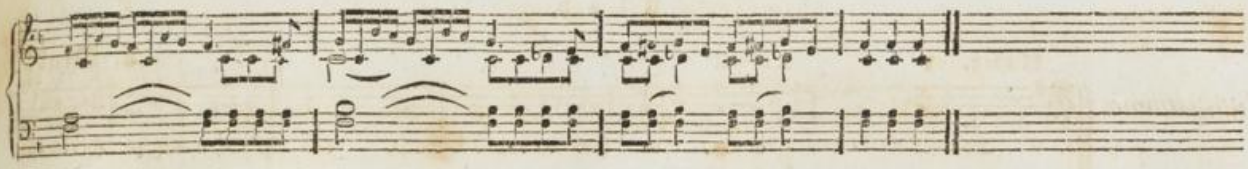
Wohin, wohin mich retten
Vor der verborgnen Macht?
Die mich verfolgt vom Morgen
Bis in das Graun der Nacht!
Bey dir, bey dir nur Traute,
Ist Rettung mir bewußt —
Ach nur in deinen Armen,
Ach nur an deiner Brust!

L. Th. Kosegarten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Abschied von dem Geliebten.





Vergiß mein nicht, wenn dir im Jubelkreise
Ein Mädchen Freudenkränze flicht,
O dann, dann lisple dir ins Ohr mein Schutzgeist leise:
Vergiß mein nicht! vergiß mein nicht!

Und wenn vielleicht mit nie gefühlten Triebe
Dein Herz für eine andre spricht;
O dann beschwör ich dich bey meiner reinen Liebe:
Vergiß mein nicht! vergiß mein nicht!

Vergiß mein nicht, und wenn das Schicksal wollte,
Daß ich von deinem Angesicht
O Freund, auf immer fern die Zeit durchleben sollte,
Vergiß mein nicht! vergiß mein nicht!

Und wenn der Tod vielleicht in früher Stunde,
Mein Lebensstundenglas zerbricht,
Dann sey der letzte Hauch aus meinem Munde:
Vergiß mein nicht! vergiß mein nicht!

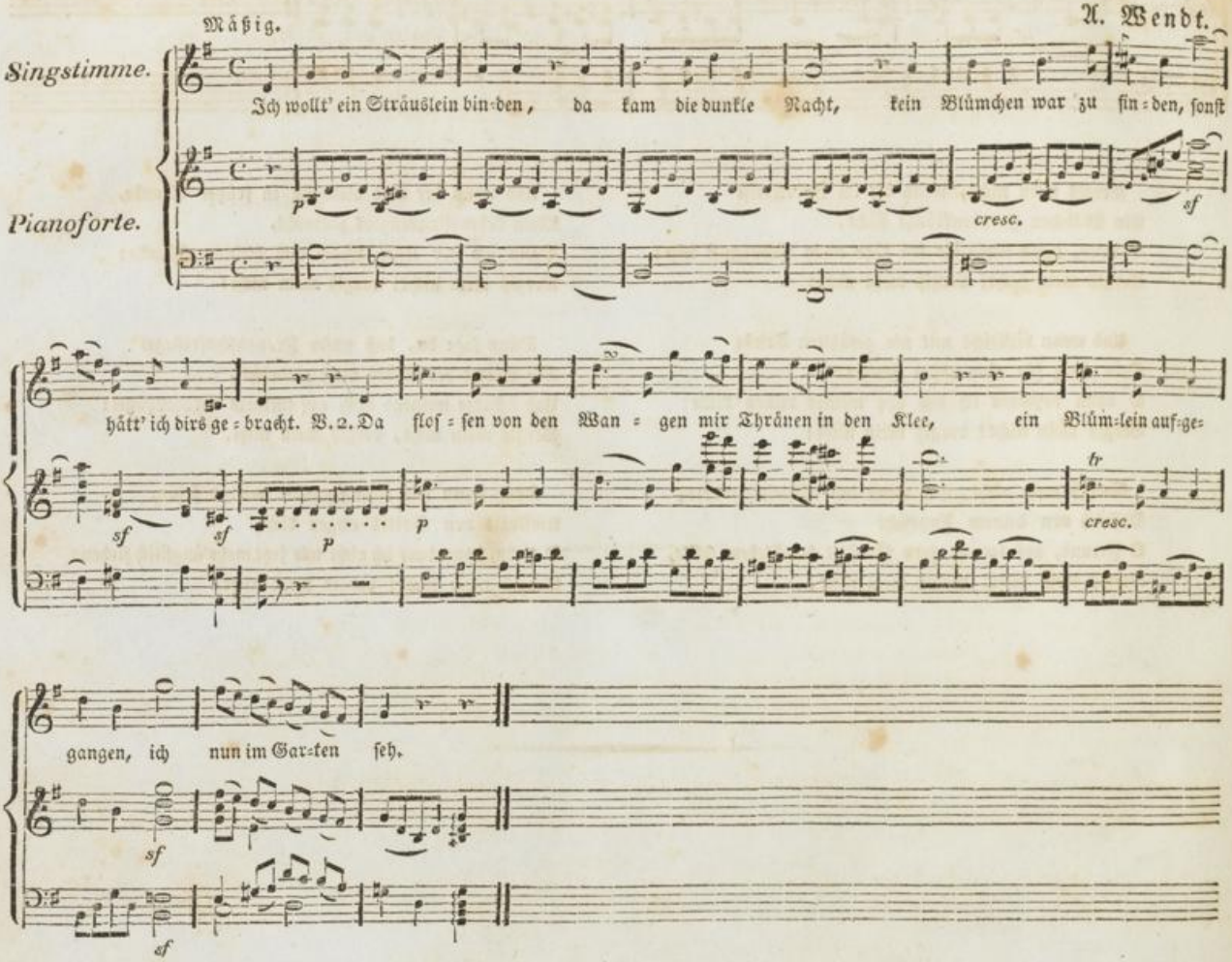
Dann sage du, daß unser Freundschaftssiegel
Die Macht des Todes nicht zerbricht,
Und pflanze weinend noch auf meinem Grabeshügel:
Vergiß mein nicht, vergiß mein nicht.

Doch wenn wir einst einander wieder sehen,
Umstralt von Gottes ewgen Licht,
O dann, dann darf ich nicht wie jetzt mehr ängstlich flehen:
Vergiß mein nicht! vergiß mein nicht!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lied.

A. Wendt.


Mäßig.
Singstimme.
Pianoforte.
Ich wollt' ein Sträuslein bin=den, da kam die dunkle Nacht, kein Blümchen war zu fin=den, sonst
cresc.
hätt' ich dirs ge=bracht. V. 2. Da flos=sen von den Wan=gen mir Thränen in den Klee, ein Blüm=lein auf=ge=
cresc.
gangen, ich nun im Gar=ten seh.

Das wollte ich dir brechen
Wohl in dem dunkeln Klee,
Da fieng es an zu sprechen:
„Ach thue mir nicht weh!“

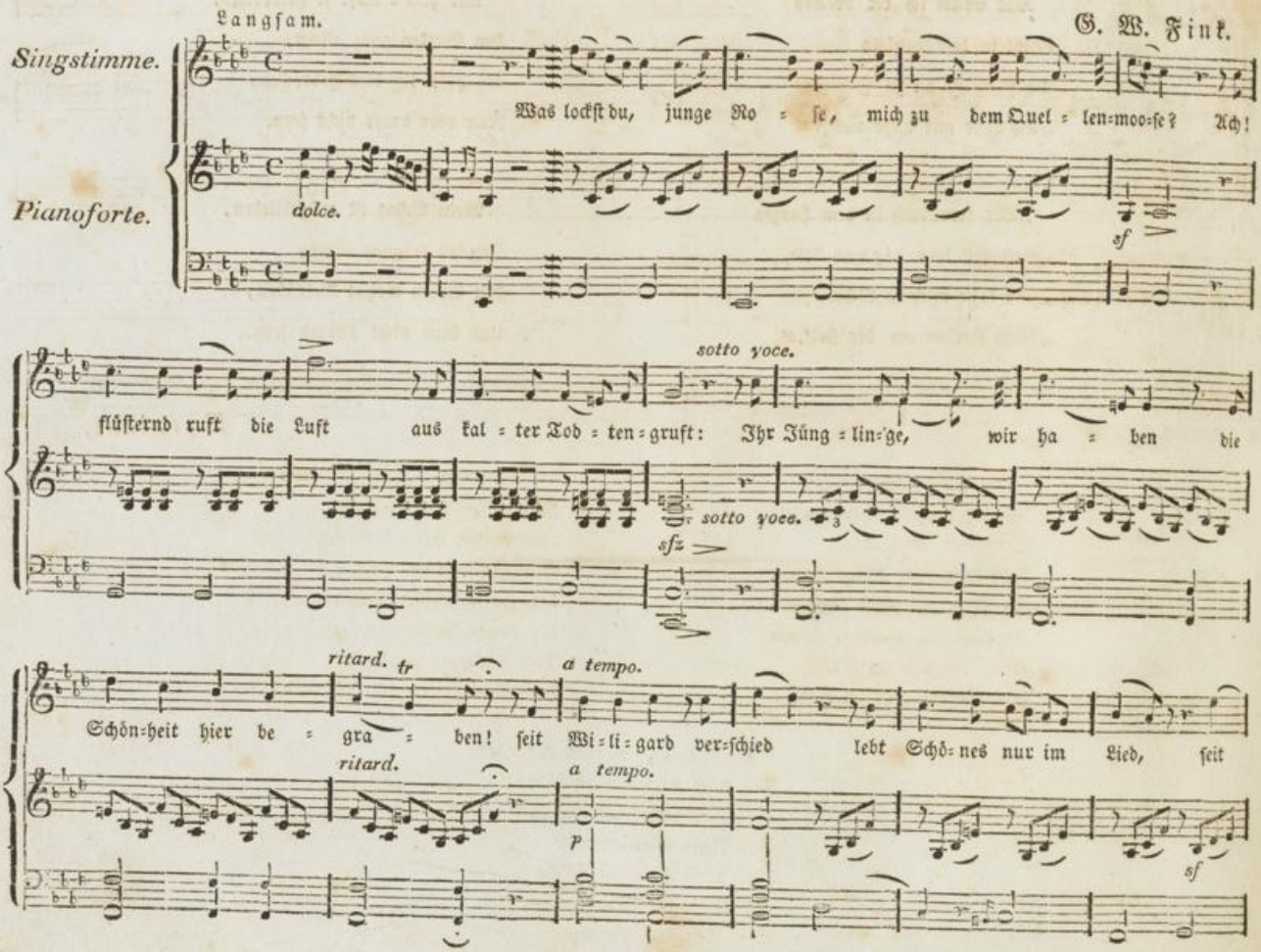
„Sey freundlich in dem Herzen
„Betracht' dein eignes Leid,
„Und lasse mich in Schmerzen
„Nicht sterben vor der Zeit.“

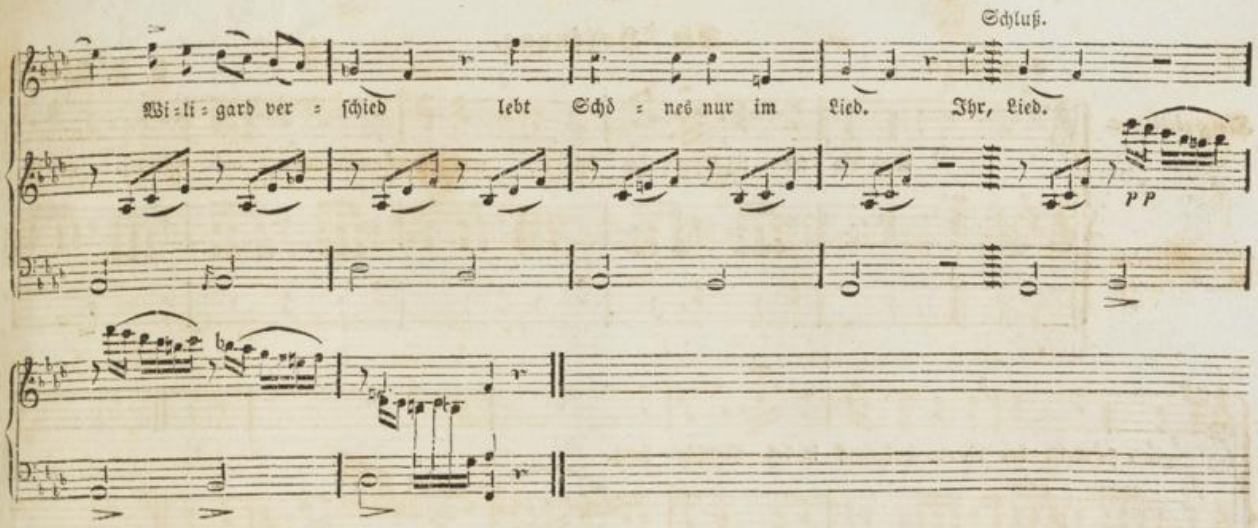
Und hätt's nicht so gesprochen,
Im Garten ganz allein,
So hätt' ich dirs gebrochen,
Nun aber darfs nicht seyn.

Mein Schatz ist ausgeblieben,
Ich bin so ganz allein,
Im Lieben wohnt Betrüben,
Und kann nicht anders seyn.

Brentano.

Lied.


Langsam.
G. W. Fink.
Singstimme.
Pianoforte.
Was lockst du, junge Ro = se, mich zu dem Quel = len=moos=se? Ach!
dolce.
sf
sotto voce.
flüsternd ruft die Luft aus kal = ter Tod = ten=gruft: Ihr Jüng = lin=ge, wir ha = ben die
sotto voce.
sfz
ritard.
tr
a tempo.
Schön=heit hier be = gra = ben! seit Wi = li = gard ver=schied lebt Schö=nes nur im Lied, seit
ritard.
a tempo.
p
sf



Ihr süßen Nachtigallen
Zu euch darf ich nicht wallen,
Denn euer Silberton
Spricht meiner Klage Hohn;
Ich könnt' in jenen Buchen
Ja nicht die Schönste suchen:
Seit Wiligard verschied
Lebt Schönes nur im Lied.

Was blinkt aus hoher Ferne
Ihr sanfte Liebessterne?
Ihr täuscht mit euerm Licht
Dieß matte Auge nicht.
Ich seh' in euerm Schimmer
Ja meine Holde nimmer:
Seit Wiligard verschied
Lebt Schönes nur im Lied.

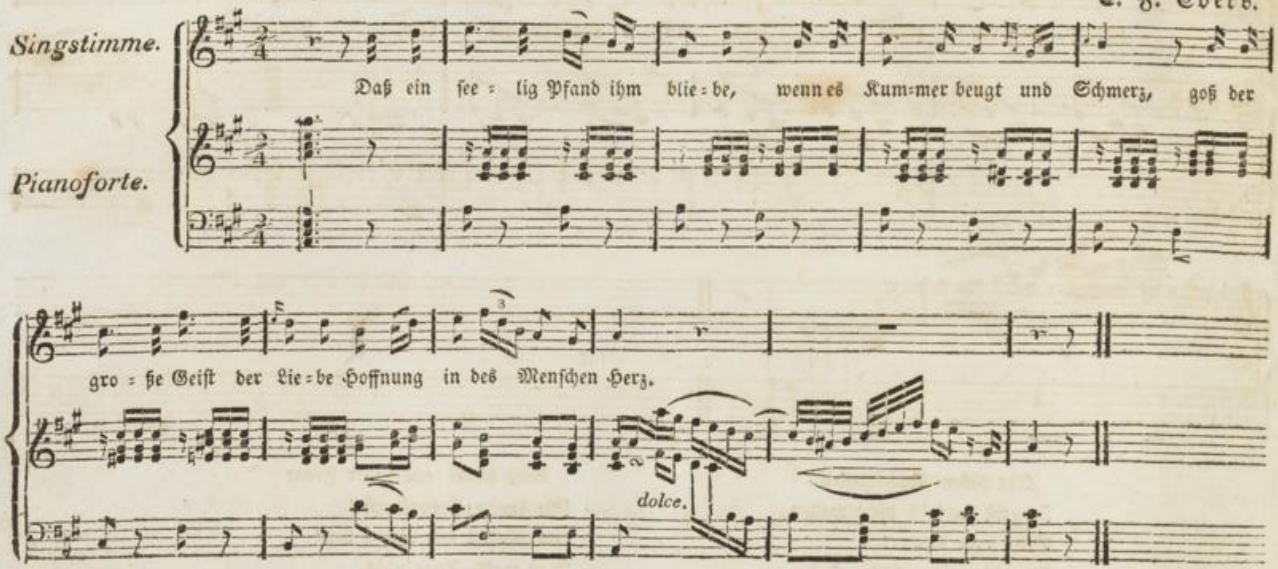
Ob Lenz und Winter schwinden
Du wirst sie nirgends finden;
Horch flüsternd ruft die Luft
Aus kalter Todtengruft:
Ihr Jünglinge, wir haben
Die Schönheit hier begraben;
Seit Wiligard verschied
Lebt Schönes nur im Lied.

Fr. Kind.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Hoffnung.

Gemäßigt. C. F. Ebers.



Jenes Licht, das nie uns schwindet,
Das den öden Pfad erhellt,
Ist von Himmelsglut entzündet,
Morgenroth der bessern Welt.

Wenn am Grab im dumpfen Harme
Sehnsuchtskranke Liebe weilt,
Reicht die Hoffnung ihr die Arme,
Und die wunde Brust verheilt.

Tief in unser Seyn verschlungen
Ist die Geberin der Ruh;
Wer im Kampf sich matt gerungen
Eilt dem Kelch der Labung zu.

Wenn sich auch der süße Glaube
Einen Augenblick verlor:
Bald verjüngt aus seinem Staube
Steigt der Phönix neu empor.

Peucer.

Anmerkung, das zweyte Lied S. 2. betreffend. Man verändere den Baß=Schlüssel in dem Guitarren=System, in den Violin=Schlüssel mit dem vorgezeichneten Fis. Ferner lese man S. 3. in der ersten Zeile wohnen statt wähnen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

V.

Weibliche Kunstbeschäftigungen.

---

1. Allgemeine Bemerkungen über die Art, Blumen vor Fenstern zu ziehen.
2. Strickerey.
3. Stickerey.
4. Künstliche Näharbeiten.
5. Anweisung, Agrements oder Besetzungen auf Kleider aus freier Hand zu verfertigen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Allgemeine Bemerkungen
über die Art,
Blumen vor Fenstern zu ziehen.

Das Vergnügen, eine Anzahl schön blühender Pflanzen in seinem Zimmer und vor seinen Fenstern zu haben, ist desto größer, je mehr man meistens in großen Städten des bequemen Genusses der Gärten entbehren muß.

Manche Damen haben eine bewundernswürdige Geschicklichkeit, diese ihre Lieblinge zu der schönsten Flor zu nöthigen; mit andern gelingt es wieder durchaus nicht. Sie sind gezwungen, von Zeit zu Zeit die ausgegangenen Zierden ihrer Fenster mit neuen zu ersetzen, und genießen nie der Freude, durch eigene Sorgfalt diese Pflanzen zu erhalten, durchzuwintern oder gar zu vermehren.

Diese werden besonders wünschen, eine deutliche und kurze Anleitung zu bekommen, wie auf die bequemste Art die Fensterblumen gezogen werden. Um eine solche zu geben, muß man alle Bedingungen des Wachsthums und der Blüthe der Pflanzen durchgehen und sie auf die Fensterblumen anwenden.

1. Am meisten kommt es auf gehörige Temperatur der Luft an. Unsere Zimmerluft ist, besonders im Winter, gewöhnlich zu warm für die meisten Pflanzen, die wir an den Fenstern ziehen. Wir finden nämlich die Wärme nur dann behaglich, wenn sie 66—70° Fahr. ist. In unsern Gewachshäusern aber, wo dieselben Pflanzen so kräftig wachsen, darf die Temperatur nie über 36—44 Fahr. seyn. Wenn wir also Gewächse, die zu ihrem regelmäßigen Wachsthum

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einer geringern Wärme bedürfen, in eine viel größere bringen, so ist eine nothwendige Folge davon, daß sie sich übertreiben, üppig wachsen, kränklich werden und endlich ausgehen.

Aber, wird man sagen, wie ist es mit den Treibhauspflanzen, die offenbar einer stärkern Wärme bedürfen, warum können wir diese nicht in unsern fast eben so warmen Zimmern ziehen? . . Man würde es können, wenn die Temperatur unserer Wohnzimmer sich immer gleich bliebe, wie die Wärme im Treibhause. Aber wird nicht des Nachts die Luft in unsern Wohnzimmern, weil nicht geheizt wird, oft um 20 und 30° Fahr. kälter? Darf dieß jemals im Treibhause der Fall seyn? Dazu kommt, daß Treibhauspflanzen mehrentheils auch von unten Wärme verlangen, und entweder in der Lohe oder auf Dünger stehn müssen. Diese kann man ihnen nun in Zimmern nicht geben. Endlich ist die Treibhauswärme überall gleich vertheilt, weil die Heitzkanäle sie gleichmäßig vertheilen. Unsere Stubenöfen sind aber nicht im Stande, diese gleichmäßige Wärme so zu erhalten.

Treibhauspflanzen also im Winter zu ziehen, oder sie in Zimmern nur zu durchwintern, darauf muß man gewöhnlich Verzicht thun. Etwas anderes ist es, wenn man sie im Sommer vor die Fenster eines der Morgensonne ausgesetzten Zimmers stellt, und sie im Winter ins Treibhaus schickt. Auf diese Art kann man die zärtlichsten Gewächse einen großen Theil des Jahres hindurch um sich haben.

Die gewöhnlichen Zierpflanzen vor den Fenstern werden also solche seyn, die keiner beträchtlichen Wärme bedürfen, sondern nur vor dem Froste geschützt werden müssen: Pflanzen vom Kap, aus dem südlichen Europa, aus dem nördlichen China und aus Nordamerika.

Damit diese aber von der wechselnden Zimmerwärme nicht leiden, und damit ihnen auch die Ausdünstungen vieler Menschen und der Staub in Zimmern nicht schade, muß man sie den größten Theil des Winters hindurch in Vorzimmern, oder in ungeheitzten und doch temperirten Schlafkammern stehn haben, wo sie aber hinreichend reine Luft und Licht genießen müssen.

Eine besonders gute Einrichtung ist es, wenn man doppelte Fenster hat, in deren Zwischenräume man die Pflanzen stellen kann. Vor den Wechsel der Zimmerwärme, wie vor dem Staube und der oft verdorbenen Luft der Wohnstuben geschützt, genießen die Gewächse hier einer gemäßigten Temperatur, sind zwischen zwey Fenstern den belebenden Wirkungen der Sonnenstrahlen mehr ausgesetzt, und dürfen nur dann in das Zimmer genommen werden, wenn Nachtfröste

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

so stark sind, daß sie durch die äußern Fenster herein zu dringen drohen.

So bald im Frühlinge helle, frostfreye Tage kommen, öffnet man nicht allein die äußern Fenster, sondern stellt auch die Gewächse hinaus auf ein Gestell, damit sie der freyen wohlthätigen Luft und des vollen Einflusses der Sonnenstrahlen sich erfreuen.

2. Reine Luft ist ein Haupterforderniß zum Wachsthum und Gedeihen der Pflanzen. Nur unvollkommene Gewächse, Pilze und Flechten, lieben verdorbene Luft. Den Lesern der Gartenzeitung ist bekannt, wie trefflich der jüngere Sauffure durch zahlreiche Versuche bewiesen hat, daß die Einsaugung der reinsten Lebensluft ein Hauptgeschäft gesunder Pflanzen ist. (Gartenz. Bd. 2. S. 273 f.)

Ueberdieß war es längst bekannt, wie nothwendig ein freyer Luftzug für das Wachsthum der Pflanzen ist. Nicht besser kann man das Ansetzen der Blüthen und Früchte befördern, als wenn man recht viel reine freye Luft den Bäumen gewährt. Das wissen wir aus der Obsttreiberey, wie aus der ganzen Treibhauswirthschaft zur Genüge.

Nun wird zwar eine jede verständige Hausfrau die Reinheit der Luft in ihren Zimmern zu erhalten suchen, weil sie weiß, wie vortheilhaft dieß auch für die Gesundheit des Menschen ist. In guten Häusern werden wenigstens ein Mal täglich, auch im Winter, die Fenster geöffnet, um das Zimmer von Dünsten zu reinigen, und sich das erquickende Gefühl einer bessern Atmosphäre zu verschaffen.

Aber für die Pflanzen ist dieß kaum hinreichend. Sie wollen noch öfter freye Luft, und wollen sie selbst bey einer Temperatur, die uns zu kühl ist, als daß wir bey offenen Fenstern sitzen sollten. Dieß ist wohl ein Hauptgrund, warum in manchen Zimmern die Fensterblumen gar nicht gedeihen. Die Bewohner derselben sind nämlich zu zärtlich und zu wenig Freunde der freyen Luft, als daß sie täglich sich dieselbe zu verschaffen suchen sollten. Daher müssen auch ihre Pflanzen derselben entbehren. Diese kommen also selten zur Blüthe, kränkeln und gehen endlich aus.

Wie oft sieht man Pflanzen in Gewächshäusern oder in Sommerkasten gar vortrefflich blühen! Liebhaberinnen kaufen sie von den Gärtnern, stellen sie vor ihre Fenster, und wundern sich nicht wenig, wenn nach einiger Zeit das Gewächs anfängt zu kränkeln und selbst die Blüthen, die schon in der Knospe standen, zurück treten. Der Grund ist kein anderer, als weil die Damen keine solchen Freundinnen der reinen freyen Luft sind, wie die Pflanzen.

3. Wenn die Pflanzen die Luftstoffe gehörig einsaugen sollen, so müssen die einsaugenden Mündun-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gen, die sie besonders auf der Unterfläche der Blätter haben, geöffnet seyn. Diese sind des Morgens am offensten, und die saftigen Pflanzen nehmen vermittelst derselben die meiste Nahrung in sich. Unser Hauslauch, Mauerpfeffer, die Aloen und Stapelien ernähren sich fast gar nicht durch die Wurzel, bedürfen daher auch keiner Bewässerung, sondern saugen alle Nahrung aus der Luft durch die Blätter ein.

In unsern Wohnzimmern wird nun diese Einsaugung durch das Bestäuben der Blätter verhindert. Man muß also alle Sorgfalt anwenden, besonders wo Steinkohlen gebrannt werden, die Pflanzen vor diesem Staube zu schützen. Sollten sie ja bestäubt werden, so müssen sie gewaschen und mit einem naß gemachten weichen Pinsel gereinigt werden. Am besten ist es, wenn man sie während eines warmen Regens außen vor die Fenster stellen kann, wo der Regen in kurzem den Staub abspült.

Im Sommer hat der Staub in den Zimmern keinen nachtheiligen Einfluß auf die Pflanzen, weil diese alsdann gewöhnlich hinaus gestellt werden.

4. Ohne Licht gedeihen nur unvollkommene Pflanzen, Pilze, Flechten und dergleichen. Licht und Sonne sind für die allermeisten Gewächse so unentbehrliche Erfordernisse zum Gedeihen, daß ihnen eher etwas an der Nahrung abgehen kann, als daß sie des Lichts entbehren könnten.

Daraus folgt, daß die Zimmer, worin man Pflanzen ziehen will, große helle Fenster haben und wo möglich gegen Mittag liegen müssen. Noch besser ist es, wenn die Fenster nach Südosten gehen, so daß die Strahlen der Morgensonne bis zu Mittag darauf fallen; denn dieß ist das erquickendste Licht, welches die Pflanzen genießen können. Dagegen bekommt die Abendsonne selten den Gewächsen, wegen des einfachen Grundes, weil sie zu lange, die ganze Nacht und einen großen Theil des Tages hindurch, der Sonnenstrahlen haben entbehren müssen.

Aber das Sonnenlicht kann auch zu stark für besonders junge Pflanzen werden. Dieß sieht man daran, wenn sie ihre Blätter und Triebe hängen lassen und bleich werden. In diesem Falle thut man sehr wohl, sie aus den Fenstern weg zu setzen, oder die Markisen herunter zu lassen.

Ich sah nie schönere Blumen in Zimmern, als bey einer Dame, deren Wohnzimmer das größte ist, das ich jemals sah; denn ich speisete dort in einer Gesellschaft von 65 Personen, und es war noch immer Raum genug übrig. Die Gesellschaft tanzte nach Tische, und die ältern Herren und Damen setzten sich an die Spieltische, wo man durchaus nichts von Gedränge bemerkte. Dieses Zimmer hat nach Nordwest und Südost große Fenster. Die Bewohnerin ließ

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

abwechselnd ihre Blumen des Morgens an die Sonnenfenster, und gegen Mittag, wo die Strahlen am stärksten wurden, in die gegenüber stehenden Fenster nach Nordwesten tragen. Da sie dieses Zimmer mit ihrer Gesellschafterin ganz allein bewohnt, so kann man denken, wie rein die Luft immer sey, welche die Pflanzen athmen.

5. Die meisten Pflanzen ziehn ihre Nahrung aus der Erde. Auf diese muß man bey Topfpflanzen desto mehr Sorgfalt verwenden, je eingeschränkter der Raum ist, worin sich die Wurzeln ausbreiten können, und je weniger Zufluß von außen Statt findet.

Die Erde für die meisten Topfpflanzen muß substantiell seyn, d. h. sie muß einen hinreichenden Vorrath von Nahrungsstoffen enthalten; sie muß aber zugleich locker seyn, um sowohl den Wurzeln gehörige Ausbreitung, als auch dem Wasser Abfluß zu verstatten.

Eine solche Erde liefert uns das verwesete Baumlaub, mit etwas Kuhdünger und Sand vermischt. Oder man läßt an den Stellen, wo Heidekraut wächst, die Erde ausgraben, und füllt damit die Töpfe. Selten wird man für Topfpflanzen eine andere Mischung nöthig haben.

Die Erde in den Töpfen verliert, wenn die Pflanze besonders üppig wächst, in einiger Zeit ihre Fruchtbarkeit, die ihr durch das bloße Begießen nicht wieder ersetzt wird. Man muß sie also wieder auffrischen. Dieß geschieht nach vollendeter Blüthe am besten, weil sie während der Blüthe und des stärksten Wachsthums leicht durch Verletzung der Wurzeln beschädigt wird. Dann ist es auch Zeit, den Wurzelstock zu zertheilen, wenn er etwa zu stark für den Topf geworden seyn sollte.

Will man die Pflanze versetzen, so muß sie vorher einige Tage nicht begossen worden seyn. Man kehrt dann den Topf um, indem man mit der linken Hand die Erde um die Pflanze her fest hält, und stößt den Rand des Topfes auf eine Fenster- oder Tischecke, oder auf einen Stock. Dann läßt der Topf den ganzen Erdballen fahren: oder gelingt das nicht, so stößt man ein langes Messer an dem Rande des Topfes senkrecht hinunter und fährt damit im Kreise herum, bis sich der Ballen los giebt. Sollte auch dieß noch nicht hinreichend seyn, so müßte der Topf zerschlagen werden.

Ist der Erdballen, wie es fast nothwendig ist, trocken, so beschneidet man die Wurzelenden rings umher, und nimmt auch wohl ein paar Finger breit die äußere Fläche des Ballens ganz weg. Noch mehr nimmt man weg, wenn die Erde gar zu sehr ausgezehrt erscheint: in diesem Falle läßt man nur einen kleinen Klumpen an der Hauptwurzel sitzen, füllt dar-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf einen andern größern Topf mit frischer Erde, indem man erst die Abzugslöcher mit einigen Scherbchen zum Theil verschließt, dann ein paar Zoll hoch Erde locker darauf schüttet und nun die ganze Pflanze darauf stellt. Hierauf wird die übrige Erde rings umher angeschüttet, während man die Pflanze sanft auf und nieder zieht, damit sich die Wurzeln gehörig ausbreiten. Ist der Topf bis an den Rand voll, und steht die Pflanze so tief in der Erde, wie vorher, so stellt man sie in den Schatten, ohne sie sogleich zu begießen. Dieß kann erst am folgenden Tage geschehen. Nach drey oder vier Tagen giebt man dem Blumentopf wieder seinen gewöhnlichen sonnigen Standort.

Auf die Größe der Töpfe kommt viel an. Sind sie zu groß, so hat die Pflanze zu viel Nahrung, treibt nur Blatter, kommt aber selten zur Blüthe. Nimmt man einen zu kleinen Topf, so kann sich die Wurzel nicht gehörig ausbreiten und es gebricht ihr an Nahrung. Auch nach dem Alter der Pflanzen muß man sich bey der Auswahl der Töpfe richten. Je jünger das Gewächs, desto kleiner muß der Topf seyn; je älter, desto größer.

6. Bisweilen werden die Töpfe von der Sonne zu stark erhitzt, und die Wurzeln leiden dabei. Um dieß zu verhindern, bewickelt man den Topf mit Moos, oder man schützt ihn auf oben bemerkte Art vor der zu starken Sonnenhitze. Auch trägt zur Abkühlung der Wurzeln viel bey, wenn man auf den Boden des Topfes kleine Kieselsteine legt, welches bey den Eriken selbst nothwendig ist.

7. Das Begießen ist ein Hauptpunkt bey der Kultur der Zimmerpflanzen. Das Wasser führt den Wurzeln die Nahrungsstoffe aus der Erde zu, und ohne Bewässerung gedeihen also die wenigsten Pflanzen.

Aber die mehresten Liebhaber versehen es durch das zu häufige und zu starke Begießen.

Hält man die Pflanzen in verschlossenen Zimmern, so verdunsten sie an sich schon weniger, und dürfen also nicht so reichlich begossen werden, als wenn sie im Freien stehen.

Hat eine Pflanze abgeblüht, so darf sie nur wenig oder gar nicht begossen werden, weil nun der Trieb nicht mehr nach oben geht. Daher ist auch im Winter das Begießen nur selten nöthig. Weit stärker muß sie bewässert werden, wenn sie in vollem Triebe steht und in die Blüthe schießt.

So bald die Erde des Topfes bis auf einige Zoll trocken ist, so muß man begießen. Aber nicht bloß, wenn die Oberfläche staubig aussieht. Denn oft ist alsdann die größte Nässe um die Wurzeln her. Die

unfrucht-

unfruchtbare Erde hat es in der Art, leicht an der Oberfläche trocken zu werden. Gute, fruchtbare Erde thut das nicht so leicht.

Man kann, daß die Erde ganz ausgetrocknet ist, theils an dem Klange merken, den der Topf von sich giebt, wenn man mit dem Knöchel des Fingers daran pocht. Dieser Klang ist viel heller, als wenn die Erde feucht ist. Theils fangen die Blätter der Pflanzen an zu sinken, richten sich aber bald auf, nachdem etwas zugegossen worden.

Läuft das Wasser zu schnell durch die Abzugslöcher wieder fort, so liegt die Schuld meistens an der mangelnden Einsaugungskraft der Wurzeln, und die Pflanze fängt dann gewöhnlich an abzusterben. Oder die Abzugslöcher sind zu groß und offen: man muß sie also entweder mit Scherbchen bedecken, oder man stellt den Blumentopf in einen Untersetznapf. Dieß ist auch um der Reinlichkeit willen zu empfehlen, und man hat alsdann nur nöthig, das Wasser in den Untersatz zu gießen, wo es sich von selbst durch die Abzugslöcher einsaugt und den Wurzeln mittheilt.

Auf die Beschaffenheit des Wassers kommt viel an. Brunnenwasser enthält selten so viel Kohlensäure als die Pflanzen bedürfen. Viel besser ist Flußwasser, oder wenigstens solches, was lange an der Luft gestanden hat. Niemals aber rathe ich, zum Begießen der Topfpflanzen irgend ein fettes, reitzendes mit Gauche oder Dünger überladenes Wasser zu nehmen, weil durch diese überflüssige Nahrung die Kräfte der Pflanze erschöpft werden.

Noch bemerke ich, daß die Tageszeit zum Begießen auch verschieden ist. Im Sommer thut man wohl, nur des Abends zu begießen, weil sonst die Verdünstung zu schnell erfolgt, und die Oberfläche der Erde leicht trocken und rissig wird, zumal, wenn sie viel bindende Theile enthält. Im Winter, wo, wie gesagt, überhaupt nur selten begossen werden darf, geschieht dieß am besten in den Morgenstunden, damit die Nachtkälte den nassen Wurzeln nicht schade.

Beym Begießen nimmt man sich in Acht, nicht unmittelbar das Wasser an den Stamm oder Wurzelstock zu schütten, sondern man macht rings umher in der Erde des Topfes eine Rinne, in die das Wasser langsam und nach und nach gegossen wird.

So bald die Erde eine Rinde bekommt, muß nicht eher begossen werden, als bis jene mit einem hölzernen Spatel aufgelockert ist. Dieß Auflockern ist im Winter eben so nöthig als im Sommer, und man thut wohl, dabey die Erde an den Stamm anzuhäufen, damit das Wasser mehr nach dem Rande zu fließe.

Es giebt mehrere unvollkommene Gewächse, die sich auf der Erde unserer Blumentöpfe einfinden, und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mehr oder weniger schädlich sind. Laubmoose (Funaria hygrometrica; Gymnostomum truncatum; Barbula unguiculata) sind weniger nachtheilig, wenn sie sich nicht zu sehr ausbreiten. Ein Lebermoos (Marchantia polymorpha) zeigt gewöhnlich sehr fette Erde an, und findet sich da ein, wo die Töpfe zu viel Schatten haben. Es wächset am Ende so stark, daß es die Pflanze ganz unterdrückt. Eine Conferve (C. velutina) und ein Byssus (Dematium ollare) zeigen sich auf guter Erde, wenn sie zu feucht gehalten wird. Aber am schlimmsten ist der Anflug einer Flechte von weißgelblicher Farbe, die nie zur Vollkommenheit kommt, aber, wo sie sich zeigt, mehrentheils Abnahme des Wachsthums der Pflanzen und Magerkeit der Erde anzeigt. Ich glaube, es ist der Anflug der Parmelia lentigera Achar.

Erklärung der abgebildeten Blumen.

Tab. 7.

Fig. 1. Lachenalia tricolor.

Eine der zierlichsten Formen und eine der frühesten Blumen in unsern Gewächshäusern liefert die Pflanze, womit wir unsere dießjährige Ausstellung anfangen.

Die hängende Glockenform, noch mehr aber der angenehme Wechsel des orangefarbenen Bodens, der hellgelben Mitte der Blume und der dunkelrothen Säume der innern Kronenblätter, dann auch der Abstich dieser hellen Farben gegen das glänzende dunkle Grün der gewöhnlich gefleckten Blätter, zeichnen sie aus.

Leserinnen, die das System kennen, werden sehen, daß die Pflanze zur sechsten Linne'schen Klasse gehört. Sie werden den Gattungscharakter der Lachenalia in der größern Länge der innern Blumenblätter und in der dreigeflügelten Samenkapsel finden. Unter den 25 Arten dieser Gattung ist unsere eine der schönsten, und, unterscheidet sich von andern Arten durch die spitzigen Deckblättchen an den Blumenstielen, und durch die ausgerandete Beschaffenheit der innern längern Blumenblätter.

Die meisten Lachenalien wachsen am Vorgebirge der guten Hoffnung, wo die Abhänge des Tafelberges, die schönen Hügel der 24 Flüsse und das Riet-Valley durch sie geschmückt werden.

Die Art, diese Pflanze in Zimmern zu ziehn, ist ziemlich leicht. Ich setze voraus, daß man entweder nicht zu warme Zimmer liebt, oder daß man Gelegen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

heit hat, seine Blumentöpfe zwischen zwey Fenster zu stellen. Ist dieß der Fall, so läßt man nach dem Verblühen die Pflanze ganz trocken stehen, bis die Blätter gelb werden, nimmt alsdann die Zwiebeln heraus, und verwahrt sie in trocknem feinen Sande, bis die Zeit kommt, wo man sie einsetzen will. Geschieht dieß im Herbste, so kommt die Pflanze sehr zeitig im Frühjahr zur Blüthe. Hat man sie im Frühjahr eingesetzt, so blüht sie im Herbste. Man giebt ihr eine substantielle, doch lockere Erde, viel Luft und wenig Wärme. Denn, wollte man sie als Treibhauspflanze behandeln, so würde sie zwar früher blühn, aber sich auch bald erschöpfen und im folgenden Jahre gar nicht blühn.

Die Lachenalien vermehren sich reichlich durch Zwiebelbrut, die sie zu den Seiten hervor treiben; und dieß geschieht in der Periode, wo ein Stillstand im Wachsthum Statt findet. Dann muß man der Zwiebel durchaus keine Feuchtigkeit geben, sondern sie ihrem stillen innern Leben überlassen.

Fig. 2. Cistus creticus.

Ein Bäumchen, das, wie die meisten Arten seiner Gattung, ungemein schöne Blüthen trägt, und sich von andern Arten durch die sehr rauhen, runzligen, gestielten Blätter unterscheidet. Diese sind am Rande mit Härchen besetzt, und ganz klebrig. Die klebrige Feuchtigkeit riecht nicht unangenehm nach Ladanum, einem Harze, was wirklich von diesem Gewächse kommt und sonst zum Räuchern, auch als Arzeney gebraucht wurde.

Die Pflanze wächst auf Kandia und wird sehr bequem vor Fenstern gezogen werden, wenn man sie den Winter nur in ungeheitzten hellen Zimmern vor dem Froste schützt.

Die klebrige Feuchtigkeit ihrer Blätter macht, daß der Staub äußerst leicht darauf haftet, daher muß man sie besonders davor schützen.

Sie verlangt nicht sehr fruchtbare, sondern nur lockere Erde. Auch will sie wenig begossen seyn. Sie blüht im Juny und July, und wird durch Stecklinge vermehrt, die man am Rande eines Mistbeetes im Frühjahre einsetzt, und sie vor der Sonne durch Strohmatten schützt. Man nimmt zu diesen Stecklingen vorjährige Triebe, denen man die Blätter unten zur Hälfte mit einer scharfen Schere wegnimmt, damit die Ausdünstung nicht zu stark werde.

Fig. 3. Rhododendron ponticum.

Ein ungemein schöner Strauch, dessen schöne Lilablumen in einer reichen Doldentraube stehn, und dessen Blätter glänzend, immergrün und länglich sind.

Er gehört zur zehnten Linné'schen Klasse, und wächst in den Ländern, die östlich an's schwarze Meer grenzen. Bey uns hält er zwar im Freyen aus, aber er will eine sehr beschützte Lage haben, und schattig stehn. Auch liebt er gute Heideerde.

Da dieser Strauch nicht über vier Schuh hoch wird, so kann man ihn sehr bequem auch in Töpfen ziehn und vor die Fenster stellen. Doch muß man ihn so kühl halten als möglich.

Die Vermehrung ist schwer, da er sehr hartes

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Holz hat. Das Ablegen gelingt bisweilen, aber nicht immer. Stecklinge schlagen fast nie an. Auch der Same geht selten auf, wenn er nicht frisch ist und wenn man nicht die Vorsicht anwendet, ihn oben auf die fest gedrückte Erde zu streuen und fast gar nicht zu bedecken.

Fig. 4. Eranthemum pulchellum.

Diese Zierpflanze ist erst vor kaum zehn Jahren in Europa bekannt geworden. Sie stammt von der Küste Coromandel, woher sie Wilh. Roxburgh zuerst nach Europa sandte.

Wir ziehn sie gewöhnlich in Treibhäusern; allein sie nimmt auch mit geringerer Wärme vorlieb, und kann, wenigstens im Sommer, die Fenster zieren.

Ihre Vermehrung ist äußerst leicht durch Stecklinge, die bey mäßiger Wärme und Schatten bald Wurzeln machen und schnell empor schießen. Samen setzt sie bey uns nicht an.

Fig. 5. Pelargonium grandiflorum.

Unstreitig eine der schönsten Arten dieser reichen Gattung: auch gehört sie noch immer zu den seltenern. Sie zeichnet sich durch bläulich grüne, handförmig fünflappige gezähnte Blätter, durch schön weiße Blumenkronen aus, die drey Mal größer als der Kelch sind, und deren allezeit drey auf einem gemeinschaftlichen Stiele stehn.

Wie die meisten Pelargonien, kommt auch dieses vom Vorgebirge der guten Hoffnung, von wo es durch F. Masson vor eilf Jahren nach England geschickt wurde. Es vermehrt sich ungemein leicht durch Stecklinge, und will eine substantielle Erde, der man etwas Mistbeeterde zumischen kann.

Man kann es fast in beständiger Blüthe erhalten, wenn man es in Zimmern zieht, es im Winter zwischen zwey Fenster setzt, und es vor dem zu großen Wechsel der Temperatur und vor dem Zimmerstaube schützt.

Tab. 8.

Fig. 6. Lopezia racemosa.

Ein in vielfacher Rücksicht interessantes Pflänzchen. Die Gattung gehört zu der ersten Linné'schen Klasse, aus welcher wir in unsern Gärten so selten eine Pflanze aufzuweisen haben. Die fünfblätterige, zierlich gebaute Blumenkrone hat auf zwey Blättern Honigdrüsen, und das fünfte Blatt schließt kappenförmig die Anthere ein. Sobald man bey völliger Reife diese kleine Kappe berührt, springt die Anthere mit Schnellkraft hervor und öffnet sich gegen die Honiggefäße zu. Noch ist indeß, wenn dieß geschieht, in derselben Blume das Pistill nicht empor getreten. Wenn jetzt Insekten das Honiggefäß besuchen, so müssen sie den Poben von der Anthere abstreifen. Unterdessen erhebt sich denn auch das Pistill, und kommt in der Folge eben so zu stehn, wie die Anthere, da sie ihren Poben ausleerte. Inzwischen hat aber diese sich erschöpft, und der Staubfaden hat sich ganz gekrümmt, so daß die mit Poben anderer Blumen beladenen Insekten,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die jetzt dieß Honiggefäß besuchen, an die Narbe des Pistills streifen und die Befruchtung bewirken. Ich habe dieß in meiner Anleitung zur Kenntniß der Gewächse, Thl. 1. S. 330 f. zuerst erklärt und durch Figuren erläutert.

Die Blüthe hinterläßt eine vierklappige Kapsel, deren Samen in einer mäßigen Wärme recht gut bey uns reif werden. Durch Samen kann die Lopezia nur fortgepflanzt werden, weil es ein Sommergewächs ist. Man bringt ihn zu Ende März oder Anfange April in ein Mistbeet, wo er bald aufgeht. Die Pflänzchen werden, nachdem sie einige Zoll gewachsen und allmälig an die äußere Luft gewöhnt sind, in kleine Töpfe verpflanzt, und dann können sie vor die Fenster gestellt werden. Man muß dieß Gewächs reichlich begießen, und es wird alsdann gegen Ende des Sommers anfangen zu blühn. Wenn die Nächte kalt werden, so nimmt man es herein, und hält es so sonnig und warm als möglich, damit die Blüthe vollkommen und der Same reif werde. Es erreicht jetzt oft eine Höhe von vier Schuh, und gewährt mit seinen reichen, mehrern hundert Blüthentrauben einen sehr angenehmen Anblick. Sobald die Früchte anfangen zu reifen, wird es allmälig trocken, und stirbt im November völlig ab.

Die Lopezia wächst im südlichen Mexico, woher sie Cavanilles schon vor siebzehn Jahren erhielt, und ihr nach einem Spanischen Naturforscher, Thomas Lopez, der unter Carl 5. die Naturgeschichte Amerika's beschrieb, diesen Namen gab. Sie kam bald darauf nach Italien, wo man ihr zwey prächtige Namen beilegte. In Rom, Neapel, Mailand und Pavia nannte man sie Amalia Augusta und in Padua Pisaura antomorpha. Aber der erste Name blieb und mußte bleiben, weil er von dem ersten Beschreiber herrührte.

Fig. 7. Chelone barbata.

An Zierlichkeit der Form und an Glanz der Farbe weicht diese Blume gewiß wenig andern. Die schöne Scharlachröthe der röhrigen Blumenkrone sticht sehr angenehm gegen den goldgelben Bart im Eingange der Blumenröhre und gegen die dunkelgrünen, glattrandigen Blätter ab.

Die Pflanze ist auch aus Mexico, und wurde mit der Lopezia zugleich vor eilf Jahren von Cavanilles bekannt gemacht.

Sie kann vor Fenstern gezogen werden: denn sie bedarf nur der Glashaustemperatur. Da sie perennirt, so wird man sie auch in ungeheitzten Zimmern, worin es nur nicht friert, leicht durchwintern können.

Aber will man sie zur Blüthe und zur Vermehrung bringen, so muß man sie nicht beständig im Topfe halten, sondern sie im May ins Land setzen, und zwar an einer Stelle, wo sie hinreichend Sonne und Schutz vor Nordwinden hat. Hier wird sie bald eine Höhe von vier Schuh erreichen und äußerst reichlich blühen.

Die Vermehrung geschieht durch die Wurzeln, die sich im freyen Lande, wenn die Erde fruchtbar ist, leicht vervielfältigen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fig. 8. Camellia japonica.

Eine sehr berühmte Pflanze, die in den Gärten von China und Japan häufig gezogen wird. Sie gehört zur sechzehnten Linné'schen Klasse, und unterscheidet sich von andern Gattungen durch den äußern geschuppten Kelch. Man hat zwey Arten dieser Gattung: unsere zeichnet sich durch scharf gesägte, zugespitzte, die andere Art, C. sasanqua, durch stumpf gesägte, ausgerandete Blätter aus.

Schon vor hundert Jahren wurde sie durch den berühmten Kämpfer in Europa bekannt. Dieser fand in den Chinesischen Gärten auch schon die gefüllte Spielart, welche wir hier abbilden. Kämpfer behielt den Chinesischen Namen bey, aber Linné gab ihr den Namen eines gelehrten Jesuiten auf Manila, Georg Camelli, der an den Apotheker Potiver eine Menge der seltensten Naturalien zu schicken pflegte.

Dieser prächtige Zierstrauch wird, zumal, wenn man die gefüllte Abart haben will, immer ziemlich theuer, nicht unter einem Louisd'or, bezahlt. Denn er vermehrt sich sehr schwer. Stecklinge schlagen sehr langsam und selten an; Ableger noch eher, wenn man den Strauch in fette, etwas lehmige Erde stellt. Eine Mischung aus Lauberde, Lehm und alter Mistbeeterde liebt er am meisten.

Besondere Wärme darf man ihm nicht geben: wenn er im Winter nur vor dem Froste geschützt und mehr trocken als naß gehalten wird.

Die Chinesen pflegen die gefüllte Sorte durch Pfropfen auf die einfache Spielart, die bey ihnen wild wächst, zu vermehren. In Europa hat man, meines Wissens, noch keine Versuche damit gemacht.

Fig. 9. Georgia rosea.

Diese Pflanze stammt aus Mexico, und ward von Cavanilles zuerst im Jahr 1790 unter dem Namen Dahlia pinnata bekannt gemacht. Es ist ein Irrthum, wenn Thouin in den Annales du muséum des Cavanilles Dahlia rosea für einerley mit dieser Art hält. Unsere Art hat bald purpurrothe, bald rosenfarbene Strahlblumen, den äußern Kelch zurückgeschlagen, und gefiederte, scharf gesägte Blätter, deren gemeinschaftlicher Stiel mit Blattsubstanz eingefaßt ist.

Diese Gattung gehört zur neunzehnten Linné'schen Klasse, und der Gattungscharakter besteht in dem doppelten Kelch, wo der äußere vielblättrig und abstehend, der innere aber einblättrig und achttheilig ist, in dem Mangel aller Samenkrone, und in dem mit Spreublättern besetzten Fruchtboden.

Sie hat eine dicke, knollige Wurzel, die sehr lange ausdauert. Im freyen Lande erhebt sich die Staude zu einer beträchtlichen Höhe, indem sie wenigstens bis fünf Schuh hoch wird. Aber den Winter über hält sie nicht im Freyen aus: die Wurzel muß also im Herbste, ehe die Fröste in die Erde dringen, ausgehoben und an einem mäßig temperirten Orte trocken hingelegt werden. Im Frühlinge setzt man sie entweder ins freie Land, oder, um sie als Fensterblume zu ziehn, in einen sehr tiefen Topf, worin die Wurzel Raum hat sich auszubreiten. Man giebt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihr gewöhnliche Gartenerde mit etwas Sand vermischt, und hält sie hinreichend feucht, sonnig und luftig. Dann treibt sie sehr bald, und blüht im July und August.

Bisweilen setzt sie auch Samen an, durch welchen sie sich vermehren läßt. Gewöhnlich aber zertheilt man die dicken Wurzeln, oder löset im Frühlinge die dicken Nebenwurzeln ab, die dann erst noch einige Tage trocken liegen müssen, damit die Wunden sich vernarben. Alsdann setzt man die jungen Wurzeln zuerst ins Mistbeet, und verpflanzt sie nachher in Töpfe.

Fig. 10. Elichrysum lucidum.

So habe ich zuerst eine Pflanze genannt, die seit drey Jahren aus Botany-Bay eingeführt, und von Ventenat Xeranthemum bracteatum genannt worden. Sie ist in der Gartenz. Bd. 2. S. 197. 313. beschrieben und abgebildet.

Man behandelt sie ganz wie die Pelargonien, und sie läßt sich eben so leicht durch Stecklinge und Samen vermehren. Im Freyen dauert sie nicht aus. Daher durchwintert man sie in Zimmern, wo sie vor Frost nur geschützt und wenig begossen zu werden braucht.

Ihre Blühezeit fällt in den July und August.

Tab. 9

Fig. 11. Maurandia semperflorens.

Die sehr zierliche Form dieser perennirenden Schlingpflanze und die schöne Farbe ihrer Lilablüthen machen sie sehr angenehm. Sie gehört zur zweiten Ordnung der vierzehnten Klasse, und ihr Gattungscharakter besteht in der glockenförmigen Blumenkrone, den Schwielen an der Grundfläche der Staubfaden, und den zwey zusammen gewachsenen Samenkapseln, die an der Spitze sich in fünf Klappen theilen.

Die Pflanze hat mit Chelone barbata gleiches Vaterland, nämlich Mexico. Sie bedarf im Winter keiner besondern Wärme, sondern will nur vor Frost geschützt seyn. Den ganzen Sommer über blüht sie vor den Fenstern in Töpfen, die mit leichter, aber guter Erde gefüllt sind.

Sie wird durch Stecklinge äußerst leicht vermehrt. Auch setzt sie häufig Samen an, der auch wieder gut aufgeht.

Fig. 12. Aquilegia canadensis.

Die Pflanze ist längst bekannt, aber gewiß eine der größten Zierden unserer Gärten. Da sie in Kanada wild wächst, so dauert sie sehr wohl im Freyen aus. Aber sie verlangt etwas bindende, lehmige Erde und einen schattigen Standort.

Will man sie vor Fenstern ziehn, so läßt man einen guten Stock im August einsetzen und ihm eine Mischung aus Lehm, Lauberde und Sand geben, bringt diesen gegen den Winter in ein ungeheiztes Zimmer, wo es nicht nöthig ist, daß die Pflanze gerade viel Sonne habe. Gegen den Frühling, im Februar, stelle man sie an die Fenster, die man an frostfreien Tagen fleißig öffnet, und gebe ihr hinreichend Wasser. Dann tritt sie bald in die Blüthe, und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wird im März durch die angenehmen Farben ihrer Blume ergötzen. Hat sie ganz verblüht, so setze man sie wieder ins Land, damit sie sich bestaude und neue Wurzeln ansetze.

Fig. 13. Lychnis grandiflora.

Noch immer ziemlich selten, aber gewiß die schönste Art ihrer Gattung. Sie unterscheidet sich von den andern durch die glatten, ey-lanzetförmigen Blätter und durch die eingeschnittenen Kronenblätter.

Die Pflanze wird zwey Schuh hoch, perennirt, hält aber nicht wohl im Freyen aus, wenn sie nicht stark bedeckt wird. Denn ihr Vaterland ist China und Japan.

Sie vermehrt sich im Topfe wenigstens nicht leicht. Man muß sie also einen großen Theil des Jahres ins freye Land setzen, wo sie durch die Wurzelbrut sich fortpflanzen läßt.

Sie blüht vom Mai bis in den October.

Fig. 14. Ipomoea hederacea.

Ein schlingendes Sommergewächs aus Südamerika, was man zwar vor den Fenstern ziehn, aber ihm nur an sehr warmen Tagen ganz freye Luft geben darf. Man bringt zu dem Ende den Samen zeitig auf ein warmes Mistbeet, hebt die Pflanzchen, wenn sie etliche Zoll hoch sind, aus, bringt sie in einen Sommerkasten, wo sie der vollen Sonnenhitze ge iessen, und kann sie nachher, wenn sie anfangen zu blühen, auch vor die Fenster bringen.

Da die Pflanze sich bis vier Schuh hoch schlingt, so muß man ihr gleich zu Anfange einen etwas hohen Stock geben, damit man nicht in der Folge den kurzen zu verlängern, oder statt seiner gar einen neuen zu geben genöthigt sey. Dieß ist immer etwas mißlich, weil man nicht Sorgfalt genug anwenden kann, um den Stock, ohne der zarten Pflanze zu schaden, von ihr los zu machen.

Beim Einsetzen des Stocks in den Topf ist die Vorsichtsregel zu bemerken, daß dieser nie zu nahe an der Wurzel eingestoßen werde, damit diese nicht Schaden leide. Auch das Anbinden der Pflanze erfordert einige Behutsamkeit. Man muß weder zu lose binden, damit der Wind nicht das zarte Gewächs seiner Stütze beraube; aber auch nicht zu fest, damit die Safte gehörig aufsteigen können.

Fig. 15. Primula cortusoides.

Diese schöne und seltene Primel fand Gmelin in einem Walde am Janisei bey Krasnojarsk. Sie zeichnet sich durch runzlige, gelappte Blätter, die herzförmig und gekerbt sind, und durch einen vielblüthigen Schaft aus.

Sie kommt im Lande sehr gut fort, und vermehrt sich durch Wurzelbrut. Hat man sie in Töpfen stehn, so fängt sie gewöhnlich erst gegen den März an Blätter zu machen, und blüht alsdann im Mai und Juny. Im Winter muß man sie ganz kalt und trocken stehn haben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tab. 10.

Fig. 16. Hemineris coccinea.

Ein strauchartiges Gewächs, welches zur vierzehnten Linné'schen Klasse gehört. Der Gattungscharakter besteht in der radförmigen Blumenkrone, wovon ein Lappen der größte und herzförmig ist, in der Nektargrube, in der zweifächerigen Samenkapsel und in den glatten Staubfäden, welche bey der Celsia haarig sind. Sonst hieß diese Pflanze Celsia linearis, aber Willdenow trennte sie mit Recht und brachte sie zu dieser Gattung.

Die linienförmigen, weitläuftig gezähnten Blätter stehen gewöhnlich zu dreien um den Stamm her; auch die Blumenstiele kommen zu dreien aus der Rispe hervor.

Diese Pflanze wächst im südlichen Amerika: sie verlangt also eben die Wärme als Lopezia racemosa. Soll sie im Winter vor den Fenstern blühn, so muß man eine jüngere Pflanze haben, die man zeitig einsetzt und sie alsdann in solche Fenster stellt, die der Mittagssonne ausgesetzt sind.

Man giebt ihr substantielle Erde und hält sie ziemlich feucht.

Sie vermehrt sich durch Stecklinge, die leicht anschlagen, und durch Samen.

Fig. 17. Cistus formosus.

Eine ungemein schöne und seltene Art. Es ist ein Strauch, der aus Portugal stammt und sich durch seine länglichen, rauh haarigen Blätter, so wie durch die haarigen Blüthenstiele und Kelche von andern Arten unterscheidet.

Die großen brandgelben Blumen mit schwarzrothen Flecken machen ihn zu einer sehr angenehmen Zierpflanze.

Man kultivirt und vermehrt ihn ganz so, wie den Cistus creticus.

Fig. 18. Ixia aristata, var. atropurpurea.

Gewiß eine der angenehmsten Arten dieser Gattung, die sich durch die glatten, schwertförmigen Blätter und durch die geschlitzten, spitzig zu laufenden Blumenscheiden, welche so lang als die Blumenröhre sind, auszeichnet.

Die Gattungen Ixia und Gladiolus sind so äußerst nahe verwandt und laufen so in einander, daß man sie nur durch feinere Merkmale unterscheiden kann. Gladiolus nämlich hat sein Pistill vor den Antheren stehen, aber bey Ixia schließen die Antheren dasselbe ein.

Beide Gattungen stammen vom Vorgebirge der guten Hoffnung. Sie fordern die gleiche Behandlung als die Lachenalia tricolor.

Fig. 19. Lobelia Cardinalis.

Bekannt genug und in den meisten Gärten zu finden; aber bemerkenswerth ist, daß sie in manchen Garten selten blüht. Will man sie in Töpfen zur Blüthe bringen, so muß man sie aus Samen gezogen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

haben, und ihr eine lehmige Erde, auch einen schattigen Standort geben. Wärme verlangt sie gar nicht, weil sie aus Kanada stammt.

Fig. 20. Pentastemon campanulatus.

Die Gattung, zu welcher diese Art gehört, unterscheidet sich von Chelone bloß durch die haarige Beschaffenheit des fünften unfruchtbaren Staubfadens.

Unsere Art hat dasselbe Vaterland, wie Chelone barbata, und wird auch eben so behandelt. Sie läßt sich aber viel leichter durch Stecklinge vermehren, und blüht auch weit öfter und reichlicher.

Kurt Sprengel.

Weibliche Arbeiten.

— — — Sie sitzt am Herd im Glanze des Feuers,
Schönes Gespinst umdrehend vom Purpur des Meeres,
Gegen die Säule gelehnt, und hinter ihr sitzen die Weiber.

So läßt Homer den Helden Odysseus die Königin im Lande der Phäaker finden, und ihre Tochter, Nausikaa, spricht Folgendes zu Alkinoos, ihrem Vater:

„Väterchen, lässest du nicht ein Lastgeschirr mir bespannen,
Hochgebaut, starkrädrig, damit ich die köstliche Kleidung
Führ' an den Strom zu waschen, die mir so schmutzig umher liegt?
Auch dir selber geziemt es, der stets mit den Edelsten umgeht,
Da zu sitzen im Rathe, geschmückt mit reinen Gewanden.
Und fünf Söhne zugleich sind dir im Pallaste geboren,
Zween von ihnen vermählt, und drey in der Blüthe der Jugend;
Diese wollen beständig in neugewaschner Kleidung
Gehen zum Reigentanz; und es kommt doch alles auf mich an."

Man hört sich ja so gern klassisch nennen; warum sollte man es verschmähen, sich mit den Frauen des Alterthums zu vergleichen, die bey der Webe und Spindel, am Heerde und vor dem Waschtroge, von dem Vater der Poesie gepriesen werden? Jene Worte des göttlichen Homeros mögen also die Leserinnen des Toiletten-Geschenks als Uebergang von dem wissenschaftlichen zum gemeinnützigen und ökonomischen Theile dieses Almanachs ansehen!

Glücklicher Weise giebt es der Vorurtheilsvollen nur wenige, die die Meinung hegen, als müsse ein zu Kunst und Wissenschaft sich hinwendendes Streben unter den Frauen sie nachlässig machen, oder auch unfähig, die Geschäfte des Hauses, und solche, die man Handarbeiten nennt, zu treiben. Allein es heißt die

Frauen getadelt, wenn man sie für so schwerfällig hält, nur der Ausbildung des Einzelnen fähig zu seyn. Das ausschließende Treiben eines Einzigen entspricht ihrem Wesen durchaus nicht. Ihre physische und moralische Gesundheit erfordert die größte Mannichfaltigkeit abwechselnder Beschäftigungen. Weder am Schreibpulte, noch vor der Palette, oder am Fortepiano, weder am Nähtrahmen, noch vor dem Herde darf ihnen das ganze Leben verstreichen. Aber ihr Leben soll von Allem diesen ausgefüllt werden. Das Leben der modernen Frauen ist nun einmal weniger beschränkt und enge, als das der antiken. So mögen sie sich denn ihres ganzen Reichthums freuen, und nichts, was es schmücke und würdiger mache, daraus verstoßen! Alle Frauen, die sich mit dem Treiben einer Kunst, mit ernster Lektüre und eignen geistigen Produktionen beschäftigen, werden mir beistimmen, wenn ich behaupte, daß nach Stunden, auf diese anstrengende Weise hingebracht, das Zurückkehren zu einer weiblichen Arbeit eine wahre Ergötzung ist. Man setzt sich mit einer ganz eignen Lust an den Nähetisch; ein neu zugeschnittenes Stück Linnen, eine angefangene Strickarbeit, ein frisch eingespanntes Werk im Stickrahmen, erhält nun ein ganz besonderes Interesse. Mir ist wenigstens so, und ich glaube, daß es keine unter unsern Leserinnen geben wird, die, — wie noch vor zwanzig Jahren die Französisch erzogenen Damen aus den hohen Ständen sich schämten, Deutsch sprechen zu können — sich schämen werden, in ihrer Kindheit und vor der Zeit, ehe sie ihre gelehrte Bildung anfingen, stricken und nähen gekonnt zu haben.

Man hört freilich zuweilen Aeußerungen, die an eine solche Verbildung erinnern. Dahin gehören die Worte aus dem Munde einer ziemlich bekannten Schriftstellerin, die einmal gegen mich den Satz durchsetzen wollte: eine Frau dürfe in ihrem Hause durchaus das nicht thun, was andre eben so gut vollbringen könnten. Meinem Sinne nach würde diese Maxime den Wirkungskreis einer Frau, zumal wenn sie Mutter wäre, unendlich erweitern, statt ihn zu beschränken. Allein, man will oft unrecht verstehen.

Warum wird unser Auge beim Eintritt in ein Frauengemach unwillkührlich mehr, als zu jedem andern Gegenstand, zuerst zum Stickrahmen und Nähtisch gezogen? Wahrlich, weder die Laute, noch das geöffnete Fortepiano, weder Manuskripte, noch Bücher in diesem Gemach, vermögen so für die Bewohnerin einzunehmen, als jene Spur eines stillen, friedlichen Wirkens der fleißigen Hände. Bey allen Spuren einer verfeinerten Geistescultur in einem solchen Zimmer — unter antiken Büsten und Griechischen Blumengefäßen, würde ich auf verborgene Rohheit der Besitzerin schließen, läge ihre Handarbeit, ihre Nähterey, ihr Gestricke verworren durch einander, oder offenbarte sich ein versäumter Unterricht an denselben. Auch erinnern sich gewiß viele meiner Leserinnen ähnlicher Eindrücke aus ihrem Leben. Mir schwebt noch immer das ungraziöse Bild einer solchen so genannten gelehrten Frau aus einer frühen Epoche vor, die in ihrem Hause neben dem großen Worte nur den Fächer und Fliegenwedel zu handhaben gewohnt war, oder auf

Henr. Hügel Del.

Lehmann sc.

Spaziergängen die Badine. Ich weiß, daß mir diese Gestalt das Wort heroisch für immer verleidet hat.

Es ist so etwas Natürliches, wenn man eine liebe weibliche Hand sieht, zugleich an Schöpfungen zu denken, die daraus hervorgehen. Zeichnen und Mahlen erregt unsere Theilnahme, wenn wir eine Frau damit beschäftigt sehen; aber immer scheint es, als ob diese Werke der weiblichen Kunst noch zu fern abständen von dem Geiste, der sie hinhaucht. Bey einer Blume, die die liebe Hand gestickt, bey einem Streifen, den sie gesäumt, einer Kante, aus welcher der Strumpf hervor wächst, den sie vollendet, ist dem Beschauer, als ob der Antheil des ganzen Wesens noch unmittelbarer sich zeigte. Gedanken der Freude und der Trauer, das ganze Innere sind mit eingewebt. Wie schön sagt die unglückliche Maria Stuart zu ihrer Kammerfrau:

„— — Nimm dieses Tuch,
Ich hab' es selbst gestickt in meines Kummers Nächten,
Und meine heißen Thränen eingewoben."

Auch sind gleichsam die Werke der Nadel und Webe mehr, als jene der eigentlichen Kunst, die Gewährleisterinnen eines wahrhaft gelebten Lebens bey einem Weibe; eines stillen, ruhigen Wirkens und Thuns, zu dem das Herz so nahe sich hingezogen fühlt. Die Beschäftigungen mit den sogenannten schönen Künsten ziehen die Existenz der Frauen mehr in die Welt des Idealen hinaus; die Spindel und Webe in ihrer Hand deutet auf das Wirkliche. Jene scheinen mehr zu verrathen, daß das Gemüth Beschwichtigung will, einen Ersatz für etwas, das es nicht besitzen kann; diese bezeichnen ein stilles, ruhiges Hingeben an die Gegenwart. Es versteht sich, daß hier nicht von einem bedürftigen Zustande die Rede seyn kann, der die Arbeit als ein Nothwendiges auferlegt, sondern von einem freien Schalten mit der Zeit und dem Leben. Und so mag denn wohl etwas Wahres an dem Satze seyn, daß es alle Mal auf irgend ein Mißverhältniß in der Gestaltung des Lebens hindeutet, wenn ein Weib mehr seyn will — als Weib.

Daß es übrigens außer den ästhetischen noch eine Menge anderer Gründe giebt, den Damen die Sorge für Erlernung zierlicher Handarbeiten recht anzuempfehlen, daran ist kein Zweifel. Glücklicher Weise geht jetzt der Luxus bey der Dekoration der Damenanzüge mit dem Geschmacke so sehr Hand in Hand, daß ein edel gekleidet seyn wollendes Weib außer den feinen weißen Stoffen, wenigen Spitzen und etwas Band, fast nichts mehr hinzufügen kann, als was Nähterey und Stickerkunst zu Verzierungen an die Hand geben. Schreiende Farben und glänzende Besätze werden vom guten Geschmacke nicht länger geduldet. Wer sich also durch seine Kleidung auszeichnen will, der wähle das feinste Linnen zur Wäsche, und die weichsten weißen Zeuge zu Kleidern, und was nun noch hinzu gethan werden kann, das vermag allein die kunstreiche Hand, die um den Saum des Kleides Guirlanden stickt, den leichten Schleier mit Sternen füllt, oder den einfachen Shawl mit Ranken einfaßt; wie sie ihm die Muster in den beifolgenden Zeichnun-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gen vorlegen. Daß übrigens der Anzug eine ganz eigne Bedeutung, etwas Charakteristisches erhält, wenn die, welche ihn anlegen, selbst die Erfinderinnen und Schöpferinnen desselben sind, bitte ich diejenigen von meinen Leserinnen zu beherzigen, welche reich genug seyn möchten, für Alles, was sie schöner selbst thun können, fremde Hände in Sold zu nehmen. Man muß keinen Reitz des geselligen Lebens verschmähen, und in den Blicken, die auf uns gerichtet sind, Beifall und Freude zu erkennen, ist kein so unbedeutendes Gefühl, als jene annehmen, die die sogenannte Eitelkeit der Frauen gern ganz aus dem Leben verbannen möchten. Wer es den Frauen nicht gestattet, die höchste Sorgfalt auf ihre Erscheinung zu wenden, der achtet sie nicht. Sie sind einmal die Repräsentantinnen des Schönen und Reinen, und kein Fädchen darf sie umgeben, das diesem widerspräche. Auch gehört kein großer Kostenaufwand dazu, immer nett und zierlich zu erscheinen — nur einige Aufmerksamkeit — eine recht geübte und fleißige Hand.

Die Leserinnen dieses Almanachs werden dem Verleger die Sorge danken, die er anwendete, ihnen geschmackvolle Muster für Stickkunst, Nähterey und Strickkunst vorzulegen. Die dazu gehörigen Kupfer sind dieses Mal von der Hand der Dem. Henr. Jügel, Hrn. Philipson und Mad. Klockenbring, und andern bekannten Zeichnern.

Auch möchte es nicht ganz überflüßig seyn, hier noch einige Anweisungen hinzu zu fügen, wie diese Muster von Anfängerinnen am besten zu benutzen seyn möchten.

Strickerey.

Die Kupfer, welche man hier als Strickmuster beigelegt findet, nämlich Tab. 11, 12, 13, 14. sind von der berühmten Strickerin, Dem. Jügel, eingesendet und enthalten theils kleine Desseins zu Westen, Kinderkleidchen, theils größere zu Stuhlüberzügen, Decken und Ofenschirmen.

Tab. 11 hat verschiedene Muster, die farbig zu Westen angewandt, ein sammetähnliches Ansehen haben müßten. Auch hängt es ganz von dem Geschmacke der Damen ab, die Farben nach ihrem Sinne zu verändern. — Eben so können sie in weißer feiner Baumwolle gestrickt und das Muster, mit künstlichen Maschen angedeutet, zu Mützchen und Kleidchen gebraucht werden. Zum Nähen sind sie für Stühle und Decken denjenigen Damen zu empfehlen, welchen das Abzählen der Maschen beim Stricken zu viel Mühe macht.

Die Arabesken auf der zwölften Platte sind eigentlich zu Börsen bestimmt, zugleich aber auch für Stuhlbordüren, wozu sie gerade die rechte Breite haben werden, eben so zu Einfassungen um Tischdecken und Ofenschirme. Auch möchten diese Bordüren, in weißer Baumwolle gestickt, geschmackvolle Kanten um den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Henr. Jügel Del.

Lehmann Sc.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stickerey.

Die Desseins auf der 15. Platte, sind vorzüglich für die Tambournadel bestimmt, obgleich auch die mehr im Plattstich Geübten diesen Stich dazu wählen können. Erschwert möchten jedoch wohl alle kleinern Desseins, bey denen Genauigkeit und Bestimmtheit der Umrisse nicht gut erlassen werden kann, durch den Plattstich werden, da sie im Tambour sehr leicht auszuführen sind. Nr. 1. ist zu einer Kante um Tücher bestimmt, wobey erforderlich ist, daß die dritte oder schräge Seite des halben Tuchs, in derselben Kante fortlaufe. Auch hat man genau darauf zu sehen, daß alle Mal ein ganzes vollständiges Quadrat in den Zipfel des Tuchs komme, auf welches man noch eine Blume mit Zweigen anbringen kann, und etwa zur Füllung des Uebrigen, das in Nr. 3 angegebene kleine Muster. Nr. 2 ist mehr in einem größeren Style gezeichnet und eignet sich am besten zu Schleierbordüren oder Einfassungen von Kleidern. Vorzüglich wenn das Muster in allen seinen Theilen um $\frac{1}{4}$ vergrößert werden möchte. Die kreuzweise gehenden Linien deuten die Grundstiche an, mit welchem die angegebenen breiten Räume ausgefüllt werden. Auf einem Kleide würde diese Bordüre besonders Effekt machen, wenn man die verschlungenen Ranken, die aus ihr hervorgehen, durch das Ganze fortführen wollte. Nr. 3 und 5 sind besonders zu Streifen brauchbar. Auch zu Hemdekragen für Erwachsene und Kinder ist Nr. 5 ein geschmackvolles Muster. Nur wäre erforderlich, daß nach vollendeter Stickerey die Zacken ausgeschnitten würden, wie an den Streifen, wobey einige Vorsicht im Umstechen der Bögen nöthig ist, indem sonst die Faden des Batists locker werden, und in der Wäsche zuletzt ganz aus einander gehen. Ein auf diese Weise gestickter Hemdekragen, zurückgeschlagen, und mit herabhängenden Zacken, giebt dem Anzuge ein besonderes gefälliges Ansehen.

Nr. 4 ist ein kleines Dessein, das zur Füllung in Schleierkleidern am besten paßt. Zu aller Arbeit in Tambourin, ist der klarste Zeug der vorzüglichste. Pettinet verdient vor Allem den Vorrang. Man denkt sich die Sache schwer — weil das Vorzeichnen auf diesen Stoffen nur mühsam angebracht werden kann. Es ist aber nicht gerade erforderlich, alles auszuzeichnen. Wenn der durchsichtige Zeug nur mit Vorsicht in den Rahmen gespannt ist, so ist nichts weiter nöthig, als das genau und treu ausgeführte Musterblatt vor sich hin zu legen, so daß man es unausgesetzt vor Augen behält. Eine nur einiger Maßen geübte Arbeiterin wird die ihr vorgehaltenen Umrisse — bey wenigen Andeutungen auf dem Zeuge — getreu mit der Nadel nachbilden.

Die Muster auf Tab. 16 sind allein für Arbeiten in Platt- und Knötchenstich bestimmt. Nr. 6 ist die so beliebte Hortensia (Hydrangea hortensis), vorzüglich anwendbar zu Kleidern und Shawls. Auch kann das Muster, wenn es zu Kleidern gewählt wird, noch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

füglich um 1½ Mal vergrößert werden. Die Striche zeigen es deutlich, wie die Faden der Baumwolle, mit welcher gestickt wird, liegen müssen.

Nr. 7 und 8 können auf gewisse Weise mit einander verbunden werden, und würden sich zu Einfassungen um Ermel, oder auch zur Bordüre um kurze Unterziehröckchen sehr passend anwenden lassen. Auch liebt man jetzt statt der Falbel um Batisthemden, wie sonst getragen wurde, mehr solche Bordüren zu sticken, oder auch nur einen bloßen Saum mit einer Hohlnath wie an Nr. 7 bemerkbar ist.

Nr. 9 Akazienblätter, zu Einfassungen um Shawls und Kleider. Auf Casimir in Gold oder Silber macht dieses Dessein, zwey Mal vergrößert, einen bewundernswürdigen Effekt. Roth mit Gold, und Braun mit Silber ist von ganz vorzüglicher Wirkung. Man soll indeß zweierley Gold dazu nehmen. Und dieß, damit man den Blättern, wie auf der Zeichnung, das gehörige an Licht und Schatten ertheilen kann. Diese Stickerey würde unbezweifelt sehr in die Mode kommen, wenn sie nicht allzu theuer ausfiele.

Man erlaube mir, hier noch einige durch Erfahrung bewährte Gesundheits- und Anstandsregeln hinzu zu fügen. Der Stuhl, auf welchem man sitzt, und der Rahmen, an welchem man arbeitet, seien nach Verhältniß der Gestalt, so hoch als möglich — nicht niedriger, als daß der Fuß mit Gemächlichkeit den Boden berühre — gerade so hoch, daß, wenn die Arme auf dem Rahmen ruhen, weder eine gebeugte noch verrenkte Stellung entstehe, welches letztere geschieht, wenn der Rahmen zu hoch ist.

Personen, die ein kurzes Gesicht haben, sollten gar nicht im Rahmen nähen. Brust und Unterleib leiden durch eine gebückte Stellung. Die Pressung des letztern zu vermeiden, dürfen die Knie nicht über einander geschlagen werden — eine Stellung, die überhaupt der guten Erziehung widerspricht. Die Augen zu schonen, ist noch zu bemerken, daß man nie im hellen Sonnenschein arbeite, eben so wenig in der Dämmerung. Auch dürfen die Strahlen der Sonne weder auf noch unter den Rahmen fallen, welches letztere beinahe noch schädlicher ist.

Die Vortheile einer wohl erworbenen Herrschaft über die Gestalt, die ein so wesentlicher Theil der weiblichen Bildung ist, werden sich übrigens eben so wohl in dem Anstande offenbaren, womit eine Dame näht, strickt, stickt, als in dem, mit welchem sie geht oder tanzt, und überhaupt alles treibt, wobey sich Bewegung zeigt und geschickter Gebrauch der Glieder. So wie ich an der Behandlung des Strickzeuges, an dem Aufnehmen und Ueberwerfen des Fadens mit dem Zeigefinger, an der Art, wie sich die übrigen dabey angenehm an einander schließen, oder widerwärtig aus einander spreitzen — erkennen will, ob die Arbeitende Gefühl für Harmonie der Bewegungen hat oder nicht, so werde ich es auch beym Nähen und Sticken erkennen. Nimmt sie den Faden zu lang in die Nähnadel, so erhalten ihre Bewegungen durch das weit ausgreifende Hin- und Herfahren des Arms das Ansehen einer ganz gemeinen Anstrengung. Eben so, wenn die Nähterin den Zeug auf ihr Knie befestigt und sich zu ihm hinab beugt. Denn wenn eine Arbeit auch noch so mühselig seyn sollte, so erfordert doch der Adel und die Würde der Gestalt, allem, was vorge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sophie Hickenbring geb. Alemann, Hannover.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nommen wird, das Ansehen des Spiels zu geben. Nur der Söldner arbeitet mit grober Anstrengung — und kein zartfühlendes Wesen wird sich dieses Ansehen geben wollen. Zuweilen ist dergleichen eine bloße Verwöhnung. Viele Damen sind nicht kurzsichtig, aber es gefällt ihnen, die Arbeit so nahe an die Augen zu halten, daß einem angst und bange dabey wird. Viele stricken sehr schnell und zierlich, aber sie haben sich angewöhnt, die ganze Hand bis auf den kleinen Finger, ja oft den ganzen Arm bis zum Ellenbogen dabey zu bewegen, so daß es aussieht, als gehörte eine außerordentliche Kraft und Unruhe dazu, die Nadeln fortzustoßen. Viele halten die Finger so gezwungen und zierlich, daß es scheint, als wollten sie mit ihrem Stricken etwas ganz besonders Pretiöses und Kostbares an den Tag legen. Alles dieses sind Gewöhnungen, die bey einem freyen, edlen Wesen nie Statt haben werden. Sie erinnern an das Gemeine, wenn sie auch nicht das Gemeine selbst repräsentiren, und der leiseste Anflug, der von daher auf uns fallen dürfte, muß so weit als möglich zurückgewiesen werden.

Künstliche Näharbeiten.

Es ist nicht immer nöthig, einen Rahmen aufzuschlagen, um kleine Verzierungen in Batist und Mousselin anzubringen. Unter den Desseins auf der 17. und 18. Platte sind fast alle entweder auf einer Unterlage von steifem Papier, oder bey einer recht geübten Arbeiterin auch wohl aus ganz freier Hand auszuführen. Eine Geschicklichkeit, wozu ich besonders rathen will, ganz junge Mädchen anzuhalten, denen der Verleger dieses Almanachs durch ein neues, sorgfältig ausgeführtes, und zunächst für Töchterschulen bestimmtes Stickbuch, ein willkommenes Geschenk zu veranstalten, im Begriff ist. Möchte es doch die Aufmerksamkeit von recht viel Müttern und Erzieherinnen auf sich ziehen, und neben der wissenschaftlichen und Kunstbildung der kleinen Mädchen, der Unterricht in weiblichen Arbeiten nicht zu sehr vernachläßiget werden!

Fig. 1, 3, 9 sind in dichtem Batist oder Mousselin etwa zu Bordüren, um Negligés und Ueberwürfe, sehr schön und passend.

Fig. 2, 4, 5, 6 zu Schürzen und weißen Morgenshawls, in dichtem Cambray, wo in einem Zwischenraume von einer Hand breit Länge die Fäden ausgezogen werden, und zwar abwechselnd ein Streifen mit Fig. 2 der andre mit Fig. 4, 5, 6.

Fig. 7, 8 sind besonders zu Hemdeärmeln für Damen bestimmt, wie sie die Pariser Mode jetzt ausdrücklich vorschreibt.

Man liebt eine Art Tücher die — a jour gearbeitet werden. In diese läßt sich besonders gut auf untergelegtem Papier arbeiten. Auf Tab. 17. befinden sich Fig. 1, 3 zwey Bordüren, die hierzu von allen die passendsten seyn möchten. Man hat nichts weiter dabey zu thun, als das Muster fest unterzuheften — und bey dem Fortrücken der Arbeit genau darauf zu sehen, daß nichts verschoben wird. Der Stich, der

dazu gewählt wird, ist der gewöhnliche Kettenstich. Bey Nr. 1 ist besonders zu beachten, daß man die kleinen Oeffnungen in der Mitte der Sterne und Bögen genau hervortreten läßt — und es fest mit dem Faden einschürzt. So fährt man fort, bis man die obern breiten Blätter erreicht hat, wo ebenfalls die in schräger Richtung sich durchkreuzenden Linien, mit feinem Kettenstich genau angegeben werden müssen. Die darüber weglaufende Perlenschnur, kann man entweder bloß nach den Umrissen verfolgen, oder wenn man will, die Perlenpunkte auch mit Plattstich füllen. Es ist hinreichend, hier zu zeigen, daß selbst diese etwas schwierige Bordüre, ohne in den Rahmen gespannt zu werden, auf untergelegtem Papier gestickt werden kann.

Fig. 3, 9 lassen sich eben so behandeln.

Fig. 4 muß mit besonderer Sorgfalt behandelt werden. Man thut wohl, bey diesem Dessein, den Vortheil des Schattens und Lichts anzuwenden, welches erreicht wird, wenn die herabhangenden Zweige von der einen Seite ganz mit Stichen belegt, und von der andern nur die Umrisse ausgeführt werden.

Fig. 2 kann man mit Plattstich und Knötchen ausführen. Das Punktirte in den Muscheln läßt sich am besten mit feinen Steppstichen ausfüllen.

Eben so Fig. 6.

Bey Fig. 5 thut man am besten, durchgängig mit Knötchen zu sticken — nur zu den Quadraten in der Mitte wird Plattstich erfordert. Die Ovale an den Seiten müssen mit Steppstichen, ausgefüllt und noch ein Knötchenstich daran hinzugefügt werden — wenn die Nachbildung durch die Nadel die Zeichnung treu kopiren soll. An Hemdekragen, auf beiden Seiten mit Hohlnäthen eingefaßt, paßt dieser Streifen am schicklichsten.

Bey Fig. 7 ist zu beachten, daß an den Rundungen, welche die Trauben oder Beeren ausfüllen, die Außenlinien genau einen Halbzirkel bilden müssen. Zu Aermeln würde ich diesen Streifen besonders empfehlen.

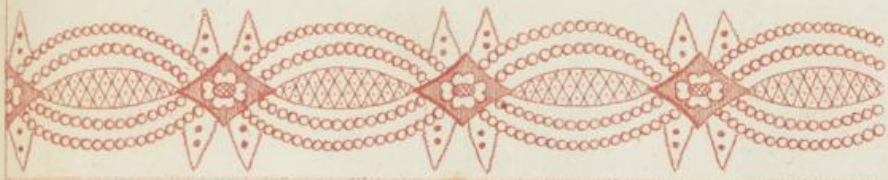
Man sieht, daß das Mehrste bey der Nachbildung dieser Vorzeichnungen dem richtigen Blicke der Damen selbst überlassen bleiben muß. Manche Personen haben ein ganz besonderes Talent des Grübelns und Nachsinnens im Aufsuchen kleiner Vortheile, welches ich zu besitzen mich nicht rühmen darf. Es bleibt mir also nichts übrig, als zu einem höhern Standpunkte zurückzutreten, der schon oben angegeben ist, daß nämlich keine einzelne Geschicklichkeit im Weibe auf Kosten ihrer allgemeinen Bildung in die Höhe getrieben werden darf. In dieser Warnung vor Einseitigkeit liegt Alles übrige enthalten. Mahnung an Gesundheit, an Leben — an Alles, was man zu thun habe, um Heiterkeit und Frieden um sich her zu verbreiten und festzuhalten.

So wird das Weib, ungehemmt durch schwerfälliges Verweilen auf einem einzigen Punkte der Bildung, bey dem ernstesten Thun, heiter und leicht bleiben, ruhig und klar bey anmuthsvoller Beweglichkeit. So kann es sich rühmen, dem Leben des Mannes Schmuck zu gewähren, statt, wie so viele Opfer der Verbildung, durch Verschrobenheit und Unnatur jede Freude des Lebens vom häuslichen Herde zu verscheuchen. * * *.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1.
2.
3.
4.

5.



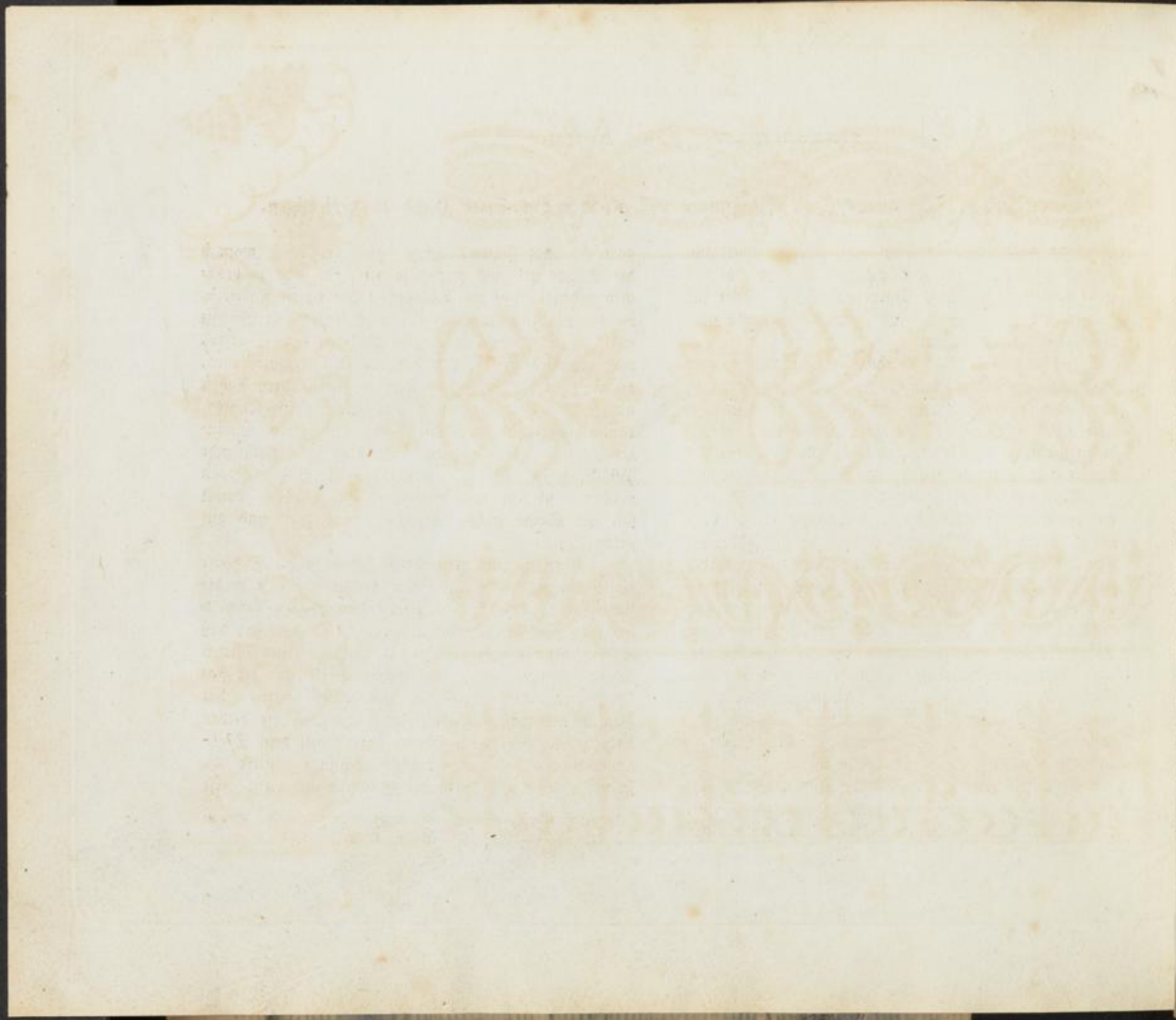
6.

7.

8.

9.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Anweisung, Agrements oder Besetzungen auf Kleider aus freier Hand zu verfertigen.

Wie dergleichen Arbeiten und Verzierungen mit dem Schiffchen geknüpft werden, darüber hat das Erste Toiletten-Geschenk Unterricht ertheilt. Hier soll gezeigt werden, wie sich die Damen die Sache noch mehr erleichtern können.

Die auf Tab. 19. abgebildeten Agrements oder Besetzgalanten können von Zwirn, Baumwollengarn, am besten aber von Seide gemacht werden. Im letztern Falle nimmt man ordinäre Orsoiseide, welche hier sowohl in Rücksicht der Farbe, als auch der Festigkeit das Nämliche leistet, als seine Organsinseide.

Man richtet sich einen Tisch, Fig. 18. ein, welcher vorn an der Kante einige Löcher hat. In diese Löcher macht man hölzerne Pflöcke, welche sehr glatt seyn müssen, damit sich die Seide nicht anhänge oder zusammenziehe. An einen dieser Pflöcke macht man eine Schlinge von Zwirn, um die erforderlichen Fäden anhängen zu können. Nun nimmt man einen Strähn Seide und unterbindet ihn fest mit Bindfaden, damit sich die Faden nicht heraus ziehen lassen. Diesen Strahn schneidet man hierauf neben der gemachten Unterbindung auf, wodurch er noch ein Mal so lang wird, und hängt ihn mit dem Bindfaden an einen in den Tisch gesteckten Pflock auf.

Will man nun aus diesem Strähn Puffchen wie Fig. 1. machen, so sind dazu erstlich drey Faden, a b c, erforderlich. Den untersten a nimmt man von Weißgarn *) oder Zwirn, zwey- auch dreifach, wonach die Stärke ist, und wickelt so viel, als man zu brauchen gedenkt, auf ein Röllchen. Der zweite Faden b, welcher die Puffchen macht, wird vom Seidensträhn selbst abgetheilt und kann nach Belieben sechs-, acht-, auch zehnfach seyn. Der dritte c ist der Bindefaden, womit man die Knötchen macht. Diese drey Faden nimmt man oben zusammen und macht einen Knoten, damit man es in die Schleife von Bindfaden einhängen kann. Ferner braucht man dazu zwey halbrunde Pflöckchen de und fg, welche die Puffchen erhaben machen; sie sind von Birkenholz und müssen, damit sich die Seide nicht anhänge, recht glatt und gut polirt seyn.

Hat man nun diese drey Faden in die Schleife eingehangen, so nimmt man den untersten a in die linke Hand, wie Fig. 1. zeigt, den zweiten Faden b hat man auch in der linken Hand, und zwar so, daß er über dem Daumen liegt und zwischen dem Mittelfinger unten fortgeht, auf welche Weise man die Faden regieren kann, wie man will. Den dritten c hat man in der rechten Hand, wirft ihn über die beiden andern nach der linken Hand, greift mit dem Spitzfinger in die dadurch gemachte Schlinge, steckt den Faden c unter a b durch die Schlinge und zieht diese

*) Unter Weißgarn darf man nicht etwa Garn von Baum- oder anderer Wolle verstehen — es ist Hanfgarn.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu — so hat man den Knoten, welcher diese drey Faden bindet. Nun nimmt man die Hölzchen, und steckt eins unter den zweiten Faden b, welchen man auf dem Daumen hat, so daß der Zwirn- oder Garnfaden a unter der Breite des Hölzchens ist. Den Bindefaden c legt man auch neben den Zwirnfaden, so daß er ebenfalls unter dem Hölzchen weggeht. Nun macht man, auf beschriebene Weise mit dem Bindefaden die Schlinge — und man hat ein Hölzchen eingeknüpft. Auf die nämliche Art verfährt man hierauf mit dem zweiten Hölzchen und zieht im Verfolg der Arbeit alle Mal das hinterste heraus, um es von neuem einzuknüpfen.

Die andern Pflöcke, welche in dem Tischchen stecken, dienen dazu, das gearbeitete Stück, wenn es zu lang wird, darum zu schlagen, um wieder bequem fortarbeiten zu können.

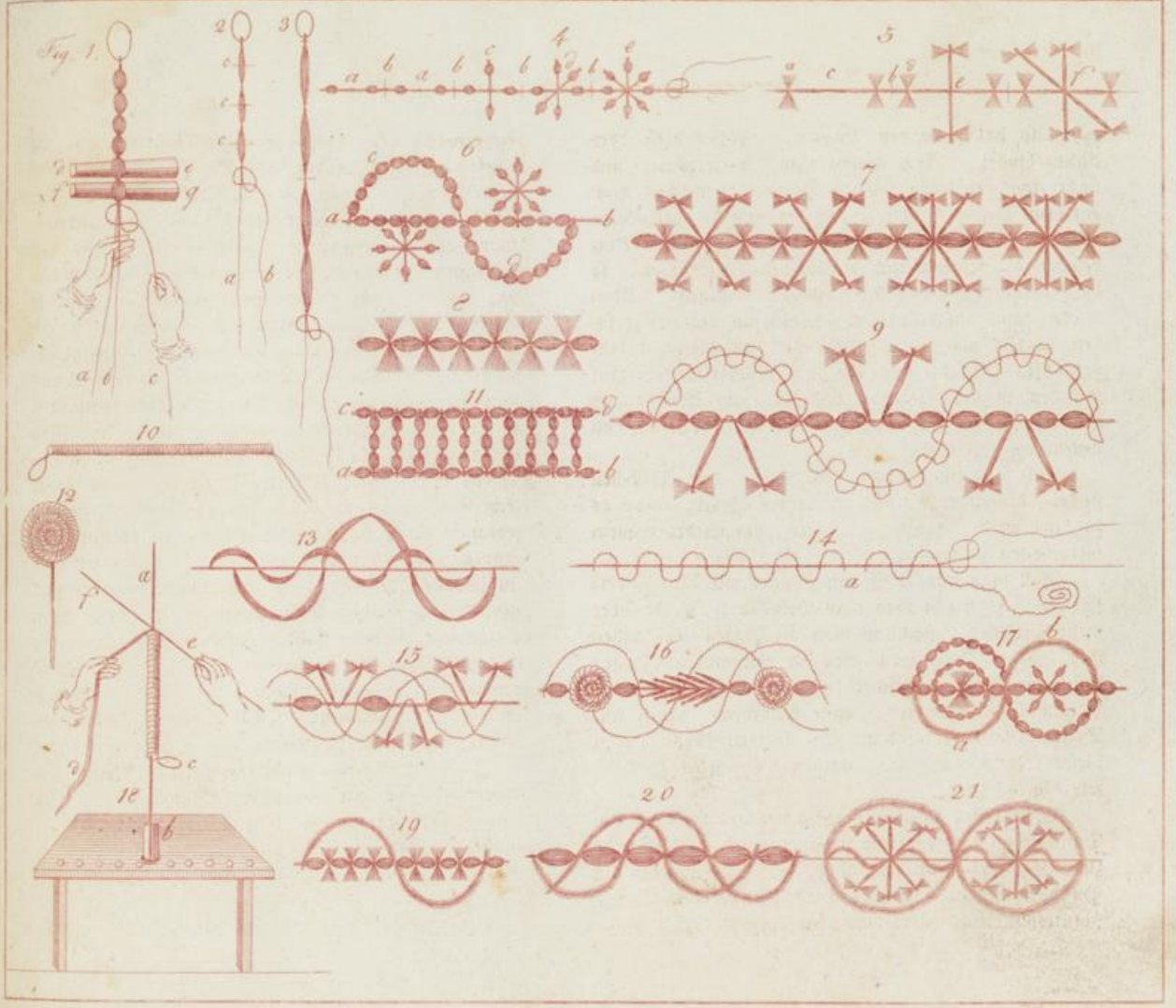
Will man nun z. B. ein Muster wie Fig. 6. verfertigen, so macht man nach Belieben 6, 8, 10 oder mehr Puffchen, nachdem man die Bogen groß haben will. Jedes Mal, wenn eine für die einzelnen Bogen bestimmte Anzahl Puffchen fertig ist, knüpft man als Merkmal einen Knoten, ohne Puffchen, damit alle Bogen gleich groß werden. Die übrigen Theile, welche dieses Muster verzieren, werden erst einzeln gemacht, wie Fig. 4. zeigt.

Man fangt auf die vorbeschriebene Art mit den Puffchen an, und macht in einer kleinen Entfernung zwey Knötchen neben einander, a, dann wieder ein Puffchen und in einer kleinen Entfernung einen Durchschnittspunkt b. Hat man eine Anzahl solcher Knötchen gemacht und abgeschnitten, so fängt man an, sie einzusetzen, wie man bey c sieht. Dieß geschieht folgender Maßen. Wenn man das Puffchen gemacht hat, so knüpft man in einiger Entfernung einen Knoten, nimmt das abgeschnittene Knötchen und setzt es mit der rechten Hand ein, so wie man ein Hölzchen einsetzt, macht wieder einen Knoten daran und in der nämlichen Entfernung wieder ein Puffchen, so bekommt man die Gestalt c. Hat man eine Anzahl davon fertig, so schneidet man sie wieder bey dem Durchschnittspunkte b durch und fängt die dritte Gestalt d an. Hiermit verfährt man auf die nämliche Art. Man nimmt das abgeschnittene Kreuz c und setzt es so ein, wie das erste, so entsteht die Figur d. Von dieser macht man wieder so viel, bis die ersten Kreuzchen verbraucht sind, schneidet sie wieder ab und bildet die Figur e. Es ist noch zu bemerken, daß man nach dem zweiten Puffchen, wo abgeschnitten werden soll, zwey Knoten machen muß, damit die Puffen, wenn sie eingesetzt werden, nicht aufgehen. — Schöner wird sich das Muster Fig. 6. ausnehmen, wenn die Stangenpuffchen a b etwas kleiner sind, als die Bogenpuffchen. Zu dem Ende ist es nöthig, Hölzchen von verschiedener Größe zu haben.

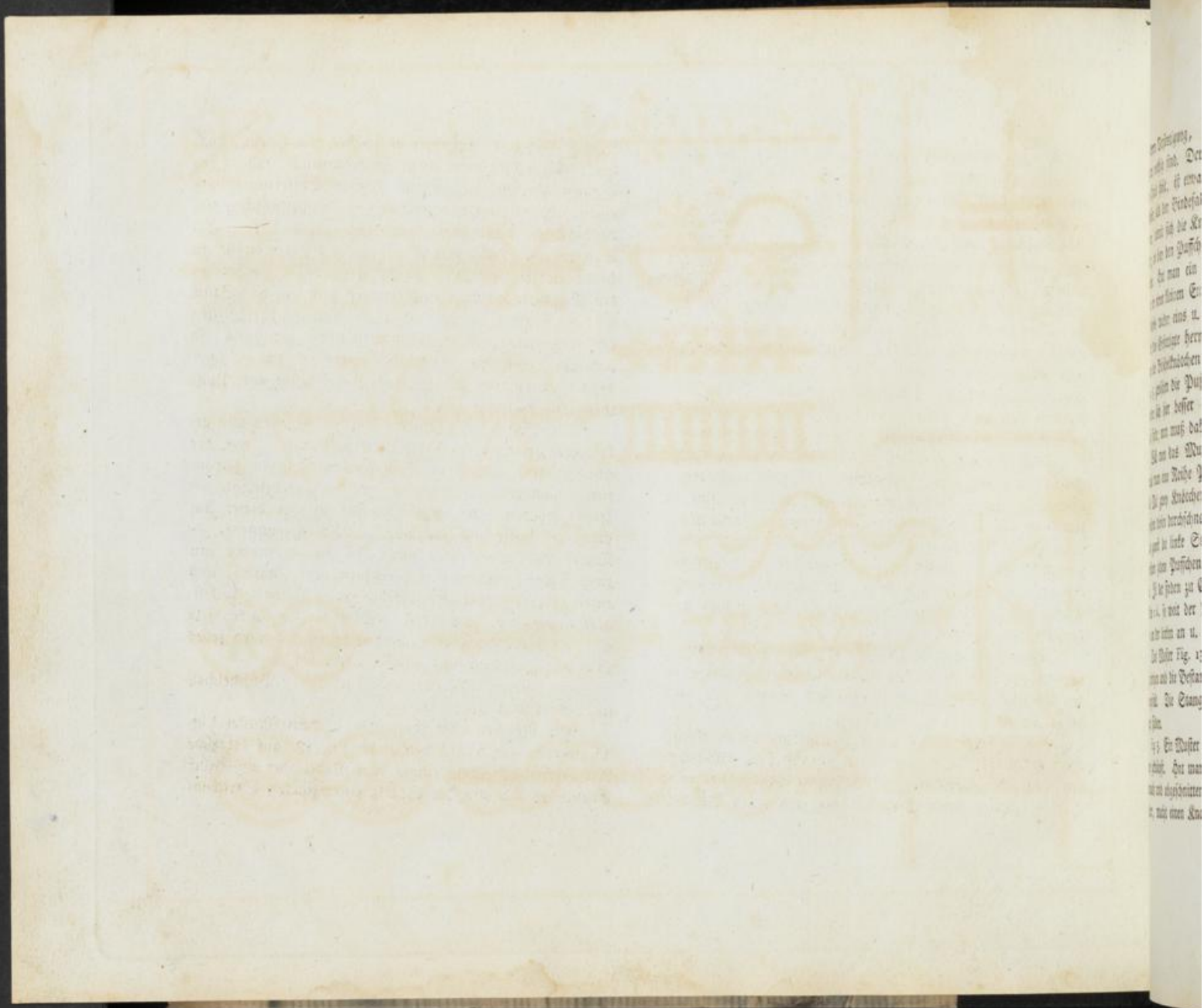
Diese Art Agremens müssen sich auf Matins und Ueberröcken sehr gut ausnehmen, wenn die Kanten damit besetzt werden. — Die Farben der Seide belieben sich die Damen nach der besondern Bestimmung dieser Verzierungen und nach ihrem Geschmacke selbst zu wählen.

Eine andere Art sind die Büschelknötchen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu deren Verfertigung, wie Fig. 2. zeigt, nur zwey Faden nöthig sind. Der eine a, den man in der linken Hand hält, ist etwas stärker, als der andere, b. Dieser, als der Bindefaden, muß deßwegen schwächer seyn, damit sich die Knötchen, die auf die nämliche Art, wie bey den Puffchen gemacht werden, recht fest ziehen. Hat man ein Knötchen gemacht, so macht man in einer kleinen Entfernung das zweyte und setzt an dieses wieder eins u. s. f. Bey den Strichen c c c wird das Gefertigte hernach durchgeschnitten, wodurch man die Büschelknötchen erhält, die in dem Muster Fig. 8. zwischen die Puffchen eingeknüpft sind. Diese werden sich hier besser ausnehmen, wenn sie etwas groß sind; man muß daher größere Hölzchen nehmen.

Will man das Muster Fig. 11. verfertigen, so macht man eine Reihe Puffchen, so daß nach dreien alle Mal zwey Knötchen geknüpft werden, um sie zwischen diesen durchschneiden zu können. Dann macht man zuerst die linke Stangenseite a b, und knüpft zwischen jedem Puffchen die dreifachen Querpuffchen ein. Ist der Faden zu Ende, so macht man die rechte Seite c d, so weit der Faden reicht, fängt nun wieder an der linken an u. s. f.

Das Muster Fig. 13. ist ebenfalls sehr leicht zu verfertigen und die Bestandtheile desselben unter Fig. 3. vorgestellt. Die Stange desselben besteht nur aus zwey Fäden.

Fig. 5. Ein Muster mit Büschelknötchen in Kreuzchen geknüpft. Hat man eine Anzahl Büschelknötchen gemacht und abgeschnitten, so nimmt man wieder zwey Faden, macht einen Knoten, setzt bey a ein Büschelknötchen ein und verknüpft es wieder mit einem Knoten. Nun läßt man einen Zwischenraum, macht bey c einen Knoten und in einer kleinen Entfernung noch einen. Dann setzt man wieder ein Büschelknötchen ein, bemerkt bey b die Durchschnittsstelle, u. s. f. Hat man so eine Reihe fertig, so zerschneidet man sie an den bemerkten Stellen, fängt wieder wie vorher an ein Büschelknötchen d einzuknüpfen und setzt das Stück a b bey e ein ꝛc. Werden diese Kreuze abgeschnitten und nochmals zwischen Büschelknötchen geknüpft, so bekommt man die Gestalt f, woraus das Muster Fig. 7. zusammen gesetzt ist, dessen Stange aus Puffchen und Büscheln besteht.

Die Bogen des Musters Fig. 9. bestehen aus gekrepptem seidenen Gorl. Dieser ist nicht, wie der gewöhnliche, auf Drath, sondern auf Zwirn gesponnen, nachdem dieser vorher auf der Zwirnmühle gekreppt worden. Er ist viel leichter und zu dieser Absicht viel besser als der über Drath gesponnene. — Dieser Gorl wird zuvor nach Fig. 14. besonders mit zwey Faden, einem von Weißgarn oder Zwirn, und einem Binde- oder Knüpffaden von Seide, zacken- oder bogenförmig gebunden. Sind so viel Zacken fertig, als die Bogen groß werden sollen, so wird jedes Mal ein Zwischenraum gelassen, wie bey a.

Ein anderes Muster aus Puffchen, Büschelchen und Gorl sieht man Fig. 15.

Die Röschen oder Schnecken in dem Muster Fig. 16. werden auf dem Arbeitstische Fig. 18. auf folgende Art verfertigt: Man nimmt eine Nadel oder ein Stück Eisendrath a b von der Stärke einer starken Stricka-

del, oder noch stärker, je nachdem die Röschen groß werden sollen, und steckt ihn in das bey b in dem Tische befindliche Loch. Hierauf glüht man feinen Messingdrath, Nr. 4 oder 5, schneidet ihn in Stücken von 8 bis 12 Zoll, nimmt ihn doppelt zusammen und dreht an dem einen Ende ein Ringelchen c. Diesen Drath schlägt man um die Nadel und dreht ihn fest. Nun nimmt man einen Faden Seide d in die linke Hand, schlägt ihn um die Nadel, hält ihn fest, schlägt mit der rechten Hand den Drath e nach der linken und nimmt das Ende f von der linken zur rechten Hand, wodurch der Faden befestigt wird. So fährt man fort, bis die verlangte Größe fertig ist. Jetzt wird der Drath oben am Ende verschlungen, der Seidenfaden abgeschnitten und das fertige Stück abgezogen, worauf es die Gestalt Fig. 10. hat.

Nun nimmt man das Ringelchen a in die linke, das andere Ende b aber in die rechte Hand und windet es schneckenförmig zusammen, so entsteht das Röschen Fig. 12. Soll es sammetartig aussehen, so schneidet man Fig. 10. mit einer spitzigen Schere auf und dreht es auf vorbeschriebene Art zusammen. — Auch in der Länge und in Bogen kann man sich desselben bedienen. Man dreht es einige Mal, worauf es rund wird. Aufgeschnitten sieht es wie Chenille aus.

In dem Muster Fig. 17. bestehen die Bogen a b aus Chenille, die andern aus Puffchen.

Fig. 19. Ein Muster mit Chenillebogen und Büschelknötchen.

Fig. 20. Eins mit doppelten Chenillebogen.

Fig. 21. Ein Chenillemuster mit Kreuzchen, welches man aus verschiedenen Farben verfertigen kann und das sich, wenn diese gut gesetzt sind, sehr schön ausnimmt. Die Stange besteht nur aus zwey Faden, der unterste aus Zwirn oder Weißgarn, der Knüpffaden aber aus Seide.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

VI.

Häusliche Oekonomie.

1. Zimmerverzierungen.
2. Kochkunst.

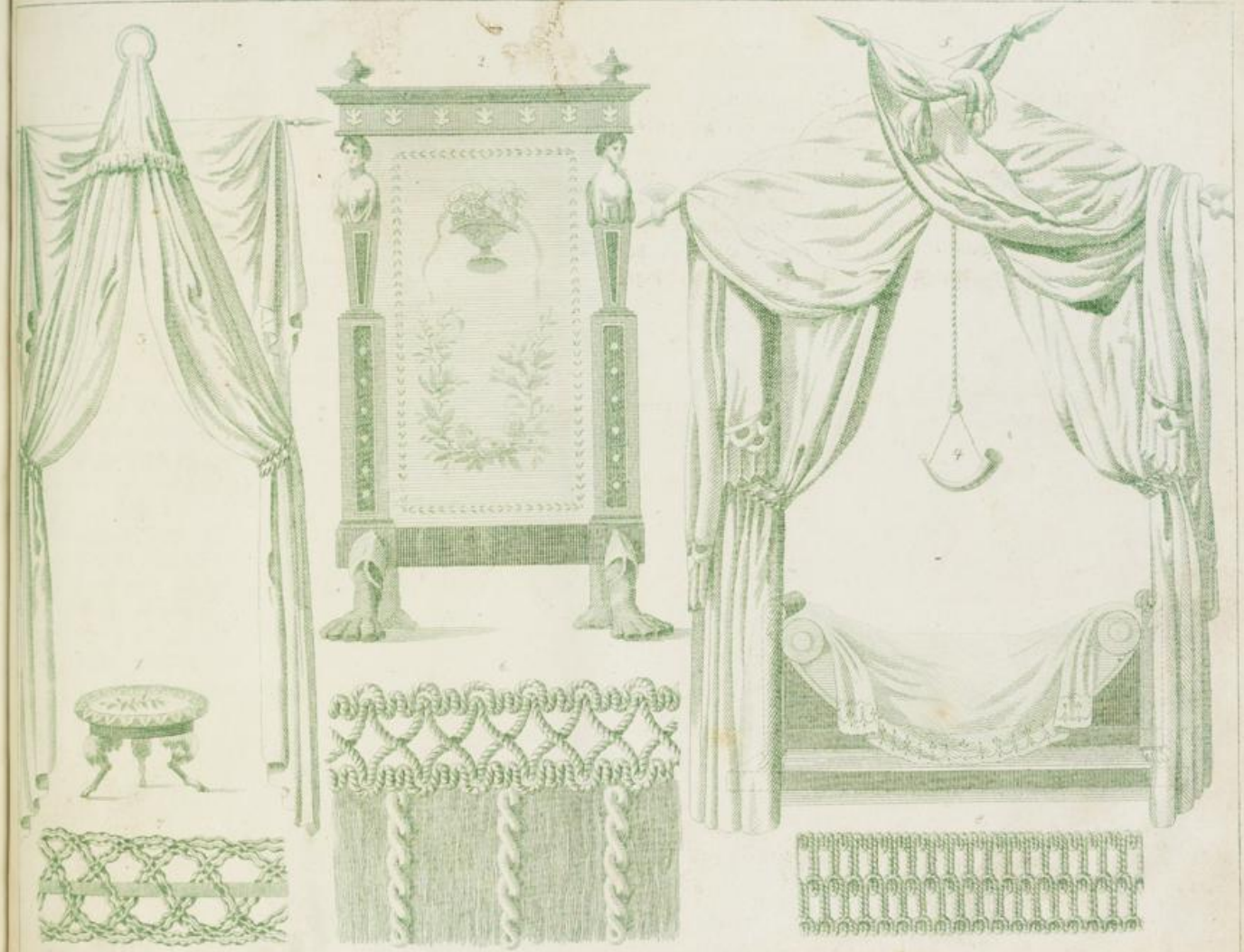
VII.

Regeln zur Erhaltung und Vervollkommnung der weiblichen Schönheit.

Belehrung über die Haut.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zimmerverzierungen.

Den Damen, welche sich ein angenehmes Geschäft daraus machen, die Verzierungen ihrer Zimmer geschmackvoll zu arrangiren, wollen wir wieder mit einigen Ideen zu Hülfe kommen.

Der Fußtritt Nr. 1 auf Tab. 20, mit Stickerei nach Art der Gobelin-Manufaktur, ist nach dem neuesten Geschmack nicht mehr in Form eines Sopha, sondern ganz rund, mit drei Ziegenfüßen. Das Holzwerk, wenn es mit dem übrigen Meublement nicht harmonirt, kann man am besten bronziren lassen, weil es dann zu allem paßt.

Nr. 2. Ein Ofenschirm, in Atlas oder anderm seidenen Zeuge gestickt. Das Gestelle nimmt sich am besten in Mahagony aus, und die Verzierungen in Bronze. Da die Köpfe unbronzirt sich nicht gut ausnehmen, so müssen sie ohne Bronze nicht gestochen, sondern gedreht seyn.

Nr. 3. Ein Fenstervorhang à la tente, der sich am besten markirt, wenn die Draperie bunt und die Vorhänge weiß sina, Er ist hier deßwegen ganz ohne Franze angegeben, weil man im Kleinen keine Façon davon sehen würde. Dagegen findet man auf dieser Platte Nr. 6, 7, 8. Borden- und Franzenmuster besonders dargestellt. Die überhäufte Menge der grellen Franzenmuster ist Ursache, daß man jetzt, statt derselben, eine Mischung von Franze und Borde liebt. Man besetzt nämlich alles, was aufrecht geht, mit Borde, und das, was quer geht, mit Franze, die ganz simpel und ohne alle Façon ist. Was man allenfalls als Façon nehmen könnte, ist eine Raupe, welche in einer Entfernung von vier Zoll daran hängt. — Wenn die Draperie bunt ist, so werden Borden und die dicken Schnuren zum Aufnehmen der Vorhänge auch bunt.

Eine Meuble, welche ebenfalls auf geschmackvolle Verzierung Anspruch macht, ist der Klingelzug. Nr. 4 stellt einen in Gestalt eines Waldhorns von Bronze dar. Dieses hängt an zwei Ketten, die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von einer hohlen Eichel aufgenommen werden, aus welcher oben die Schnur, welche nach den Farben der Drapirung gewählt wird, hervorgeht.

Nr. 5. Eine Bettnieſche, die in einem Schlafzimmer, das eine Breite von 4 bis 5 Ellen hat, mit Bequemlichkeit im Hintergrunde angebracht werden kann, wenn man einen Raum von 4 Ellen in der Länge dazu anwenden kann. Hinter dem Vorhange, welcher zum Auf- und Zuziehen gemacht ſeyn muß, kann man dann zu beiden Seiten, alle Bequemlichkeiten — in Geſtalt einer Toilette — anbringen. Will man die Nieſche elegant haben, ſo kann man ſie mit dem nämlichen Taffet, wovon Vorhänge und Bettdecke ſind, wattirt und durchnäht ausſchlagen. Die Beſetzung der Vorhänge iſt dieſelbe, wie bey den Fenſtervorhängen.

Espenhayn.

Kochkunst.

Der ökonomische Theil dieses Almanachs wird, wie billig, mit einigen Anweisungen für die Küche bereichert. Man darf darauf rechnen, daß diese am wenigsten übersehen werden möchten. Ja, ich habe sogar das Herz zu behaupten, daß, wenn dieser Almanach unter den Männern einige Leser finden sollte, er dieß vielleicht den guten Küchenrezepten, die darin erwartet werden, am allerersten zu verdanken haben möchte.

Die Männer mögen es nun von sich ablehnen so viel sie wollen, eine gescheite Frau weiß doch wohl, daß sich mit einem neuen, guten Gericht bey ihrem gestrengen Eheherrn mehr Runzeln von der Stirn vertreiben lassen, als mit dem gelungensten Gedicht, das sie ihm an seinem Namens- oder Geburtstage unter das Couvert legt — und hätten es die Musen ihr selbst in die Feder diktirt. Die Entrée zu dem Repas, zu welchem ich einlade, eröffnet eine

Krammetsvögel-Suppe.

Man schwemmet die Vögel, macht die Brüstchen ab, das andere wird im Mörser gestoßen, reibt eine Hand voll schwarzes Brot, röstet es bräunlich, schüttet die Vögel zu dem Brot und läßt es noch ein wenig mit rösten, schüttet gute Fleischbrühe daran, und läßt es recht kochen. Hernach schlägt man es durch, thut das Gelbe von einem Ey, und Saft von einer halben Zitrone dazu. Man kann auch Leberschnitte und geröstetes Brot daran thun. Die Brüste werden auf das Brot gelegt, und die Suppe darüber angerichtet.

Gänseleber-Papilloten.

Man schneidet von einer schönen Gänseleber das Beste in dünne Stücken und nimmt das übrige zur Farce, hackt es, mit ein wenig Scharlotten, Petersilie, Gewürz und etwas Speck recht fein durch. Alsdann schmieret man die Papilloten mit Butter, legt um jede herum ein sehr dünnes Stückchen Speck, legt die Farce hinein, und thut auf jedes ein Stück Gänseleber, streuet oben Weckmehl darauf und bäckt sie in der Tortenpfanne etwas schnell.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zitronenschaum zu machen.

Von 4 oder 5 Zitronen, nachdem sie groß oder klein sind, wird die Schale abgerieben, und der Saft wohl ausgedrückt, 1½ Schoppen Wein, ¾ Pfund Zucker, dieses zusammen durchgeseihet und in einen hohen Topf gethan, hernach 12 ganze Eyer dazu, und auf vielem Kohlenfeuer recht geschlagen, bis es seine rechte Dicke hat; es muß nur nicht kochen. Er muß aufs früheste zwischen 11 oder 12 Uhr gemacht werden, sonst fällt der Schaum.

Ragout von Ochsengaumen.

Zwey Gaumen werden weich gekocht und abgeschält. Zur Farce nimmt man 1 Pfund Kalbfleisch, zwey geschälte, eingeweichte und ausgedrückte Milchbrote, ¾ Pfund Nierenfett, 2 bis 3 Eyer, etwas Muskatennuß und Salz. Dieses alles wird wohl unter einander gehackt, Farce hinein gethan, Schinken länglich geschnitten und darauf gelegt. Dieses wird darauf zusammen gerollt, und mit Bindfaden zusammen gebunden. Man läßt es in einer Krebs-Sauce stehen, und zieret beim Anrichten die Gaumen mit Krebsschwänzen und Scheren. Man kann auch die Sauce von Jus machen.

Gefüllte Artischocken-Böden.

Die Artischocken werden recht weich gekocht, die Blätter abgemacht, und davon das Markige und von den Krebsen das, was inwendig gebraucht werden kann, genommen. Ferner auf 6 bis 7 Artischokken-Böden 1½ Milchbrot, etwas Kalbfleisch, und ein wenig Ehrenpreis. Das Milchbrot wird abgeschält, in die Krebsbutter eingetunkt, und mit etwas Gewürz, etlichen Scharlotten und Salz unter einander gehackt, die Böden mit Eyweiß angestrichen, und darauf die Farce fingersdick darauf gelegt, aber ganz rund gemacht. Hernach wird es wieder mit Eyweiß bestrichen, in die Krebsbutter oder Sauce gelegt, und so lange stehen gelassen, bis sie gar sind. Beim Anrichten ziert man sie mit Krebsschwänzen und Scheren.

Spanischer Papp.

Es wird ein Maß Milch aufs Feuer gestellt, und ehe sie kocht ½ Pfund weißes Mehl mit kalter Milch glatt gerührt. Man läßt diese hineinlaufen, thut ½ Pfund Zucker hinzu, und rührt den Papp so lange, bis er gar ist. Alsdann wird er vom Feuer gestellt, das Gelbe von 8 Eyern hinein gerührt, ein wenig an dem Feuer gerührt, auf eine Schüssel geschüttet, Zimmt darauf gestreut, und alsdann gegessen.

Glasur zu machen.

Man läßt Kalbsfüße oder Kalbsknochen recht gar kochen. Wenn sie erkaltet sind, hebt man das Fett ab, setzt es wieder aufs Feuer, thut das Weiße von einem Ey dazu, läßt es zusammen kochen und durch ein Tuch laufen. Alsdann setzt man es wieder aufs Feuer und läßt es recht kochen.

Man kann diese Glasur einen ganzen Winter aufheben, und zu Fricandeau und zu allem, was braun ist, gebrauchen; nur darf kein Körnchen Salz dazu gethan werden, weil es sonst verdirbt. Man bestreicht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das Braune damit, wenn es angerichtet wird, und es bekommt einen schönen Glanz.

Früchte zu glaciren.

Man muß feinen Zucker mit Wasser läutern, selbigen aber recht stark sieden und ihn verkühlen lassen, hierauf die Früchte in den Zucker tauchen, alsbald wieder heraus nehmen, auf reines Stroh legen, bis sie trocken werden, dann in ein Glas oder steinernes Geschirr thun, dieses fest zubinden, daß keine Luft daran kommt, in einen tiefen Keller setzen, und wenn es nicht frisch genug seyn sollte, in die Erde vergraben. Wenn solche Früchte auf den Tisch kommen sollen, braucht man nur daran zu klopfen, und der Zucker fällt sogleich ab.

Champignons zu konserviren.

Man nimmt ganz frische Champignons, macht sie recht rein, ohne sie zu waschen, schmort sie in Butter und läßt sie darin kalt werden, dann rührt man ein Loch in die Butter und läßt das Wasser davon laufen. Nun läßt man sie in der nämlichen Butter nochmals kochen, und verwahrt sie mit selbiger in Gläsern oder steinernen Töpfen.

Bouillon-Täfelchen.

Zwey alte Hühner, 4 Pfund Kalbsknochen, 5 Pfund Rindfleisch, nebst den gewöhnlichen Suppenwurzeln. Dieß alles in 10 Maß Wasser gekocht — jedoch muß im Topf noch eine Hand hoch leer seyn — damit das Wasser über das Fleisch geht. So wird alles zusammen gekocht, bis das Rindfleisch weich ist — dann die Suppe durch ein Tuch abgegossen — wieder ans Feuer gesetzt und so lange kochen lassen, bis sie so dick wird, daß sie Perlen wirft — weg gesetzt und in eine Blechform gegossen. Man läßt es nun so lange stehen, bis es fest ist, worauf man es in kleine Täfelchen zerschneidet.

Eine Punschgelée.

Man nehme 2 Stück Hausenblase, ungefähr 2 Loth, klein geschnitten und über Nacht eingeweicht, von 6 Zitronen den Saft, von 3 die Schale abgerieben, guten Thee angesetzt, davon dritthalbe Tasse, 1 Pfund Zucker mit einem Nösel Wasser und das Weiße von 2 Eyern genommen, geläutert, alles kalt werden lassen und durch ein Tuch in eine Salatière laufen lassen. Zuletzt schüttet man anderthalbe Tasse rechten guten Arak dazu. Man muß es den Tag vorher machen, daß es steif wird.

Eine Torte von Ochsenzunge.

Man hackt das zarte von einer wohlgekochten Ochsenzunge mit 2 Loth Mark, thut ein Glas Wein und eben so viel Wasser, etwas Salz, vor F. Rosenwasser etwas Pfeffer, Muskatennuß, geschnittenen Citronat, 12 Loth kleine Rosinen, 2 Eyer, 1 Loth Zimmt, ½ Pfund Zucker oben und etwas in Stücke geschnittene Butter dazu, deckt einen Deckel darauf, und bäckt es. Es wird warm gegessen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jus zu machen.

Man belegt den Topf mit Speck oder Speckschwarten, nimmt vom mittelsten Schwanzstück Rindfleisch 1 bis 2 Pfund, klopft es, schneidet es in Scheiben und legt es auf den Speck, thut dazu, Selleriekopfe, Zwiebeln, Welsche Zwiebeln, gelbe Rüben, Petersilien-Wurzeln, etwas Schinken (auch, wenn man will, etwas Gewürz), deckt es zu, setzt es über glühende Asche, und läßt es, damit es ziehe, die Nacht durch stehen.

Des Morgens vermehrt man das Feuer, bis es braun und ein wenig dick wird. Darnach schüttet man es ab, und setzt das Fleisch wieder auf, bis es braun wird.

Darnach schüttet man Fleischbrühe dazu, läßt es auf gelindem Feuer, bis es gut ist, kochen, schlägt es hierauf durch und schüttet es zu dem zuerst abgeschnittenen.

Karpfen-Grenade.

Man nimmt 8 Pfund Karpfen, scheidet denselben wohl von Gräten und hackt ihn sehr fein. Ferner hackt man eine Zwiebel, Pfeffer, Salz, Muskatennuß, ein in Wasser eingeweichtes, ausgedrücktes und geschältes Milchbrot, nebst zwey ganzen Eyern und dem Gelben von zweien und einem guten Stück Butter, recht fein zusammen, bestreicht eine Kasserolle mit Butter, thut die Hälfte von dem gehackten auf den Boden und neben hinauf und in die Mitte folgendes Ragout: ein Paar Kälbermilche in Krebsbutter geschwemmet, ein wenig Morcheln, Mehl, Salz, Pfeffer, Muskatennuß, Krebsschwänze, Fleischbrühe. Oben drauf wird der übrige gehackte Karpfen mit etwas Krebsbutter und Weckmehl gelegt, von allen Seiten gleich vertheilt und langsam gebacken. Zur Sauce wird Krebsbutter, Mehl, Fleischbrühe, Morcheln, Krebsschwänze, Salz und die Milch von dem Fleisch genommen. Die Casserolle wird auf eine Schüssel umgestürzt, und dann ist es fertig.

Kräuter-Essig.

2 Hände voll Melissen,
— — — Tragant,
— — — Majoran,
— — — Lavendelblüthen,
50 Pfefferblätter,
50 Lorbeerblätter,
Orangeblüthe,
Pimpernell,
3 Mal drey Finger voll Basilikum, dunkelrothe Grasblumen, etwas weißen Pfeffer und Näglein, nach Gutdünken.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

VII.

Regeln zur Erhaltung und Vervollkommnung der weiblichen Schönheit.

Belehrung über die Haut.

Die Haut, deren Schönheit zu erhalten, wir mit Recht so besorgt sind, die den Hauptheil der körperlichen Annehmlichkeit des Weibes ausmacht, und bei deren Verunstaltung die einnehmendste Gestalt, die trefflichste Gesichtsbildung ihre Wirkung verfehlt, diese Haut näher kennen zu lernen, lohnt in mehr als einer Hinsicht der Aufmerksamkeit in einer müßigen Stunde.

Fragen wir nicht bei einer Blume, die uns gefällt, wie sie heiße, bei einer Speise, die unsern Gaumen kitzelt, wie sie bereitet sei? Und sollte der Gegenstand, welcher dem Weibe Bewunderung und Anbetung erwirbt, der ihm selbst täglich und stündlich einen Blick des Wohlgefallens ablockt, es nicht verdienen, daß auch er gefragt werde, was er sei?

Furchtsamkeit ist in die Natur des weiblichen Geschlechts verwebt und eine Zierde des Weibes. Aber sage man dem Mädchen: die blendende Weiße deiner Haut wird sich in Gelb ändern, ihre glatte Fläche wird rauh und uneben, die Röthe deiner Wange durch Flecken entstellt werden; dann wird diese Furchtsamkeit nicht in Furcht, sie wird in Entsetzen sich umwandeln, wie es des schrecklichsten Looses Ankündigung ihm kaum einzujagen vermöchte. Aber so wenig es möglich ist, eine Blume zu warten, deren Natur wir nicht kennen, eben so unmöglich ist es dem Mädchen, der hochreitzenden Bekleidung ihres Körpers zu pflegen, wenn sie selbst sie nicht kennt. Eine Pflanze, die wir nicht zu behandeln wissen, wird verwelken und mit ihr die Blume, die unserm Auge gefiel. — Und so wird das Kleid, welches die allgütige Natur in unaussprechlicher Vollkommenheit dem Mädchen mit mütterlicher Sorgfalt anlegte, es wird bald veralten, wenn die Natur und die Eigenheiten dieses Geschenks ihm unbekannt bleiben — und der Reitz ist dahin, welcher vorher mit Wonne des Mannes Sinn erfüllte und mit Bewunderung ihn zum Meisterstück der Schöpfung hinzog.

Was wir im gemeinen Leben Haut nennen, ist nicht eine einfache Hülle, welche das Fleisch unsers

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Körpers sammt dem darüber liegenden in seinen Zellen mehr oder weniger Fett enthaltenden Gewebe umgiebt. Dieses Organ, welches durch eine eigene Elastizität, Ausdehnbarkeit im hohen Grade, besonders, wenn sie allmälig geschieht, und verhältnißmäßige Zusammenziehungskraft sich auszeichnet, besteht vielmehr aus drei über einander liegenden, ganz verschiedenen und mit besondern Namen bezeichneten Substanzen. Der dem Körper zunächst gelegene durch Zellstoff bald lockerer, bald fester mit ihm verbundene Theil ist die eigentliche Haut, von Andern auch das Leder genannt; den obersten Theil der allgemeinen Bedeckungen, welcher so wohl in Krankheiten sich löset und, wie nach dem Scharlachfieber, neu ersetzt wird, als auch durch Brennen, Spanische Fliegen u. s. w. sich absondern läßt, nennen wir die Oberhaut. Zwischen beiden befindet sich diejenige Substanz, welche der Haut ihre Farbe giebt, und deren Beschaffenheit Schuld ist, daß uns der Neger schwarz, der Europäer weiß, der Gelbsüchtige gelb erscheint. Ihr Name ist nach ihrem Entdecker: Malpighischer Schleim oder Malpighi's netzförmige Substanz. Von jedem einzelnen Theile der Haut nun besonders.

Die eigentliche Haut oder das Leder ist der am meisten substanzielle Theil dessen, was im Allgemeinen Haut heißt. Sie ist von ansehnlicher Dicke, welche zwar nicht genau gemessen werden kann, auch nicht überall die nehmliche ist, doch aber von einem Normaldurchmesser, den man angenommen und auf eine Pariser Linie festgesetzt hat, selten bei einzelnen Subjecten, oder an einzelnen Stellen des Körpers besonders abweicht. Diese Haut ist zähe, stark dehnbar und besitzt einen hohen Grad von Contractilität. Sie besteht aus verhältnißmäßig, obschon nicht überall gleich weichem, biegsamem, aber festem und verdichtetem Zellgewebe, dessen Fasern mannichfaltig und innig mit einander verwebt und in ein Ganzes verbunden sind.

Die Farbe der Haut ist im natürlichen Zustande weiß; nur durch Blutunterlaufungen, Entzündungen und andere Zufälle, kann sich diese Farbe in Roth, Blau u. s. w. verändern. Diese Haut allein ist sehr empfindlich und schmerzt und blutet bei Verletzungen, denn ihr Zellstoff ist mit Nerven und Blutgefäßen aller Art durchflochten.

Daß die Haut viel Nerven hat, zeigt die Zergliederungskunst, daß aber selbst kein Punkt in ihr existire, wo nicht ein Nerve in unendlich feiner Zerästelung sich endige, wird daraus klar, daß jede Berührung der Haut empfunden wird, und jede noch so feine Verletzung derselben Zucken oder Schmerz erregt. Dem Auge und dem Messer entgehen diese kleinsten, in der Substanz der Haut sich vertheilenden Nervenfäden, weil sie so fein und zart sind, daß sie nur gedacht, nicht gesehen werden können.

Ferner ist die Haut von einer Menge blutführender Gefäße durchzogen, die aber im natürlichen Zustande nicht rothes Blut, sondern wegen der Feinheit ihrer Durchmesser nur weißes Blut, oder einen hellen durchsichtigen Saft führen. — Daß dieß so sey, beweiset die weiße, nicht rothe Farbe der Haut, der weiße Saft, welcher bei ganz leichten Verletzungen statt des rothen Blutes aus der Wunde quillt, die Lymphe, welche in Brandblasen und in den Blasen durch Spanische

nische Fliegen sich absondern, und nur durch die Thätigkeit der Endigungen der Blutgefäße dorthin geschafft wird.

Alle blutführenden Gefäße des menschlichen Körpers sind entweder Arterien oder Nerven, das heißt, Blut hin oder Blut zurück führende Gefäße. Das nämliche gilt auch von den blutführenden Gefäßen der Haut. — Daß Gefäße ersterer Art, nämlich Arterien oder Schlagadern, wirklich in Menge die Haut durchkreuzen, sehen wir theils im widernatürlichen krankhaft veränderten Zustande, bey so genannten Entzündungen; noch deutlicher und unläugbar aber zeigt uns dieß am Leichnam der Anatom, wenn er mit geschickter Hand eine gefärbte Flüssigkeit in die Stämme dieser Arterien einspritzt. Die Haut wird dadurch so gefärbt, wie die eingespritzte Flüssigkeit gefärbt war, welche man gewöhnlich schön roth wählt. Es lohnt der Mühe, dergleichen Präparate sich in den Museen der Anatomen zeigen zu lassen. Verhältnißmäßig groß muß auch die Anzahl der zurückführenden Gefäße der Haut seyn, weil nur durch sie die durch die Arterienmündungen abgesetzte Flüssigkeit wieder aufgenommen und zur Quelle des Blutes, zum Herzen, zurück gebracht werden kann. Aber an einigen Stellen liegen Nervenstämme von ansehnlicher Länge dicht unter der Haut, wie dieß an den Armen und Beinen, und in geringerm Maße an den Schläfen der Fall ist, wo bey einer zarten und weißen Haut die Hautvenen bläulich durchscheinen. Lymphatische Gefäße unterstützen die Hautvenen in ihrer Wirkung. Sie schlängeln sich in dem an ihrer innern Fläche befindlichen Zellgewebe, und ihre Stämme folgen dem Lauf der Venenstämme.

Die Haut hat, wie schon vorhin gesagt worden ist, zwey Flächen, eine äußere von der Oberhaut und dem Malpighischen Schleim bedeckte, und eine innere dem Körper zugekehrte. Letztere ruht auf dem den Körper umgebenden fast allenthalben mehr oder weniger mit Fett angefüllten, an manchen Stellen vorzüglich dadurch ausgestopften Zellstoff, welcher dieser Eigenschaft wegen überhaupt den Namen der Fetthaut erhalten hat. Von der Anlage dieser mit ihr in Verbindung gesetzten Theile, von denen das Messer sie ganz zu befreien nicht vermag, ist die dem Körper zugekehrte Fläche der Haut jederzeit unregelmäßig rauh. Eine desto schönere Bildung hat die äußere Fläche der Haut, welche von dem Malpighischen Schleim zunächst bedeckt wird, und diese verdient unsere ganze Bewunderung. Sie ist ebenfalls rauh, aber in ihren Unebenheiten herrscht eine Regelmäßigkeit und Schönheit, wie man sie nur an wenigen Organen des thierischen Körpers in dieser Vollkommenheit antrifft. Sie erhebt sich hier in unzählbaren Hügeln und Wärzchen, welche durch die, diese Hügel umgebende und genau nachbildende Oberhaut erst recht sichtbar werden. In einigen Gegenden der Haut scheinen sie ohne Ordnung hingeworfen zu seyn; in andern bilden sie erhabene Linien, welche in einer bestimmten Ordnung an einander gelegt sind, wie an den Fingerspitzen. Man nennt diese Hautwärzchen, jene Hautkörner. Die Hautwärzchen werden auch Gefühlwärzchen genannt, weil sich an den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stellen des Körpers, an welchen man die mehresten antrifft, zugleich eine größere Empfindlichkeit zeigt, und weil man durch mikroskopische Untersuchungen eine ganz eigene Art der Ausbreitung des von seiner Bekleidung entblößten Nerven in diesen Wärzchen gefunden haben will. Namentlich gilt dieß von den Spitzen der Finger und Zehen und den Brustwarzen der Frauen. Zwischen den Hügeln der Haut finden sich kleine Vertiefungen, Rinnen oder Furchen; mehrere stoßen da, wo die Hautkörner ohne bestimmte Ordnung liegen, in gemeinschaftliche Winkel zusammen. Diese Winkel liegen immer etwas tiefer als die Furchen, und in einem jeden ist gewöhnlich ein Haar angebracht. Diese sich durchkreuzenden Furchen sind desto merklicher und geben der äußern Fläche der Haut eine stärkere Rauhigkeit, je weniger sie ausgedehnt, und je mehr sie zusammengezogen ist; sie werden dagegen desto unmerklicher, und die äußern Flächen eben deswegen desto glatter, je mehr sie ausgespannt und ausgedehnt ist. Deutlicher sind daher diese Furchen und Winkel bey magern Personen und wo die Haut durch Kälte zusammengezogen ist; unmerklicher werden sie, wo Fett und Wärme die Haut ausgedehnt haben. Endlich finden sich an denjenigen Stellen der Haut, welche nur mit wenigen oder gar keinen Haaren besetzt sind, auch wenig Furchen, und folglich wenig Winkel, in welchen sie zusammen stoßen könnten. Diese Stellen erscheinen glatter und geebneter.

Wir dürfen hier auch die kleinen Oeffnungen nicht vergessen, welche selbst im gemeinen Leben unter dem Namen der Poren oder Schweißlocher bekannt sind. Ihr Daseyn ist unbestreitbar, denn sie geben sich dem Auge selbst zu erkennen, und sind besonders dann sichtbar, wenn der Körper warm und im Ausdünsten begriffen ist. Und man würde auch an ihnen nicht zweifeln dürfen, wenn selbst das bewaffnete Auge sie nicht zu entdecken vermöchte, denn wir sehen ja den Schweiß, der nothwendig durch Oeffnungen aus dem Körper dringen muß, weil er sonst gar nicht entstehen könnte. Eine Ordnung, in welcher diese Poren die Fläche der Haut bedecken, giebt es nicht; sie sind überall unregelmäßig vertheilt und ihre Lage richtet sich ganz nach der Art der Verästelung der Arterienzweige, in welche sie übergehen.

Noch bemerken wir auf der Haut da, wo sie Gelenke überzieht und die Biegung dieser Gelenke nicht hindern soll, wie an den Gelenken der Finger und in der flachen Hand, oder wo unterliegende Muskeln sie hervorbringen, wie an der Stirn, Runzeln und gefurchte Linien, die aber mit den oben beschriebenen Furchen ganz verschiedener Art und von sehr unterschiedenem Nutzen sind. Der Schweiß sammelt sich häufig in solchen Gelenkfurchen, weil er dort langsamer verdunstet, vielleicht auch, weil dort größere und mehrere Poren befindlich sind, welche jedoch noch nicht bewiesen werden können. Die Menge der Runzeln nimmt an manchen Stellen mit dem Alter zu, weil weniger Fett die Muskeln bedeckt. Andere gefurchte Linien finden wir nur bey ganz jungen Kindern, z. B. die Ringe an den Armen und Beinen, weil rund um sie herum das Fett sich stark angehäuft hat, und hier sind sie Folge der stärkern Zunahme an Fett.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So genannte Mitesser kommen in der Haut gewöhnlich nur im hohen Alter vor. Es sind kleine schwarze Pünktchen, welche tief in der Haut stecken, und sich leicht ausdrücken lassen, und an denen man ein längliches Fettklümpchen hängen sieht. Die Entstehungsart dieser Mitesser ist noch nicht außer allem Zweifel. Wahrscheinlich ist es jedoch, daß außer den aushauchenden Poren der Haut noch einzeln zerstreute drüsichte Höhlen eine Feuchtigkeit absondern, welche zur größern Geschmeidigkeit der Haut beiträgt, und daß in diesen drüsichten Höhlen dadurch, daß sie sich verstopfen und die enthaltene Fettigkeit ausartet, Mitesser gebildet werden.

Eine allgemeine Beweglichkeit, wie am Felle der Thiere, nehmen wir an der menschlichen Haut nicht wahr. Diese fehlt dem Menschen deswegen, weil ihm der allgemeine Hautmuskel oder die so genannte Fleischhaut fehlet, durch welche das Thier sein Fell nach Gefallen bewegen kann. Nur an folgenden wenigen Stellen finden sich an unserm Körper Hautmuskeln: zu beiden Seiten des Halses einer, und der Stirnmuskel in der Stirn. An andern Stellen endigen sich Fleischfasern in die Haut selbst, z. B. an den Lippen, Mundwinkeln, Nasenflügeln und Augen, und auch diese haben dann auf die Bewegung der Haut Einfluß.

Außerdem bemerken wir aber noch an der Haut eine ganz eigene Bewegung, die nicht in unserer Willkühr steht und nicht eine Folge von der Wirkung der Muskelfasern ist. Ich meine hier diejenige Zusammenziehung der Haut, welche gewöhnlich durch Kälte hervorgebracht wird, und an einigen einzelnen Stellen besonders merkwürdig und auffallend ist, und welche auch die Gänsehaut, eine sehr häufige Erscheinung, veranlaßt.

Die äußerste Fläche der Haut bildet das Oberhäutchen, oder die Epidermis, und diese ist von der eigentlichen Haut durch die Malpighische Schleimhaut getrennt. Die Oberhaut ist ein feines, mehr oder weniger dünnes in geringerm Grade dehnbares Häutchen, welches für die Oekonomie des Körpers von der größten Wichtigkeit ist. Diese Haut hat kein eigenthümliches Leben, weder Gefäße noch Nerven, ist daher ohne Empfindung und blutet für sich nicht. Sie ist schwerer verweslich, als die übrige Haut, welche sie überall und in allen ihren Vertiefungen, Furchen und Erhabenheiten auf das genaueste und engste überzieht, und von ihr nur durch gewaltsame mechanische oder chemische Einwirkung, durch Abschälen, Brennen, Spanische Fliegen u. dergl. abgesondert werden kann. Die ausdünstenden Gefäße der eigentlichen Haut durchbohren sie überall und selbst da, wo sie von sehr ansehnlicher Dicke, wie in den Händen und an den Fußsohlen, ist.

Die Oberhaut nutzt sich durch das Reiben an andern Körpern allmälig ab. In dem Maße aber, wie dieß geschieht, erzeugt sie sich unmerklich aufs neue, ja sie erzeugt sich da am schnellsten und nimmt eine ungewöhnliche Dicke an, wo sie am mehresten und kräftigsten mit andern Körpern in Berührung kommt. Geschieht dieß mit einem zu heftigen Drucke, auf eine noch zarte Oberhaut, so entsteht eine Schwiele, eine verdickte, härtere, hornartige Oberhaut, die sich in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mehrere, und in desto mehr Plättchen zertheilen läßt, je dicker sie ist.

Eine Fortsetzung der Oberhaut und ein ihr sehr verwandtes Product sind die Nägel, hornähnliche Verlängerungen auf den Rücken der äußern Glider der Finger und der Zehen. Sie hängen mit der Oberhaut sehr genau zusammen, und lösen sich, wie diese, durch heißes Wasser von der todten Haut. Man unterscheidet an ihnen die Wurzel, welche sich in die Oberhaut verliert, den auf der Haut fest sitzenden Theil und den frei liegenden nicht mit der untern Fläche auf der Haut befestigten Theil, der, wenn er nicht abgeschnitten wird, etwas gekrümmt über die Endigungen der Finger und Zehen hervorragt. Dieser letzte Theil ist stärker als die Wurzel. Die Nägel wachsen wie das Oberhäutchen durch Fortrückung, widerstehen ebenfalls lange Zeit der Verwesung, und können verletzt werden, ohne daß sie schmerzen, denn sie haben so wenig, wie die Oberhaut, Nerven und Blutgefäße. Verletzung der Nägel schmerzen nur dann, wenn die unter ihnen liegende Haut dadurch entblößt wird. Die Farbe der Nägel ist beim Europäer weiß, beim Mohren werden sie schwärzlich durch den darunter liegenden dunkel gefärbten Malpighischen Schleim.

Malpighis netzförmige Schleimhaut oder Schleimnetz nimmt den Raum zwischen der eigentlichen Haut und der Oberhaut ein, und besteht aus einem Netze der feinsten Gefäße, welche eine schleimige, im Wasser auflösliche Flüssigkeit um sich her absondern. Dieser Schleim, welcher die eigentliche Haut mit der Oberhaut verbindet, ist weder an allen Stellen der Haut des nämlichen Menschen, noch überhaupt bey allen Menschen von gleicher Farbe. Er scheint durch den Einfluß des Lichtes und der Wärme mannichfaltig modificiret zu werden, und nach der Veränderung, die er erleidet, richtet sich die Farbe der ganzen ursprünglich weißen Haut. Daher rührt die braune Farbe des von der Sonne verbrannten Landmannes, des Soldaten, des Bewohners des südlichen Europa, die mit der schönen Weiße des zarten Mädchens in unsern Gegenden sattsam contrastirt; daher die verschieden gemischte schwarze Farbe der Afrikaner, der Amerikaner kupferrothe und die schwarzbraune Haut der Südsee-Insulaner.

(Die Fortsetzung über den Nutzen und die Erhaltung der Haut, im nächsten Jahrgange 1808.)

Inhalt.

I. Bildung zur Kunst und zum schönern weiblichen Leben.

1. Lina's Briefe an ihre Mutter Seite 3—17
2. Erscheinungen . . . . . — 18—22
3. Briefe aus der Sächsischen Schweiz. Von Thiersch . . . — 23—47
4. Ueber weibliche Kunstliebhaberei — 48—50
5. Der schöne Zirkel, oder Züge aus dem Portrait einer geistreichen Dame. Eine dramatische Skizze. Von Louise Brachmann — 51—53
6. Ueber Schüchternheit. Nach dem Englischen . . . . . — 54—56
7. Der Tituskopf, oder die Herrschaft der Männer. Eine Anekdote aus dem häuslichen Leben — 57—66

II. Zeichenkunst und Mahlerei.

1. Natur und Kunst . . . Seite 69—84
2. Betrachtungen über die Zeichenkunst, mit besonderer Anwendung auf das Landschaftszeichnen. Von Fr. Barthel — 85—100

III. Tanzkunst.

1. Körperliche Bildung oder Erziehung der Jugend. Von Roller . . . . . Seite 103—106
2. Wahrscheinliche Ursache des Verfalls der Tanzkunst als Privatvergnügen. Von demselben . . . . . — 106—109
3. Ueber Damenkomplimente, für alle Situationen des gesellschaftlichen Lebens sowohl als des Tanzes. Von demselben . . . . . — 109—113
4. Theorie der Tanzkunst. Von demselben . . . . — 113—120
5. Der Länderer. Von demselben . . . . . — 121—123
6. Ein paar Worte über die Tanzmusik in diesem Toiletten-Geschenk . . . . . — 124

IV. Musik.

1. Ueber Musik und Lyrik . . — 127—134

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2. Ueber Rhythmus und Metrik Seite 135—153
3. Gesangmusik . . . . . — 154

V. Weibliche Kunstbeschäftigungen.

1. Allgemeine Bemerkungen über die Art, Blumen vor Fenstern zu ziehen. Von Kurt Sprengel . . . . Seite 157—172
2. Strickerey. Von Henr. Jügel — 176—178
3. Stickerey. Von Philipson — 179—181
4. Künstliche Näharbeiten. Von Mad. Klockenbring . — 181—182
5. Anweisung, Agrements oder Besetzungen auf Kleider aus freier Hand zu verfertigen Seite 183—186

VI. Häusliche Oekonomie.

1. Zimmerverzierungen. Von Espenhayn . . . . . — 189—190
2. Kochkunst . . . . . — 191—194

VII. Regeln zur Erhaltung und Vervollkommnung der weiblichen Schönheit.

Belehrung über die Haut . . Seite 195—200

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kunstwerke und Bücher für Damen,

welche

bey dem Verleger dieses Taschenbuchs, Georg Voß in Leipzig, erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten und zu bestellen sind.

D'Aubigny, Nina, Briefe an Natalie, über den Gesang, als Beförderung der häuslichen Glückseligkeit und des geselligen Vergnügens. Ein Handbuch für Freunde des Gesanges, die sich selbst, oder für Mütter und Erzieherinnen, die ihre Zöglinge für diese Kunst bilden möchten. Mit 5 Musiktaf. gr. 8. . . . 1 thlr. 16 gr.

Küchenlexikon, allgemeines, für Frauenzimmer, welche ihre Küche selbst besorgen, oder unter ihrer Aufsicht besorgen lassen. 2 Theile, compl. . . . . 4 thlr.

Küchentaschenbuch für Frauenzimmer, zur täglichen Wahl der Speisen auf das ganze Jahr, geb. . . . 16 gr.

Lina's Ferien, oder Sammlung verschiedener Aufsätze zur nützlichen und angenehmen Unterhaltung, 8 Bändchen, mit Kupfern, 8. geb. . . . . 6 thlr.

Linienblätter zur Stickerei, 25 Blatt. . . . . 1 thlr.

Netto et Lehmann, l'art de tricoter, développé dans toute son étendue; ou Instruction complète et raisonnée pour montrer à faire toutes sortes de tricotages simples et compliquées, d'après des modèles; mise dans un ordre méthodique. Avec 25 Planches, in fol. obl. . . . . 10 thlr.

Netto und Lehmann, die Kunst zu stricken in ihrem ganzen Umfange; oder vollständige und gründliche Anweisung, alle sowohl gewöhnliche als künstliche Arten von Strickerey nach Zeichnungen zu verfertigen. Zweite ganz umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 50 illum. und schwarzen Kupfern. quer Fol. 10 thlr.

Netto, J. F., die neueste Kunststickerey, oder Anweisung, die französischen und englischen großen Umhängetücher und Shawls von Kasimir, Tuch und Halbtuch, wie auch Sammetkragen, Mamelucken und Redingots, sowohl in Gold und Silber als auch mit ächter Seide und englischer Wolle tambourin und platt zu sticken. Mit Original-Desseins nach dem jetzigen Geschmack. Mit 6 Kupfertafeln. gr. 4. . . . . 1 thlr. 8 gr.

Netto, J. F., Muster, französische Aermel, Hemdekragen und Busenstreife mit Batist-Zwirn, Glanz-Garn und Spinal platt und in Tambourin zu nähen. brochirt . . . . . 16 gr.

Netto, J. F., Original-Desseins für die neue Stickerey in Pettinets, Filoche und Spitzengrund, bestehend in Kanten, Bordüren, Muschen und Blümchen, nebst richtiger Anweisung, durch Seiden- oder Eibisch-Papier und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

englischen Batist, den Pettinet, Filoche und Spitzengrund den Brabanter Kanten gleich zu machen. Zweite verbesserte Auflage. Mit 6 Kupfertafeln. 4. . . . . 20 gr.

Netto, J. F., Wasch-, Bleich-, Blatt- und Nähbuch, oder Anleitung zum Zeichnen und Numeriren der feinen Wäsche nach der engl. Manier; nebst Desseins zu Näharbeiten auf der Hand in gesellschaftlichen Zirkeln. Mit 12 Kupfert. und einem vorgenähten Modelltuche, in Buchstaben, Zahlen und Verzierungen. Zweite vermehrte und verbess. Auflage. klein quer fol. broch. 3 thlr. 12 gr.

Netto, J. F., Zeichen-, Mahler- und Stickerbuch zur Selbstbelehrung für Damen, welche sich mit diesen Künsten beschäftigen. 1r Theil. quer Fol. Zweite verbess. Aufl. Mit illuminirten Kupfern, und einem auf Taffet mit Gold und Seide gestickten Modelltuche. broch. . . . . 9 thlr.
gebunden . . . . . 9 thlr. 18 gr.
Mit illuminirtem Modellblatt. brochirt . . . . . 7 thlr.
gebunden . . . . . 7 thlr. 18 gr.

Desselben Buchs 2r Theil. Mit gesticktem Modelltuche. brochirt . . . . . 9 thlr.
gebunden . . . . . 9 thlr. 18 gr.
Mit illuminirtem Modellblatt. brochirt . . . . . 6 thlr.
gebunden . . . . . 6 thlr. 18 gr.

Desselben Buchs 3r Theil. Mit gesticktem Modelltuche. brochirt . . . . . 9 thlr.
gebunden . . . . . 9 thlr. 18 gr.
Mit illuminirtem Modellblatt. brochirt . . . . . 6 thlr.

Sammlung kleiner Aufsätze zur Bildung der Frauen. Mit Kupfern. 16. geb. . . . . 10 gr.

Spieß, K. H., der wahrsagende Zigeuner. Ein Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen für junge Frauenzimmer. 12. gebunden . . . . . 16 gr.

Strickerin, die elegante, oder Sammlung kleiner Strickmuster für Freundinnen des guten Geschmacks. Mit 24 Kupf. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 4. . . . . 1 thlr. 8 gr.

Toiletten-Geschenk, Erstes. Ein Jahrbuch für Damen. 1805. Mit 17 Kupfern und 8 Musikblättern. Zweite verbesserte Auflage. kl. 4. . . . . 3 thlr. 8 gr.

Toiletten-Geschenk, Zweites. Ein Jahrbuch für Damen. 1806. Mit 20 Kupfern und 10 Musikblättern. kl. 4.
Schweizer Druckpapier 4 thlr.
Holländisch Papier 5 thlr.
Velin-Papier 6 thlr.

Toiletten-Geschenk, drittes. Ein Jahrbuch für Damen. 1807. Mit 20 Kupfern und 10 Musikblättern. kl. 4.
Schweizer Druckpapier 4 thlr.
Velin-Papier 6 thlr.

Vorzeichnungen von 108 Medaillons, zu Hand- und Taschentüchern, Hemden, Tisch- und Bettzeugen. Auf 12 Kupfertafeln, gr. 4. erfunden und gezeichnet von L. R. . . . . 2 thlr.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

VI/126 Einzelblätter gewandelt, 2 Zl. bes. Blickarbeit

174/39

7,20 lb.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf